Gedanken am Wege

Reiseplaudereien aus
Deutsch-Südwestafrika

von

Dr. Ing. Ernst Freimut

S 17
0119

Deutscher Kolonial-Verlag
(G. Meinecke)
Berlin W. 30

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gedanken am Wege

Reiseplaudereien aus Deutsch - Südwestafrika

von

Dr. Ing. Ernst Freimut.

Deutscher Kolonial-Verlag
(G. Meinecke)
Berlin W. 30.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

S17/10119

Dem Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika

zu seinem 25. Geburtstag.

1884—1909.

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

48/5707

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geleitwort.

Die Literatur über Deutsch-Südwestafrika hat bereits einen beachtenswerten Umfang. Trotzdem steht die grosse Masse des deutschen Volkes diesem Land als Fremdling gegenüber.

Das Jahr 1909 bringt uns den 25. Geburtstag unseres Schutzgebietes und rechtfertigt einen neuen Versuch, dem Lande neue Freunde zu werben.

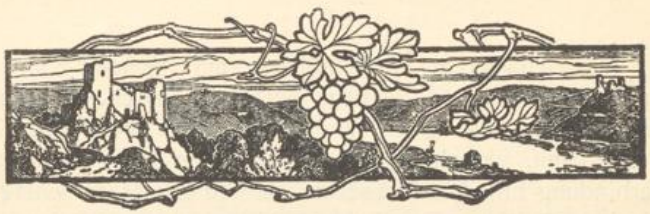
So mögen auch die vorliegenden Aufzeichnungen freundliche Blicke auf unser Schutzgebiet lenken, das dem deutschen Volke schon mehr Menschenleben gekostet hat, wie der dänische Krieg, das trotzdem eine verheissungsvolle Zukunft hat, wenn ihm alle Segnungen moderner Kultur zuteil geworden sein werden; das so mannigfache Erbarmungslosigkeiten und doch noch mehr verklärende Reize hat. Möge dies Land den Herzen recht vieler ein wenig näher gerückt werden.

Und, wenn wir den Seewind wehen lassen, wenn wir die Gedanken beim Schauen der grossen Welt zwanglos vom eigentlichen Wege abschweifen lassen, getreu Selbsterlebtem und Selbstempfundenem, dann möge der Leser erkennen, dass es für jeden wertvoll ist, die heimische, Herz und Sinne beengende Scholle einmal zu verlassen. Dem deutschen Vaterland wird es wertvoll sein, wenn recht viele seiner Söhne über See ziehen, um geistige und materielle Güter zu sammeln und der Heimat zuzutragen.

Berlin, März 1909.

Der Verfasser.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Abschied.

Mel.: „Nun leb' wohl, du kleine Gasse".

Horch, der Anker hebt sich lärmend,
Und das Schiff dreht ab vom Kai,
Weine nicht, mein Schatz, so härmend,
Mir bricht fast das Herz entzwei!

Ach, wohl kann das Schiff mich tragen
Weit hinweg vom Heimatort,
Doch mein Herz, das lass Dir sagen:
Fest verankert bleibt es dort. —

Meine Heimat seh' ich schwinden,
Meine Lieben wohnen dort,
Wie soll ich den Schmerz verwinden?
Von der Liebsten zog ich fort!

Von der Heimat weit geschieden,
Fern ein Fremdling, ungeliebt,
Ach, wie ärmlich ist's hinieden,
Weil's nur eine Heimat gibt!

Wann wird wohl das Schiff sich wenden?
Fragt die Sehnsucht ungestillt,
Wann wird diese Sehnsucht enden,
Die mein Aug' mit Tränen füllt?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die winkenden Taschentücher am Petersen-Kai in Hamburg werden zu kleinen, weissen Pünktchen. Dann verschwinden sie ganz, sodass nur noch die Phantasie ahnen kann, wo sie gewesen sind. Die letzte optische Verbindung mit den Menschen, für die das Herz schlägt, ist abgeschnitten. Das Lebensschiff nimmt, gebunden an den grossen Ozeandampfer, den Kurs in eine neue Welt der Dinge und Gedanken. — Gibt es wohl in der weiten Welt etwas Bleibendes? Hat nicht der Gedanke, dass auch die Erfüllung aller Wünsche kein dauerndes Glück gewähren kann, etwas Niederdrückendes? Und doch muss der Anfang der Lebenskunst der sein, die Dinge ohne Wehklagen so zu nehmen, wie sie sind, oder sie in Anbetracht ihrer Unvollkommenheit von sich zu werfen, d. h. die Lebensuhr freiwillig anzuhalten. Eine Pendelbewegung zwischen beiden feststehenden Grenzsteinen ist unverständig. Wer aber sollte die Lebensuhr freiwillig anhalten? Wer sollte den Willen zum Leben verneinen? — Nun, wir, die wir das Herz voll Hoffnung und Unternehmungslust die Fahrt nach Afrika antreten, haben alle Ursache, das Leben überzeugungsvoll und nachdrücklich zu bejahen. Wir geben zwar vieles auf, aber wir wollen auch vieles gewinnen.

Da werden wir aus der Welt der Gedanken in die materielle Welt zurückgeholt. Die Glocke ruft zum Abendbrot. Man gruppiert sich in einem kleinen, behaglichen Speisesalon und schaut sich zum ersten Male die Gefährten an, die nunmehr begonnen haben, in engerem Verbande die Freuden und Leiden einer längeren Seefahrt zu teilen. Eine wichtige Musterung! Gute Freunde und getreue Nachbarn sind gerade in der kleinen Welt des Schiffslebens ein wertvoller Besitz.

Die ersten Betrachtungen über die kleine Genossenschaft, die des Schicksals unergründlicher Würfel zusammengeführt hat, berechtigen zu der Hoffnung, dass hier Menschen vereinigt sind, die gute Kameraden unter ein-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ander sein können. Das wird mit Befriedigung festgestellt. Herz und Seele werden voraussichtlich auf ihre Kosten kommen.

Der Dampfer erreicht mittlerweile die Elbmündung, um auf's hohe Meer hinauszusteuern und willkürlich mit den Passagieren Experimente auf Seetüchtigkeit zu machen. In trübem und kaltem Nebel liegen die Ufer der Elbmündung da, sich in matten Umrissen aus dem Dunkel der Nacht abhebend. Das ist das letzte Bild des Vaterlandes, der letzte Gruss der Heimat. Lebe wohl, wir grüssen dich zum letzten Mal!

Diese Gedanken geben den Passagieren das Geleite in die Kabinen, wo man sich in sein Bett, „Koje" genannt, niederstreckt und, wenn man über einen den Durchschnitt überschreitenden Körperwuchs verfügt, die Feststellung macht, dass das Lager nicht lang genug ist. Ob Morpheus den Schlafsuchenden wohlgeneigt ist? Das Schlafen an Bord eines Schiffes ist nicht für jeden eine Kleinigkeit und muss von manchen erst gelernt werden. Maschinenlärm, Hitze, rollende und stampfende Bewegungen des Schiffes sind Feinde des Schlafes. Wenn mancher aber nicht mit starkem Willen Herr seiner Feinde zu werden vermag, dann wollen wir Mitgefühl haben, weil ihm eine der besten Gaben des Himmels vorenthalten bleibt. —

„Kein Tag ohne einen Strich" hat einst der in Jupiter entschlafene Plinius behauptet. Dies Wort dürfte mit Recht von vielen angegriffen werden. Denn im alltäglichen Leben gleicht im allgemeinen ein Tag dem andern und eine Nacht der andern. Anders ist es nur, wenn ein Mensch auf Reisen ist. Wenn er seinen Geist mitgenommen hat, wird es ihm nicht schwer fallen, an jedem Tag etwas Neues zu beobachten, zu erdenken, zu erdichten. Eine Ausnahme hiervon bilden aber wieder längere Seereisen. Sie vollziehen sich meist in einer kleinen Welt, die zwar schön und stimmungsvoll ist, sich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

jedoch an jedem Tag gleich bleibt, solange nicht neue Ufer gesichtet werden.

So dürfte der Versuch, während unserer Seereise die Gedanken und Erlebnisse der einzelnen Reisetage dem Papier anzuvertrauen, oft nur dürftige Früchte tragen. Wir wollen daher davon Abstand nehmen, ein Tagebuch zu führen. Wir tun besser daran, ohne Regel von all dem einen kurzen Abriss zu geben, was das Herz besonders berührt und die Gedanken besonders beschäftigt.

Neptun, der Herrscher des Meeres, zeigt sich während der ersten 24 Stunden unserer Seefahrt wohl gesinnt. Die Wogen seiner Flut sind nur mässig bewegt. Mit gutem Willen gelingt es, die Seekrankheit von sich fern zu halten. Nur einige Schwächlinge tragen die eigentümlichen Erscheinungen der Krankheit, die lediglich am eigenen Leibe hinreichend gewürdigt werden kann, zur Schau. Wahrscheinlich haben sie in Hamburg den Abschied in zu engem Verbande mit Bacchus und Gambrinus gefeiert und sich dadurch die Gunst des Herrschers der Meere verscherzt. Mögen die Götter des Himmels und der Erde sich ihrer erbarmen und auch den anderen ihre Gunst nicht entziehen. Denn es ist eine von einem bösen Geist ersonnene Folter, dieses feed the fish, wie der Engländer treffend sagt.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn bei starkem Seegang die Seekrankheit viele Opfer fordert. Unser Dampfer ist nämlich nur ein mittelgrosses Schiff. Die modernen Schnelldampfer der grossen deutschen Reedereien haben mehr als die doppelte Wasserverdrängung. Dass es sich nicht um einen erstklassigen Dampfer handelt, mag auch daraus hervorgehen, dass das Schiff auf unserer Fahrt als Pferdetransportschiff dient, indem es 500 Pferde für die Schutztruppe nach Deutsch-Südwestafrika überführen soll. Zur Wartung und Pflege der Tiere sind 8 Offiziere bezw. Rossärzte und 120 Mann bestimmt, ein Personal, das fast durchgehends nur Begleitpersonal ist und nach Ausschif-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fung der Pferde sofort wieder nach Deutschland zurückkehrt. Nur 4 Offiziere gehören der Schutztruppe an und müssen ihren Wohnsitz auf längere Zeit fern von Europa aufschlagen. Für sie hat ein findiger Kopf den treffenden Ausdruck Vollblut-Afrikaner erfunden, während alle anderen Halbblut-Afrikaner genannt werden. Wir wenigen Passagiere im bürgerlichen Gewande tauchen ganz unter in dem militärischen Milieu, das das Schiff ausfüllt.

Als zum zweiten Male Aurora ihre Morgentoilette beendet und sich aus dem Meere erhoben hat, kann man erkennen, dass Neptun eine weniger freundliche Stimmung hat, als am vorhergehenden Tage. Plagen ihn die Nachwehen eines Rausches, oder hat ihm ein ehelicher Konflikt die Stimmung verdorben?

Wie dem auch sei, die Feststellung des Tatbestandes ergibt, dass im Reiche des Meeresgottes der Friede anscheinend erheblich gestört ist. Die bleichen Wangen der Passagiere verraten eine rege Anteilnahme an dieser Situation, und ihre Herzen sind voll banger Erwartung der weiteren Tagesereignisse.

Die Meerenge von Dover und Calais wird passiert. Nach der Aussage des Kapitäns soll in dem Aermelkanal eine noch frischere Brise wehen. Die brandenden Wogen, des Meeres missratene Kinder, sollen dort ein an Wuchs und Kraft stärkeres Geschlecht darstellen. Das sind trübe Aussichten; aber gewappnet mit gutem Mut, fährt man rastlos weiter nach Süden, fliehend das nördliche Polargestirn.

Der alte Seebär, worunter die Passagiere den Kapitän verstehen, behält recht. Die Wogen des Meeres wachsen mit vorschreitender Zeit. Mit weissgekräuselten Häuptern erheben sie sich, und wie Selbstmörder zerschellen sie ihre Häupter am Bug und an den Seiten des Schiffes. Ihr Anprall gibt dem Schiff unfreiwillige Bewegungen nach allen Himmelsrichtungen, die die Passagiere, wollend oder nicht wollend, teilen müssen. Alle Bedingungen zur See-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

krankheit sind gegeben. Aber Opfer gibt es nur wenige. Vielleicht besteht schon ein wenig Anpassung, sodass dieser Seegang, den die Seeleute als einen mittelstarken bezeichnen, wenig Unheil anrichtet. Nur Unwohlsein und Appetitlosigkeit beginnen sich mit der Schnelligkeit einer epidemischen Krankheit zu verbreiten. Ueber sie jedoch hilft einstweilen noch die gute Laune allen denjenigen hinweg, die Meister des Willens sind.

Aber die Nacht! Der Meerbusen von Biscaya wird erreicht. Ein westlicher Wind ergreift das Schiff in der Flanke und verursacht eine unangenehme Drehung um seine Längsachse. Steuerbord und Backbord wechseln ihre Höhen über dem Meeresspiegel dauernd in Unterschieden von mehreren Metern, im Gleichtakt geschaukelt durch eine starke westliche Dünung. Jetzt hat die Seekrankheit unbestrittene Herrscherrechte. Nur wenige können dem bösartigen Gespenst entrinnen. Die gute Stimmung sinkt auf ein Minimum, und das Barometer der schlechten zeigt ein Maximum an. Auch der trotzende Wille sieht sich ohnmächtig. Da meldet sich bei manchem vorwurfsvoll die Frage: Warum fährst du nach Afrika?

Auch der nächste Tag verläuft im Zeichen der Seekrankheit. Die Mahlzeiten werden ausgesetzt. Die Stimmung ist beklagenswert. Nur der Trost, dass alle Dinge vergänglich sind, und dass auch wieder bessere Tage kommen werden, ist ein Balsam für die leidende Seele. „Dulde, o Herz, schon Schlimmeres hast du erduldet", sang einst Homer. Das ist ein Wort des Trostes. Weitere Gedanken kann der gelähmte Geist nicht hervorbringen. Die lebensfeindliche Seekrankheit nimmt ihm jegliche Fruchtbarkeit. Das ist selbst noch der Fall, als sich abermals der Tag verjüngt, und als der Kalender anzeigt, dass Pfingsten, das „liebliche Fest", gekommen ist.

Die Seefahrer können jetzt nicht in den schönen deutschen Wald gehen und Maien pflücken. Sie müssen in ihrem schwimmenden Gefängnis verharren und sich eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pfingststimmung durch Autosuggestion zu verschaffen suchen.

Das gelingt zunächst nicht. In früher Morgenstunde, als kaum der Sonnengott auf seinem Sonnenwagen dem Meere entstiegen ist, hat ein stärkerer Nordostwind eingesetzt. Aus dem Schiff hat er sich ein williges Spielzeug gemacht. Ein Aufenthalt in der Koje ist nicht mehr denkbar. Man rollt im Bett auf und ab und kann an Schlaf nicht mehr denken. Daher sind alle Passagiere unfreiwillige Frühaufsteher. Kleinmütig ist die Stimmung. —

Ein wenig Kenntnis der Wetterkunde muss die Herzen mit guter Hoffnung erfüllen. Nur zwei Stunden entfernt liegt das Kap Finisterre, nach dessen Erreichung die Durchkreuzung des Biscaya Meeresbusens beendet ist. Dann muss, da auf der Backbordseite wieder Küste ist, nach menschlichem Ermessen der Nordostwind unschädlich sein.

Das erwägt man hoffnungsvoll und steuert rastlos auf das Kap Finisterre zu, das im Kreise der Seeleute einen schlechten Leumund hat und der grosse Schiffskirchhof genannt wird. Der Wind fegt durch die Takelage, die Wellen stürzen über Bord, als wollten sie einen der Passagiere erhaschen und in ihr geheimnisvolles feuchtes Reich entführen.

Die Bewunderung der Majestät des Meeres, das vom herrlichen Sonnenschein in den schönsten Farben prangt, verleiht nunmehr dem ersten Pfingstfeiertag eine gewisse Andacht. Auch die Wehen der Seekrankheit beginnen sich wieder zu verflüchtigen und die in Fesseln geschlagene Seele frei zu geben. Allerdings trifft das nicht für alle zu. Einige besonders Heimgesuchte scheuen noch immer die Oeffentlichkeit und klagen die Vorsehung an, weil sie erbarmungslos an das Gespenst der Seekrankheit ausgeliefert worden sind. Ihr Schicksal ist beklagenswert, und ein mitfühlendes Herz haben alle diejenigen Gesunden, die die Leiden der Seekrankheit schon einmal am eigenen Leibe erfahren haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Hoffnungen und Berechnungen der Morgenstunden gehen gegen Mittag in Erfüllung. Das Schiff zerteilt mühelos die geglättete Flut, ohne dem gehässigen Anprall der Wogen zu begegnen. Friede zieht in die Gemüter ein und in seinem Gefolge die Freude. Das Wetter entfaltet die vielgerühmte Pracht des Südens und macht die Seefahrt zu einem ungeahnten Vergnügen. Obwohl die Entfernung von der deutschen Heimat immer grösser wird, und obwohl die Menschen, die dem Herzen nahe stehen, in immer weitere Ferne gerückt werden, verlangt eine innere Stimme gebieterisch die Fortsetzung der Fahrt, gleichsam als ob die Gewinnung jedes weiteren Breitengrades in südlicher Richtung immer grössere Naturfreuden bringen müsse. Ja, menschliches Herz, unergründliches Labyrinth! Wie selten spricht es, wie der sterbende Faust zum Augenblick: „Verweile doch, du bist so schön.“ Fast nie will es das Hier, sondern das Dort, nicht das Heute, sondern das Morgen. Die Sehnsucht ist sein aufdringlicher Begleiter. —

Der zweite Pfingstfeiertag wetteifert mit dem ersten. Wieder liebliche Sonne, friedliches Meer und freudig bewegte Menschenherzen.

Die Höhe von Gibraltar wird erreicht. Das Meer hat mittlerweile eine gesättigte veilchenblaue Farbe angenommen. Es erinnert täuschend an das Mittelmeer, dessen Farbenschönheit von den alten Griechen und Römern so viel besungen worden ist.

In der Fauna des Meeres tritt besonders in die Erscheinung, dass hin und wieder Walfische auftauchen, die das beim Auffischen der Nahrung bezw. beim Atmen eingesogene Meereswasser nach Art der Springbrunnen ausspritzen. Einen schönen Zeitvertreib findet der Passagier auch darin, dem Spiel der Seeschweine oder Tümmler zuzusehen, die meist herdenweise auftreten und graziös fast mit dem ganzen Körper aus dem Wasser emporschnellen. Ihr Treiben erweckt den Eindruck eines kindlichen Spiels, gilt aber dem Geschäfte der Atmung. Er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fahrene Weltenbummler behaupten, dass sowohl Wale wie Tümmler immer häufiger werden, je mehr man nach Süden fährt.

Die 500 Pferde, die vierbeinigen Passagiere des Schiffes, nehmen anscheinend an der Pfingststimmung nicht Teil. Sie haben infolge des Seeganges der vorhergehenden Tage stark gelitten. Ein Teil hat noch immer die für diese Lebewesen bezeichnenden Erscheinungen der Seekrankheit, welche in Fieber, Appetitlosigkeit und einem vom Magen auf den Schlund übertragenen Würgen bestehen. Auch das Erupieren, wie der Arzt sagt, das Ausleeren des Magens durch den Schlund, ist eine häufige Erscheinung, wenn auch weniger häufig wie beim Menschen. Ob diese Patienten ebenfalls die bei ihren menschlichen Gebietern auftretende alles erschütternde Gemütsverstimmung haben, lässt sich nicht entscheiden; die Seele des Tieres ist noch zu wenig erforscht. Indessen besteht die Berechtigung zu einer solchen Annahme. Die verzerrten Gesichtszüge, die trüben teilnahmlosen Augen sind das Spiegelbild einer leidenden Seele.

Für das Wohlergehen der Pferde wird getan, was in menschlicher Kraft steht. Die wichtigsten Massnahmen sind folgende: Die Pferde sind in verschiedenen Stockwerken untergebracht, welche von den einzelnen Pferden täglich gewechselt werden, da sie für die Pferde-Hygiene von verschiedenem Wert sind. Das oberste ist das vorteilhafteste; dort ist die beste Luft. Die unteren sind meist heisser, trotzdem durch besonders ersonnene Ventilatoren und Windsäcke nach Möglichkeit für Lufterneuerung gesorgt wird. Jedes Pferd kann in seinem Stand an einem Leibgurt derart aufgehängt werden, dass die Beine nur einen verschwindend kleinen Teil des Körpergewichts zu tragen haben. Die Stände selbst sind in Anbetracht der räumlichen Beschränktheit so eng, dass sie gerade das Pferd umgrenzen. Das hat den Vorteil, dass die Pferde besser die Schwankungen des Schiffes ertragen und nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

umfallen können. Auf diese Weise und unter Zuhilfenahme des Leibgurtes kann man kranken Pferden grosse Erleichterung gewähren. Bedenklich erkrankte Pferde erhalten an besonders günstigen Stellen des Schiffes einen besonders geräumigen Stand oder Stall, wo ihre Pflege mit allen Mitteln der Tierheilkunde betrieben werden kann. Damit die Pferde nicht der wichtigen Körperbewegung verlustig gehen, ist auf dem Oberdeck eine Wandelbahn angelegt. Hier werden sie täglich etwa eine Stunde spazieren geführt.

Unter solchen Umständen darf behauptet werden, dass für die Wartung und Pflege der Pferde getan wird, was in menschlichen Kräften steht. Nur der Gedanke, dass die Pferde Todeskandidaten sind, indem sie vermutlich in Afrika einem frühen Tode verfallen werden, hat für den Tierfreund etwas Niederdrückendes.

Die Kritik über die Verpflegung an Bord ist mittlerweile spruchreif geworden. — Man verzeihe diesen rein materiellen Abschnitt mit Rücksicht auf die bevorzugte Stellung, welche die Magenfrage unbestreitbar im menschlichen Leben einnimmt, indem nur wenige Menschen das Essen und Trinken als ein notwendiges Uebel ansehen. Soll doch sogar alle Liebe durch den Magen gehen! — Arme Ehefrauen und Mütter! Wenn Eure Männer und Söhne dereinst wieder nach Hause kommen, werdet Ihr ihnen mit den von Euch sorgsam bereiteten Mahlzeiten kaum noch Achtung einflössen können. Ein von einer talentvollen Zunge unterstützter Geist waltet hier und hat das Ziel, einen jeden Tag zu einem Hochzeitsgelage zu machen. Nur schwer könnte geschildert werden, welche Mannigfaltigkeit, gepaart mit Schmackhaftigkeit und Appetitlichkeit, in der Bereitung der Speisen zutage tritt.

Der Mahlzeiten sind 7, nämlich 3 Hauptmahlzeiten und 4 Nebenmahlzeiten. Der Hygieniker wird den Kopf schütteln und mit einigem Recht von grobem Unfug reden. Denn fraglos bedeutet die grosse Anzahl von Mahlzeiten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eine Belastung des Organismus, die nicht ohne nachteilige Folgen bleiben kann.

Ein Lob gebührt auch den Kellnern, denen leider in der deutschen Seefahrt allgemein mit der Anrede „Steward" aufgewartet wird. Ihre Aufmerksamkeit und Freundlichkeit macht keine Pausen. Fast jeden Wunsch vermögen sie vom Gesicht abzulesen.

Der lobenswerte Küchenbetrieb wird dadurch ermöglicht, dass das Schiff mit dem besten Proviant ausgerüstet ist. So ist Schlachtvieh jeder Art an Bord: Hühner, Gänse, Enten, Hammel, Ochsen usw. Wenn einmal einer der stattlichen Ochsen sein Leben lassen muss, ist ein grosser Teil der Passagiere unsichtbar. Böse Zungen erzählen sich dann, dass die Furcht vor Verwechslungen die Veranlassung sei. Wahrscheinlich aber wollen sie dem hässlichen Vorgang des Schlachtens aus dem Wege gehen, der jedes empfindsame Gemüt unangenehm berühren muss.

Bemerkenswert und bedauerlich ist, dass an Bord nicht eine einzige Frauensperson weilt, trotzdem sonst die wichtigsten Lebewesen des Erdballs vertreten sind. Einige Fahrgäste erblicken in dem Fehlen der Frauen etwas Erfreuliches. Wo nicht die Liebe und der Flirt, da siegt die Arbeit und die Tugend, so sprechen sie und behaupten, das Fehlen der Töchter Evas nicht zu vermissen. Nun, sie mögen ihre Gesichtspunkte haben! —

Gibraltar liegt schon im Rücken. Die Wolken des Himmels weilen noch immer jenseits des Horizonts. Ungestört kann die Sonne ihre warmen Strahlen zur Erde herniedersenken, hervorleuchtend aus dem sattblauen Himmelszelt. Zur Mittagszeit kämpft sie sich immer mehr nach dem Zenit hin, so dass sie fast senkrecht über dem Schiff steht. Die senkrechte Stellung der Sonne fällt dem Sprössling aus der gemässigten Zone besonders auf und beweist ihm, dass das Wort „wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten" nicht immer richtig ist. „Wo helles Licht ist, ist dunkler Schatten" müsste man richtiger sagen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Tage werden immer kürzer, je näher das Schiff dem Aequator kommt. Das ist naturgemäss deswegen der Fall, weil auf der nördlichen Halbkugel jetzt Sommer ist, und weil die Sonne dort jetzt länger weilt als auf der südlichen Halbkugel.

Eine auffallende Erscheinung besteht darin, dass es in der Nähe des Aequators und besonders auf dem Aequator selbst ausserordentlich schnell Tag bezw. Nacht wird. Das kommt daher: Der Aequator ist der längste Breitengrad; alle Gegenstände, die sich dort befinden, bewegen sich infolge der Drehung der Erde schneller vorwärts als z. B. Gegenstände auf einem durch Deutschland gehenden Breitengrade. Je schneller die Fortbewegung stattfindet, desto schneller wird auch das Licht der feststehenden Sonne gewonnen bezw. verloren. So erklärt es sich, dass in der heissen Zone Tag und Nacht ziemlich unvermittelt hereinbrechen. Wenige Minuten nach der Morgenröte ist heller Tag, wenige Minuten nach dem Untergang der Sonne finstere Nacht. Das kann man schon jetzt feststellen, trotzdem wir noch einige Tagereisen vom Aequator entfernt sind.

Mit dem Fernrohr werden nämlich gerade die Kanarischen Inseln gesichtet, deren Erreichung erwartungsvoll gewünscht wird. Was das Fernrohr herbeigezaubert, kann bald auch das unbewaffnete Auge erblicken. Unvergesslich bleibt der Anblick, wie die Inseln allmählich aus dem Meere auftauchen und den Seefahrern den Anblick von lieblich gebetteten Eilanden gewähren. Die Farbenpracht des gesegneten Südens fordert die Bewunderung und Anbetung heraus, und die Begierde verlangt das Anlaufen in einem Hafen, in dem Wahn, ein Paradies erreicht zu haben.

Wenn man im Golf von Neapel die italienische Küste und an ihrem Saum die Stadt Neapel mit ihrem Wahrzeichen, dem rauchenden Vesuv, erblickt, erreicht die Bewunderung den Höhepunkt, und man glaubt an die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Berechtigung des stolzen Wortes: „Sieh' Neapel und dann stirb". Aber wehe, wenn man das Ziel seiner Begierde wirklich erreicht, wenn man den Fuss an Land setzt; dann merkt man, dass man das Opfer einer Täuschung geworden ist. Menschliches Elend in jeder Form, Schmutz und Gemeinheit, Armut und Hilflosigkeit in höchster Vollendung starren dem Beschauer entgegen und mahnen zur schnellen Flucht. Auch die umgebende Landschaft kann, wenn man sie durchquert, nur wenig bieten, und mit Staunen sucht man nach einer Erklärung, wie sie, als Ganzes genommen, aus der Ferne so grossartig hat wirken können. Die Sonne im blauen Aether übergiesst mit goldenem Licht das ganze Bild und löst die wunderbare Gesamtwirkung von Meer, Gebirge und Stadt, die in günstigster Gruppierung vereinigt sind, aus. Das ist die Erklärung.

So halten auch die Kanarischen Inseln nicht, was sie aus der Ferne versprochen haben. Wenn man Las Palmas, die Hauptstadt von Gran Canaria, erreicht hat und den lang ersehnten festen Boden endlich unter den Füssen fühlt, muss man mit Wehmut bekennen, das Opfer eines Betruges geworden zu sein. Durch ein Kaleidoskop schaut man, solange man auf dem offenen Meere ist. An Land wird das Kaleidoskop zu einer schwarzen Brille.

Im fremden Lande neigt der Deutsche dazu, alles mit anderem Massstabe zu messen, wie in der eigenen Heimat, und alles grösser und schöner zu finden, als es in Wirklichkeit ist. Wenn wir gerecht sind, werden wir über die Insel Gran Canaria nicht besser als folgendermassen sprechen müssen:

Es kann nichts angeführt werden, was dies Land vor der deutschen Heimat wesentlich auszeichnete. Die südliche Flora hat zwar ihre eigenartigen Reize, unter denen aber der Reiz der Neuheit der wesentlichste ist. Die Schönheit und Mannigfaltigkeit der deutschen Flora hält

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einen Wettbewerb mit ihr ohne Zweifel aus. Das einzige, was für manche Naturen als schwerwiegend in die Wagschale fällt, ist das sonnige Klima, das keine Winterstürme sieht, das bei stetem Sonnenschein und lauen Winden nur zwei Jahreszeiten, Frühling und Sommer, kennt. Ein solches Moment darf vielleicht nicht unterschätzt werden. Unter dem ewig blauen Himmel leben trotz der grossen materiellen Not glückliche Menschen, die nur das Heute kennen, die von der Hand in den Mund leben, ohne Sorge, was das Morgen bringt. Das erklärt aber auch, warum das Land in kultureller Beziehung sehr im Rückstande ist. Die Mutter der Heroen, die eherne Notwendigkeit, ist hier nicht heimisch. Daher fehlt das Werte schaffende, aufwärts strebende Leben, und der deutsche Staatsbürger fühlt sich angeekelt durch den Schmutz der Strassen, durch die mangelnde Baukunst der Häuser, durch den Bettlersport und die niedrig stehende Moral von Mensch zu Mensch, von Mensch zu Tier. Ein längeres Verweilen möchte nur gegen den freien Willen erfolgen.

Unser Dampfer verwandelte sich während des Aufenthalts auf der Reede von Las Palmas zu einem grossen Jahrmarktsplatz. Gleich nach seiner Ankunft schossen vom Ufer aus zahllose kleine und grosse Kähne auf ihn zu, auf denen Dinge aller Art feilgeboten wurden: Früchte, Zigarren, Kanarienvögel (benannt nach den Kanarischen Inseln), Papageien und Seidenwaren. Letztere geniessen einen Weltruf, und viele der braven deutschen Krieger füllten die letzten Ecken in ihren Koffern mit zarten Geweben, um der Liebsten zu Hause zu beweisen, dass sie ihrer gedacht. Der Handel, der zuerst vom Wasser aus betrieben wurde, fand nachher seinen Mittelpunkt auf dem Schiff selbst. Die Händler kletterten mit samt ihren Waren wie die Affen auf das Schiff, und nicht das dreifache Personal, als das zur Verfügung stehende, hätte ausgereicht, um sie erfolgreich zu bekämpfen. Der achtstündige Aufenthalt unseres Schiffes hat für sie eine gute

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ernte abgeworfen, während sich keiner der Passagiere eines vorteilhaften Kaufes hat rühmen können. —

Das Schiff überschreitet den Wendekreis des Krebses und bewegt sich nun in dem geographischen Gebiet der Tropen. Hier zeigt das Meer wieder die graugrüne Farbe der nordischen Gewässer. Eigenartig berührt der Umstand, dass das Meer dauernd gleichmässig ruhig ist. Erfahrene Seeleute sagen aus, dass hier hohe Wellen so gut wie gar nicht vorkommen. Das wird mit der Tatsache zusammenhängen, das grosse Temperaturunterschiede, Abkühlung und Erwärmung, in Anbetracht des stets gleichmässigen Klimas nicht vorkommen. Die Beständigkeit der Atmosphäre wird auch durch die Gleichförmigkeit des Windes bewiesen. Es weht andauernd ein lauer Nordostwind. Solche Winde, die über lange Strecken des Meeres stets gleichförmig wehen, nennt der Seemann Passatwinde. Das Andauern unseres Nordostpassats ist uns noch für einige Tage vorhergesagt worden. Dann soll für mehrere Tage, bis etwa zum Schluss unserer Reise, ein Südpassat einsetzen.

Die Ruhe des Meeres wird oft durch fliegende Fische interessant gestört. Sie tauchen aus dem Meere auf, fliegen 20—50 m und tauchen wieder in die salzige Flut. Bei ihrem Anblick wird sich der Mensch der Mannigfaltigkeit der Natur bewusst. Indessen ist die Natur bei der Schaffung der fliegenden Fische keine Verschwenderin gewesen. Man muss, auch ohne Naturforscher zu sein, annehmen, dass die Fische, abgesehen von ihrem Flugapparat, mit schlechten Organen des Körpers und Geistes ausgerüstet sind. Andernfalls wäre ihnen die Erhaltung ihres Lebens zu leicht gemacht und eine Uebervölkerung des Meeres, so dass es eine starre Masse werden könnte, wäre eine mögliche Folge. Die Rechenexempel im Haushalt der Natur pflegen gewöhnlich fehlerfrei zu sein.

Während der Dunkelheit sind in der Nähe des Schiffes

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bisweilen zahllose leuchtende Punkte, sprühenden Funken vergleichbar, im Wasser sichtbar. Das sind, wie die Naturforscher lehren, kleine Geschöpfe, die einen eigenen Leuchtapparat mit sich führen. Sie gehören im allgemeinen der Tiefsee an, wo ihnen ihr Leuchten den dunklen Pfad erhellen und das Geschäft der Nahrungssuche erleichtern soll. Bei besonderen atmosphärischen Verhältnissen kommt es vor, dass sie an die Meeresoberfläche kommen und diese in einen helleuchtenden Zustand versetzen — Meeresleuchten —, sodass das Meer eine märchenhafte Schönheit annimmt. Auf unserer Fahrt zeigten sich diese leuchtenden Wesen nur in der Nähe des Schiffes. Sie waren vermutlich durch die Schiffsbewegung an die Oberfläche gespült worden. Das ist natürlich ausgeschlossen für alle jene phantastischen Lebewesen, die einige tausend Meter tief im Wasser leben, und die auch nur dort leben können, weil ihr Organismus angepasst ist, stets einen ausserordentlich hohen Wasserdruck auszuhalten. Wenn gelegentlich der wissenschaftlichen Tiefseeexpedition solche Lebewesen an das Licht der Welt gebracht wurden, soll sich jedesmal gezeigt haben, dass sie infolge des fehlenden Wasserdrucks sofort auseinanderplatzten und starben.

Die drückende Hitze ist ein lästiger Begleiter. In den Kabinen sind seit Ueberschreitung des Wendekreises meist 32—35 Grad Celsius. Dort wirkt der Aufenthalt wie ein Schwitzbad, und Schlaf zu finden gelingt selbst jenen Schlafkünstlern nicht, die sich rühmen, überall und unter allen Verhältnissen schlafen zu können und den Schlaf als die angenehmste Beschäftigung bezeichnen. An Bord macht sich die Hitze nicht in demselben Masse bemerkbar. Im Schatten und an luftigen Orten kann über sie nicht Klage geführt werden.

Eine kurze Abkühlung der tropischen Hitze bringt ein Gewitter. Fernes Donnerrollen und drückende Gewitterschwüle verdrängen den Schlaf aus seinem auch so

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schon schwer umstrittenen Rechte. Gegen 3 Uhr morgens ballen sich im fernen Osten pechschwarze, unheilverkündende Wolken zusammen. Eine Stunde später erhebt sich ein orkanartiger Wind. Dann ergiesst sich, während Blitz und Donner sich in erhabenen Leistungen zu überbieten suchen, des Himmels feuchter Segen über das Schiff und Meer. Es scheint, als ob die Elemente sich verschworen haben, das friedlich fahrende Schiff zu vernichten. Dies Schauspiel der entfesselten Elemente — Donner, Blitz, Orkan — hat erhabene und gewaltige Reize, insbesondere für den Naturfreund, der hierin eine von der Vorsehung freundlichst gewährte Schaustellung erblickt oder der, wie jener gläubige Pater profundus in Goethes Faust den Sinn hineinlegt: „Sind Liebesboten, sie verkünden, was ewig schaffend uns umwallt". Es gibt jedoch auch Naturen an Bord mit einem schwächlichen Zwerchfell, die schnell einen kleinen Handkoffer packen und sich nur auf dem Umkreis eines Kreises bewegen, dessen Mittelpunkt ein Rettungsgurt ist, und dessen Halbmesser nicht über 1 m beträgt.

Erstaunlich ist, dass trotz des starken Sturmes die Wellen nicht hoch gehen. Die Seeleute behaupten, dass bei stark niedergehendem Regen das Meer durch den Druck des Regens niedergehalten wird. Die Seegeschichten von den Gewitterstürmen mit den riesengrossen Wellen sollen gut erfunden sein, aber nicht den Vorzug der Wahrheit haben. —

Wie stets im menschlichen Leben, wechseln auch an Bord die Stimmungen. Aber den guten verbleibt die Vorhand, da die Summe der Glückswerte nicht unbeträchtlich ist. In froher Stimmung verlaufen die ersten vierzehn Tage der Seefahrt. Mit vorschreitender Zeit wird dann der Wunsch nach Beendigung der Reise immer nachdrücklicher, und das Gefühl, in einem Kerker eingesperrt zu sein, immer lebhafter. Das wird meist so sein, wenn man sich nicht auf einem unserer grossen modernen Schnell-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dampfer befindet. Dort ist die Welt bedeutend grösser wie die unsere; dort wird das stockende Gleichmass der Tage durch mannigfache Anregungen und Abwechselungen angenehm bewegt.

Unsere räumliche Beschränktheit wird immer drückender als ein Mangel an Freiheit empfunden. Zu ihr gesellt sich eine gewisse geistige Beschränktheit. Es ist eine alte Erfahrung, dass der Geist auf einer Seefahrt seine Funktionen mehr oder weniger einstellt und den Konkurs anmeldet. Nur mit roher Gewalt kann er zur Tätigkeit gezwungen werden; selbst eine leichte Lektüre bezeichnet er als rücksichtslose Belästigung.

Wenn man in der Lage wäre, den langsamen Lauf der Stunden durch Schlafen auszufüllen, könnte Abhilfe geschaffen werden. Der Schlaf jedoch ist ein Rebell. Die anregende Seeluft, der dauernde Maschinenlärm und die drückende Hitze bewirken eine allgemeine Schlaflosigkeit.

So kommt es, dass der wesentlichste Teil der Zeit mit Essen und Trinken ausgefüllt wird. Hierzu geben die sieben Mahlzeiten, die zuständig sind, hinreichend Gelegenheit, und der Wille, der bereits grosse Verluste an Stärke und Kraft aufzuweisen hat, ist nicht stark genug, die Teilnahme an einem Teil der Mahlzeiten abzulehnen. Daher meldet sich die Vernunft mit der Forderung, dass möglichst bald das sybaritische Leben durch spartanische Einfachheit ersetzt und die Tore des Kerkers, den unser Schiff allmählich vorzustellen beginnt, wieder geöffnet werden möchten.

Dem Auge zeigt sich noch immer nichts als Himmel und Wasser. Die afrikanische Küste liegt fern und kann nur geahnt werden. Dorthin schweift das geistige Auge und arbeitet träumerisch an der Ergründung der Dinge, die in der Zukunft liegen. Noch mehr schweift es nach Norden, wo die gleiche Sonne den deutschen Landen den Tag bringt. Entfernungen, mit denen der Geist bisher

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

noch nicht gerechnet hat, trennen sie von dem Hier und hüllen alles, was dort ist, in ein Dunkel. Die Phantasie hat keinerlei verbürgtes Material für ihre grossen Gebilde. Sie tappt völlig im Dunkeln. Sie webt mit rosiger Zuversicht und lässt unter den blinkenden Strahlen der Sonne, die zu gleicher Zeit auf die deutschen Lande herabschaut und gewissermassen das Hier mit dem Dort verbindet, Blüten und Blumen entstehen, bis sie sich wieder ihrer Ohnmacht bewusst wird und mit Faust spricht: „Ach zu des Geistes Flügeln wird so bald kein körperlicher sich gesellen".

Für einen Liebhaber der Astronomie bietet die Seereise Anregungen der mannigfachsten Art. Das Schiff befindet sich in der Höhe des Aequators und ist im Begriff, auf die südliche Halbkugel des Erdballs überzutreten. Auf ihr präsentieren sich Sonne, Mond und Sterne anders wie auf der nördlichen. Die Umwendung hat sich allmählich vollzogen und hat am Aequator hinreichend Klarheit angenommen.

Die Sonne befindet sich jetzt während des deutschen Sommers im Wendekreis des Krebses, d. h. sie hat ihren höchsten Stand nördlich des Aequators, so dass dort und nicht auf dem Aequator zurzeit die heissesten Tage sein müssen. Hieraus ergibt sich auch von selbst, dass für den Bewohner der südlichen Halbkugel die Sonne mittags im Norden steht, eine Erscheinung, an die sich der Fremdling erst allmählich gewöhnt.

Dieser Stand der Sonne hat zur Folge, dass auf der südlichen Halbkugel jetzt Winter ist, und dass die Tage ihre kürzeste Dauer haben. Die Temperatur der Luft und des Wassers wird daher in dem Masse fallen, je weiter das Schiff nach Süden fährt, und in demselben Masse wird sich die Tageslänge verringern. Am Aequator geht die Sonne seit Adams Zeiten um 6 Uhr morgens auf und um 6 Uhr abends unter. Es besteht also dauernd Tag- und Nachtgleiche. Nördlich des Aequators nehmen die Tage

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu und südlich ab, wenn die Sonne im Wendekreis des Krebses steht. Auf dem Nordpol ist dann der längste Tag und auf dem Südpol die längste Nacht. Das Umgekehrte ist der Fall, wenn die Sonne im Wendekreis des Steinbocks steht. Hieraus folgt, dass z. B. das Weihnachtsfest von den Südwestafrikanern in der heissesten Sommerhitze gefeiert werden muss.

Der nächtliche Sternenhimmel erscheint meist ebenso hell und klar wie in kalten Winternächten über den deutschen Landen. Naturgemäss weist er ein anderes Firmament auf.

Der Nordpolarstern, der treue Wächter der nördlichen Himmelsachse, ist im Meere verschwunden und hat sein Erscheinen erst wieder in Aussicht gestellt, wenn der Aequator auf gewendeter Fahrt um einige Tagereisen überschritten sein wird. Am südlichen Sternenhimmel hat er einen Bruder, dem dort eine ähnliche Funktion zugewiesen ist. Er heisst das südliche Kreuz. Indessen hat dies Sternbild — wahrscheinlich gegen seine Anweisung — so weit von dem Drehpunkt der Himmelsachse Aufstellung genommen, dass ihm die Würde eines südlichen Polarsternes nicht völlig zugesprochen werden kann, dass es vielmehr nur ein Zirkumpolarstern genannt werden darf. Immerhin ist es das Sternbild, das bei deutlicher Sichtbarkeit am nächsten den südlichen Himmelspol umkreist.

Das Gleiche tut der Mond, der treue Trabant der Erde. Auch auf die südliche Halbkugel strahlt er sein von der Sonne geborgtes mildes Licht. Hierbei treibt er ein sonderbares Spiel. Die Regel, dass das Mondlicht zunimmt, wenn sich aus der Sichel der erste Bogen eines kleinen deutschen z machen lässt, und dass es abnimmt, wenn sich aus der Sichel ein kleines a machen lässt, hat hier in genau umgekehrtem Sinne Gültigkeit. Auf dem Aequator findet der allmähliche Uebergang statt. Dort ist von dem Beschauer nicht zu entscheiden, ob der Mond zu- oder abnimmt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das sonstige Firmament weist zahllose Sterne und Sternbilder auf (Fixsterne), die auf der nördlichen Halbkugel nicht zu sehen sind. Nur die zu unserem Sonnensystem gehörenden Planeten sind, jeder zu seiner Zeit, hier sichtbar. Augenblicklich präsentiert sich in den frühen Abendstunden die viel gefeierte Venus. In blendender jungfräulicher Schönheit taucht sie gegen 9 Uhr abends in das westliche Meer und löst bei den Seefahrern stimmungsvolle Erinnerungen an Bilder froher Tage aus, die unter ihrem Zeichen auf deutschem Boden vollendet wurden. —

Der Aequator wird überschritten. Das im Seemannsleben gebräuchliche Neptunsfest darf nicht ausfallen!

Ein lauter Pfiff der grossen Dampfpfeife gibt das Zeichen, dass der denkwürdige Augenblick gekommen ist, in welchem das Schiff den Aequator überschreitet und in die südliche Halbkugel des Erdballs übertritt. Die Fahrgäste haben sich auf dem Vorderdeck versammelt. Ein Teil bemüht sich, die nach Angabe des Kapitäns deutlich im Meer sichtbare Aequatorlinie mit dem Auge zu erfassen und den denkwürdigen Augenblick mit erhöhter Andacht zu geniessen. Naturgemäss ist ihre Mühe erfolglos. Aber die enttäuschte Seele wird bald durch andere Dinge gefesselt. Es erscheint eine Abordnung Neptuns, des Herrschers über alle Meere und Flüssigkeiten. Ohne sich auszuweisen, beginnt sie die Zeremonie der heiligen Meerestaufe an allen denjenigen vorzunehmen, die nicht bereits ein Taufzeugnis aufweisen können.

Mit Werkzeugen, die für einen nach Broterwerb trachtenden Barbier völlig ungeeignet sein dürften, werden die bärtigen Männergesichter rasiert oder, richtiger gesagt, ein Rasieren vorgespiegelt. Auf das nach dem heiligen Taufritus vorgeschriebene Zahnziehen verzichten die Boten Neptuns, damit die braven deutschen Krieger in Afrika den Hereros und Hottentotten besser die Zähne

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zeigen können. Dagegen wird als Ausgleich die Wassertaufe umso gründlicher vorgenommen. Sämtliche Eimer des Schiffes werden zur Dienstleistung herangezogen. An jegliche Leitung, die das Schiff durchquert, wird ein Schlauch grossen Kalibers angelegt. Aus allen Himmelsrichtungen stürzen die nassen Fluten herbei und befeuchten die Täuflinge, so dass keiner sich rühmen kann, noch einen trockenen Fleck am Körper zu haben. Die Wasser haben eine wunderbare Wirkung. Die Täuflinge beginnen alsbald auch ihrerseits an den Zeremonien der heiligen Taufe mitzuwirken. Eine grosse allgemeine Wasserschlacht geht in Szene. Hierbei wird die Abordnung Neptuns hart mitgenommen, weil grosse Erbitterung darüber herrscht, dass Neptun sein Nichterscheinen mit einer, wahrscheinlich vorgeblichen, Unpässlichkeit hat entschuldigen lassen.

Abends vereinigt ein grosses Festessen die Fahrgäste und die Besatzung des Schiffes. Neptun selbst erscheint diesmal und übernimmt den Vorsitz. Auch seine Gemahlin, eine brünette, blauäugige, energisch ausschauende Dame in geschmackvoller Robe, seinem Königsornate entsprechend, hat ihm das Geleite gegeben. Mannigfache Festreden werden gehalten. Selbst der internationale Neptun erweist sich als ein Meister der deutschen Sprache. Man trinkt viel und von den besten Flüssigkeiten, die in der ganzen Gegend aufzutreiben sind. Denn Neptun hat als Beherrscher aller Meere und Flüssigkeiten Allerhöchsten Befehl gegeben, dass das flüssige Element nach Güte und Fülle nicht geschont werde.

So nimmt das Fest einen feuchtfröhlichen Verlauf. Nur eine kleine Disharmonie stört vorübergehend die Stimmung. Frau Neptun wird plötzlich infolge zu reichlichen Genusses von Flüssigkeiten unwohl. Der schnell herbeigerufene Schiffsarzt nimmt mit gewichtiger Amtsmiene eine sorgsame ärztliche Untersuchung vor und stellt zum Schrecken der Festversammlung fest, dass Frau Nep-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tun ein Mann ist. Auf Vorhalt des Tatbestandes entschuldigt sich Neptun niedergeschlagen damit, dass er seine angetraute Gemahlin zur Strafe zu Hause gelassen habe, weil sie ihm am Vormittag eine längere unberechtigte Gardinenpredigt gehalten habe. Viele Festteilnehmer können ihre Missstimmung über den Vorfall nur schwer vergessen. Sie haben mit Frau Neptun viel geflirtet und kokettiert und sich schon in den schönsten Hoffnungen gewiegt, die sie nun jäh in ein Nichts zerfliessen sehen. „Schmach dem, der Böses dabei denkt"!

Die Nachwehen des Neptunsfestes, die nach dem Vorgefallenen nicht ausbleiben können, zeigen sich unerbittlich und standhaft. Der Geist, dem ein solcher Zustand unerträglich dünkt, meldet sich daher auf mehr als einen Tag beurlaubt. Nach Rückkehr vom Urlaub beschäftigt er sich endlich einmal mit der so nahe liegenden Frage, wie hier in der tropischen Zone Sommer und Winter, sowie die längsten und kürzesten Tage verteilt sind. Das Ergebnis ist folgendes:

Man kann davon reden, dass in den Tropen während eines Jahres gewissermassen ein Winter und zwei Sommer sind. Das hängt folgendermassen zusammen: Die Sonne hat für alle Orte, welche ausserhalb der beiden Wendekreise liegen, nur an einem Tage im Jahr einen höchsten und dementsprechend nur an einem Tage einen niedrigsten Stand. Das ist für alle Orte der längste bezw. kürzeste Tag und zugleich die Sommer- bezw. Winter-Sonnenwende und der Beginn des Winter- bezw. Sommer-Halbjahres. Für alle Orte innerhalb der beiden Wendekreise dagegen hat die Sonne zweimal im Jahr einen höchsten und einmal einen niedrigsten Stand. Wenn sie ihren höchsten Stand hat, steht sie genau im Zenit des betreffenden Ortes, wenn den niedrigsten, nördlich bezw. südlich des Zenits, je nachdem wir die südliche oder die nördliche Halbkugel in den Kreis der Betrachtung ziehen.

Hieraus folgt, dass innerhalb der Wendekreise, mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ausnahme der Aequatorlinie selbst, dreimal im Jahre Sonnenwende ist, und zwar zweimal Sommer-Sonnenwende und einmal Winter-Sonnenwende, sodass man im astronomischen Sinne von zwei Sommern und einem Winter sprechen darf. In klimatischem Sinne hat das natürlich keine wesentliche Bedeutung. Sommer und Winter haben fast das gleiche Klima.

So kommt es auch, dass jetzt, zwei Tagereisen hinter dem Aequator, eine Abnahme der heissen Witterung kaum festzustellen ist. Das wird im allgemeinen immer so sein. Trotzdem ist es uns insofern auffällig, als die Sonne seit einigen Tagen verfinstert ist und das liebliche Blau des Himmels durch trübe Wolken, welche den heissen Sonnenstrahlen den Weg abschneiden, verdeckt ist.

Einige mit kriminalistischen Gaben ausgerüstete Fahrgäste geben bei Beobachtung des finsteren Himmels der Vermutung Ausdruck, dass der Kapitän das Blaue vom Himmel herunter geschwindelt haben müsse. Das Ueberschreiten der Aequatorlinie hat nämlich sein Gewissen gewaltig eingeschläfert und als Ausgleich seine Phantasie und Zunge geweckt, sie in einen gewissen Zustand von Anarchie versetzend. Viele geisterhafte Geschichten aus seinem Munde, selbst Vorkommnisse aus der vierten Dimension, beschäftigen die Gedanken der Denkenden und rauben ängstlichen Gemütern die Seelenruhe.

Uebrigens verfolgt der Kapitän damit, dass er viele unglaubhafte Geschichten erzählt, wahrscheinlich die Taktik, den Menschen das viele Fragen abzugewöhnen. Zu einer solchen Annahme berechtigt ein Zwiegespräch, das von ihm und einem nicht sonderlich begabten, aber stets sehr neugierigen Fahrgast geführt wird:

Fahrgast: Sind Sie schon lange auf diesem Schiff?

Kapitän: Ja wohl, 30 Jahre.

Fahrgast: Wer war vorher auf dem Schiff?

Kapitän: Mein Vorgänger.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fahrgast: War der auch so lange auf dem Schiff?
Kapitän: Ja wohl, auch 30 Jahre.
Fahrgast: Warum ist er dann fortgegangen?
Kapitän: Er ist gestorben.
Fahrgast: Woran ist er gestorben?
Kapitän: Den hat ein Fahrgast zu Tode gefragt.
Fahrgast: Ah! —

Das personifizierte Fragezeichen ist seitdem sehr schweigsam und ein ruhender Punkt geworden.

Der Dienst des Schiffspersonals ist ein sehr schwieriger und aufreibender und wird in dieser Hinsicht kaum durch irgend einen Beruf auf dem Festlande übertroffen. Die Steuerleute und Schiffsoffiziere (mit Ausnahme des ersten Offiziers) haben stets 4 Stunden Dienst und 4 Stunden Ruhe. Das ergibt einen Lebenswandel, der auf Tag und Nacht keinerlei Rücksicht nimmt und nach allgemeiner Ansicht recht unhygienisch sein dürfte. Das sonstige Schiffspersonal hat ebenfalls einen sehr anstrengenden Dienst. Wenn es auch während der Nachtzeit etwa 5—6 Stunden Ruhe hat, so ist es doch fast während der ganzen übrigen Zeit in dauernder Tätigkeit.

Das Maschinenpersonal steht sich scheinbar noch am besten. Für dasselbe besteht die Dienstordnung: 4 Stunden Dienst, 8 Stunden Ruhe. Hierbei muss aber berücksichtigt werden, dass der Dienst des Maschinenpersonals sehr anstrengend ist, wenn auch die Ansichten von der barbarischen Hitze im Heiz- und Maschinenraum vielfach übertrieben sind. Im allgemeinen herrschen dort 30 Grad Celsius. An sehr heissen, windstillen Tagen steigt das Thermometer auf 40 Grad und mehr. Das sind indessen seltene Ausnahmen.

Der Seemannsberuf verlangt viel Entbehrungen und Einschränkungen und kann fraglos nur aus angeborener Neigung oder aus Unkenntnis der in anderen Berufen bestehenden besseren Verhältnisse ergriffen werden. —

Die Sehnsucht nach Land wird immer brennender.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

An das Erreichen der Küste knüpft die Phantasie ihre schönsten Hoffnungen. Denn das Leben an Bord wird allmählich immer mehr als eine Haftstrafe empfunden. Die Begierde ruft nach Land, und die Erwartung hadert mit dem Schicksal wegen der Geduldsproben, die so langsam verlaufen.

Die Stimmung wird bei unseren militärischen Passagieren nach der schlechten Seite auch dadurch beeinflusst, dass eines der 500 Pferde das Zeitliche segnet. In dieser Missstimmung äussert sich weniger eine Teilnahme an dem Schicksal des Verstorbenen — denn auf der Strasse des Todes wandeln wir alle — als der gekränkte Ehrgeiz. Man hatte sich als festes Ziel gesteckt, sämtliche 500 Pferde lebend in Swakopmund zu landen und hatte keine Mühe bei Tag und Nacht gescheut, den Plan zur Tat zu machen. Hiermit war der Ehrgeiz durchaus nicht auf die Spitze getrieben worden. Von einem früheren Transport her bestand ein Rekord, der schwer zu schlagen oder zu erreichen war. Es waren 500 Pferde in Hamburg eingeschifft und 501 in Swakopmund gelandet worden. Das ist keine sagenhafte Legende. Glaubwürdige Gewährsmänner verbürgen die Wahrheit. Das Rätsel löst sich sehr einfach: Während der Seereise hatte ein Fohlen sich erlaubt, das Licht der Welt zu erblicken.

Die Fahrt wird ohne Störung fortgesetzt. Nach eines Tages Wende kann die Ankunft auf der Reede von Swakopmund erwartet werden. Das gibt Veranlassung zu einem grösseren Fest, dem Kapitänsfest, in welchem der Kapitän und sein Stab sich von den Fahrgästen verabschieden will.

Der Speisesaal wird durch Fahnen und Wimpel zu einem bunten Festsaal hergerichtet, der Koch verwendet alle Mühe und Sorgfalt, ein prunkhaftes Abendessen zu bereiten.

Da wird der belebende Gedanke, nach langer Fahrt ein ersehntes Ziel erreicht zu haben, der Vater einer frohen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Feststimmung. Das bekunden die Gesichter, das verraten die Reden und Gespräche, die geführt werden. Zwar mischt sich in den Frohsinn auch ein kleiner Beigeschmack von Wehmut. Man feiert zugleich Abschied. Denn der kleinen Festgesellschaft ist bestimmt, sich schon am nächsten Tage aufzulösen. Das Abschiednehmen erscheint allen als eine harte Notwendigkeit, da die gesamte Schiffsgesellschaft, die Vertreter der bewaffneten Macht und des Bürgerstandes, sowie die Schiffsbesatzung recht glücklich zusammengesetzt ist. Während der dreiwöchigen Seereise, während welcher man im engsten Verbande mit einander gelebt hat, ist man sich menschlich sehr nahe getreten.

Schliesslich verscheuchen Bacchus unerschöpfliche Gaben alle sentimentalen Stimmungen, und ein uneingeschränkter Frohsinn kommt zum Durchbruch. Viel tragen hierzu einige eigens angefertigte Festgedichte bei, die in Deklamation und Gesang zum Vortrag kommen und ernst und heiter den Kapitän mit seinem Stab, und die ernsten und heiteren Ereignisse der Seefahrt feiern. Da regt sich manche Stentorstimme und lässt die Chorgesänge in gewaltigem Schwung weit über das stille Meer dahinziehen. Der Schlaf aber tritt erst in später Stunde in seine Rechte und kann nur wenige Stunden verweilen, da die Angabe des Kapitäns, dass in den frühesten Morgenstunden die Küste von Swakopmund erreicht sein werde, ausnahmsweise glaubwürdig ist. Die Neugierde, dieser gewaltige Trieb in der menschlichen Brust, lockt beim ersten Aufflackern des Sonnenlichtes die Fahrgäste auf Deck, wo sie schauen wollen, ob der neue Tag bringt, was der Kapitän versprochen hat.

An der afrikanischen Küste herrscht in der Regel tiefer Nebel, zumal in den Morgenstunden. Doch siehe da! Wir haben Glück. Die aufgehende Sonne leitet einen herrlichen Tag ein. Hell und klar ist die Luft, den Himmel färbt ein lieblich Blau. Der Blick könnte schier

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bis in die Unendlichkeit schweifen, wenn nicht der Horizont den Weg versperrte.

Auf dem Meere zeigt sich ein Leben, wie in einem Aquarium oder zoologischen Garten. Viele Arten dem Auge sehr gefälliger Vögel wimmeln umher, teilweise friedliche Schiffer, schwimmend auf der Flut, teilweise wilde Räuber, die aus hoher Luft herabschiessen und mit Sicherheit ihr mit Lynkeusaugen erspähtes Opfer in der Meeresflut erhaschen. Tümmler treten in grossen Schwärmen auf, im Gleichtakt aus dem Meer emportauchend und friedlich ihre Strasse ziehend oder das Schiff geleitend, gleichsam als ob sie sein Gefolge wären. Walfische zeigen sich in grosser Zahl. Ueberall sieht man ihre Spuren. Oft ist solch Koloss in unmittelbarer Nähe des Schiffes, so dass man bequem mit der Flinte nach ihm schiessen könnte. Den Walen verdankt die in der Nähe liegende Walfischbay ihren Namen.

Gegen Morgen wird am Horizont die Küste Afrikas sichtbar, weisser Strand, schwarze Berge; und es währt nicht lange, dann kann das Auge die hellen Häuser von Swakopmund wahrnehmen. Immer näher rückt die Küste, immer deutlicher kann man ihre Einzelheiten unterscheiden. Bald hat das Schiff sich soweit durch die Fluten hindurchgearbeitet, dass die Reede von Swakopmund erreicht ist, und der Anker geworfen werden kann. Etwa 2 km ist man von der Küste entfernt. Das Auge kann alles mustern, was ihm interessant dünkt, und, wenn ein Fernrohr seine Leistungen erhöht, in greifbare Nähe herbeizaubern, was ihm zu fern liegt.

Swakopmund, gebadet in kristallklaren Sonnenschein, stellt sich dem Beschauer von der See aus wie ein Badeort des Nordseestrandes dar, freundlich und einladend. Weisse Häuser, weisser Strand und eine weiss aufschäumende Brandung, das sind die wesentlichsten Bestandteile des Bildes. Vegetation lässt sich nicht auffinden. Aber der freundliche Sonnenschein gibt dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ganzen etwas Schönes und Einladendes, und die lange gefesselte Begierde verlangt danach, diese Stätten aus nächster Nähe in Augenschein zu nehmen.

Nach einigen Stunden werden die Fahrgäste durch eine Pinasse abgeholt und an der Landungsbrücke in Swakopmund an Land gesetzt. Sie betreten nun den Boden Afrikas, glücklich, die lange Seefahrt beendet zu haben, und doch voll zaghafter Erwartungen, welches Schicksal für sie im Schosse dieses Landes ruhen möge. Dann bricht der Wissensdrang und die Neugierde durch. Es wird alles in Augenschein genommen, was die neue Welt bietet; es wird streng gesichtet, was interessant und uninteressant ist, was zum Verweilen einladet oder zur schnellen Flucht mahnt.

Seinen Namen hat Swakopmund von dem Flusse Swakop, an dessen Mündung es liegt, der aber keinerlei Anspruch darauf machen darf, mit einem deutschen Fluss verglichen zu werden. Denn er führt höchstens einige Tage im Jahr Wasser und kommt dann ab, d. h. mündet ins Meer. In der übrigen Zeit ist das Flussbett völlig trocken. Massgebend für die Wahl des Platzes als Niederlassung ist in erster Linie der Umstand gewesen, dass man im Bett des Swakop durch Bohrung Wasser gewinnen kann, während sonst an der Küste kaum irgend eine Gelegenheit zur Auffindung von Wasser vorhanden ist.

Von der Landungsbrücke aus gelangt man sofort in die Strassen von Swakopmund, das inmitten einer aus flachem Sand und Dünen gebildeten Wüste, Namib genannt, liegt. Das Strassenbild ist ein eigenartiges. Die Strassen sind grosszügig, nach anscheinend gut durchdachtem Bebauungsplan angelegt, entbehren aber noch völlig der Pflasterung. Man watet dauernd in tiefem Sand. Nur in einem kleinen Teil sind schmale Fussgänger-Steige aus Holz oder Steinen eingelassen, ein kümmerliches Surrogat für eine Kunststrasse. Zahlreiche Feldbahn-Schienenwege schlängeln sich zwischen den Häusern hin-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

durch. Auf ihnen verkehren kleine Eisenbahnwagen, die mit Pferden oder Maultieren bespannt sind und zur Beförderung der Lasten dienen, da man mit Fuhrwerken in dem tiefen Sand nur schwer verkehren kann.

Reges Leben ist in den Strassen. Das ist in erster Linie auf den Krieg zurückzuführen. Swakopmund, wie wir es antreffen, lebt vom Krieg und ist durch den Krieg gross geworden. Seit Beginn des Krieges soll sich die Häuserzahl vervierfacht haben. Das gleiche gilt von der Einwohnerzahl.

Mit Rücksicht auf die durch den Krieg erwachsenden Vorteile werden die Swakopmunder Bürger im stillen Herzen nicht mit dem deutschen Volke eines Sinnes sein und die Beendigung des langwierigen Krieges herbeisehnen. Denn im allgemeinen pflegt der Kaufmann erst an das Geschäft und dann an das Vaterland zu denken, wie jeder Mensch sich gewöhnlich selbst der nächste ist. Jeder, der in der eigenen Brust lauscht und das Unbewusste zum Bewussten macht, wird sich hierbei ertappen. Da nach menschlichem Ermessen in wenigen Monaten wieder Frieden in die Kolonie einziehen wird, steht der geschäftliche Rückgang für Swakopmund vor der Tür. Dann wird es eine Zeitlang im Zeichen der Konkurse und der Subhastationen stehen, weil einem Teil der Geschäfte und Wirtschaften die Lebensader abgeschnitten sein wird. Viele allerdings von denjenigen Gewerbetreibenden, die die durch den Krieg geschaffene günstige Geschäftslage ausgenutzt haben, werden ihren Geldbeutel hinreichend gefüllt haben.

Die Bevölkerung ist international. Man mag an Schillers „Spaziergang“ denken: „Vieler Sprachen Gewirr tönt an das staunende Ohr“.

Afrikaner und Europäer, das sind die beiden Hauptgruppen der Einwohner, die, jede für sich, in besondere Gruppen zerfallen. Das schwarze Element bilden Hereros, Hottentotten, Bastards, Kruneger, Araber. Zu der weissen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Rasse stellen ausser der weit überwiegenden deutschen manche europäischen Nationen einen Anteil. Italiener, Engländer, Spanier, meist dem Arbeiterstande angehörig und nur ihrer mütterlichen Zunge mächtig, gehen hier ihrem Broterwerb nach. Alle zusammen führen, wie es den Anschein hat, ein auskömmliches und menschenwürdiges Dasein. Denn in Swakopmund ist fast alles zu haben, was das Herz begehrt, und die Löhne und Gehälter sind verhältnismässig hoch. Als solche müssen sie auch dann gelten, wenn man die hohen Preise alles dessen, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört, betrachtet.

Im Durchschnitt nämlich ist alles zwei- bis fünfmal so teuer wie in Deutschland. Während man z. B. in einer deutschen Bierstube für zwei Mark genügend Bier erstehen kann, um den „unangenehmen" Zustand der Nüchternheit zu beseitigen, erhält man in Swakopmund für denselben Betrag gerade eine Flasche edlen Gerstensaftes, womit nicht einmal ein zartes Mädchen in seiner Verfassung wesentlich beeinträchtigt werden könnte.

Was der Tagelöhner und gelernte Handwerker verdient, reicht trotz der Teuerung hin, ein auskömmliches Dasein zu führen und kleine Schätze für spätere Not zu sammeln.

Es wird im allgemeinen gut gegessen und getrunken. Das darf nicht ohne weiteres verurteilt werden, da des Lebens Freuden hier in der Wüste rar sind. Daher darf man auch nicht einen Stein auf jene Menschen in ärmlichen Gewändern oder jene Träger des schlichten Soldatengewandes werfen, die man einmal beim Glase perlenden Schaumweins antrifft. Hierzu hat man bisweilen Gelegenheit, und der Neuling wundert sich nur solange, wie er Nichtkenner der Lebensverhältnisse ist.

Auch die Eingeborenen führen ein durchaus menschliches Dasein. Die meisten der hier ansässigen sind Kriegsgefangene. Dass es ihnen trotz der Gefangenschaft recht gut geht, darf zweifellos angenommen werden. Ihre

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einzige Klage mag der Mangel an völliger Bewegungsfreiheit sein. Materiell jedenfalls ist es ihnen niemals so gut gegangen wie jetzt. Denn für sie sorgt die deutsche Regierung. Was sollen wir essen, was sollen wir trinken und womit sollen wir uns kleiden? Solche Fragen kommen für sie jetzt in Fortfall. Alles ist ihnen genau zugemessen. Selbst Genussmittel wie Kaffee und Tabak gehören zu den für sie genau festgesetzten Rationen, um die sie mancher Proletarier Europas beneiden könnte. Ausserdem fallen für viele von ihnen in dem jeweiligen Arbeitsverhältnis, in welchem sie stehen, manche gute Brocken ab.

Die Arbeitsleistungen, die von den Gefangenen verlangt werden, sind durchaus menschlich. Das gleiche gilt von der Behandlung. Manche behaupten sogar, dass die Eingeborenen verhätschelt werden. Jedenfalls sind Misshandlungen höchst selten. Streng wird hierüber gewacht. Die Prügelstrafe darf nur durch die Polizei selbst verhängt und vollstreckt werden. Wer das eigenmächtig tut, wird wegen Körperverletzung nach den Bestimmungen des Strafgesetzbuches verurteilt.

Die Eingeborenen wohnen in einem besonderen Dorf, Werft genannt, das am Nordrand von Swakopmund gelegen ist. Wenn man sich dort das Leben und Treiben dieser „Ebenbilder Gottes“ ansieht, wird man von Mitleid und Ekel erfüllt, beides, weil man diese Menschen dem Tier so nahe gerückt sieht. Ein dickes Buch könnte man ausfüllen mit Schilderungen von all dem Unästhetischen und Widerwärtigen, was man dort sehen kann. Wirklich, zwischen solchen Trägern des Namens Mensch und einem Orang Utang ist anscheinend eine kleinere Kluft, als zwischen ihnen und einem gesitteten Europäer. Das sagt man auch dann, wenn man sich mit aller Vorsicht gegen den Vorwurf der Ueberhebung zu schützen sucht. Man sieht, dass es anscheinend schwer ist, die Grenzen zwischen Mensch und Tier, die mancher Natur-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

forscher als eine optische Täuschung hinstellt, festzulegen. Und wenn man mit eigenen Augen schaut, wie nahe diese Halbmenschen den Tieren stehen, dann darf man jenen Gelehrten nicht unrecht geben, die die menschliche Erhabenheit verneinen und ihre Ahnen unter den Affen suchen.

An der niedrig stehenden Kultur haben auch viele christliche Eingeborene Anteil. Ihre wohlklingenden Christennamen, die oft der biblischen Geschichte entlehnt sind und an altehrwürdige Gestalten erinnern, haben viele von ihnen nicht abgehalten, während des Krieges die abscheulichsten Greueltaten zu begehen, wobei besonders die Weiber die grösste Bestialität gezeigt haben sollen. Sie halten sie, von seltenen Ausnahmen abgesehen, auch jetzt nicht ab, viehischer als das Vieh zu sein. Die Mission wird wohl noch viel Enttäuschungen an diesen Menschen erleben, die für die Sittenlehre des Christentums keinerlei Verständnis haben. Selbst das Herz eines guten Christen muss bisweilen in einen inneren Zwiespalt geraten, wenn es sich bemüht, solche Menschen mit voller Ueberzeugung Brüder und Schwestern zu nennen.

Recht launig aber berührt es, wenn man hört, welch scherzhafte Namen oft den Bambusen, d. h. eingeborenen Dienern, von ihren Herren beigelegt und mit allgemeiner Gültigkeit angenommen werden. Da finden sich Bambusen mit Namen Mumpitz, kleiner Kohn, Mayer, Seppel, Erzberger, Bebel usw. Ein kleines Stück ernsten und heiteren Lebens aus Deutschland wird da in der Erinnerung wachgerufen.

Das Klima von Swakopmund gilt als rauh und ungesund. Nachts ist meistens Nebel, der sich auch vielfach auf einen Teil des Tages erstreckt. Er ist derart mit Feuchtigkeit gesättigt, dass das Wasser von den Dächern fliesst, wie wenn ein leiser Regen vom Himmel fiele. Das macht Swakopmund zu einem unfreundlichen Bild. Um so reizvoller ist es beim Sonnenschein. Das brausende

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Meer, gebadet in der Fülle des Sonnenlichts und die hellglänzende Sand- und Dünenwüste haben etwas Fesselndes und Einladendes an sich. Wenn man Swakopmund so sieht, darf man nicht behaupten, dass es viel weniger biete, wie ein Seebad der Nordsee. Auch dürfte es noch zweifelhaft sein, ob es tatsächlich so unhygienisch ist, wie so oft gesagt wird. Die frische ozonreiche Seeluft stellt fraglos einen grossen gesundheitlichen Wert dar. Vermutlich sind viele Krankheiten, die hier auftreten, darauf zurückzuführen, dass man noch nicht die richtige Diätetik kennt, die hier erforderlich ist. Ganz besonders fehlt es anscheinend an der praktischen Erkenntnis, dass der reichliche Genuss von Alkohol die Anlage für mannigfache Krankheiten und Unpässlichkeiten schafft. Im Durchschnitt wird viel mehr getrunken wie in Deutschland. Dass etwas derartiges in einem tropischen Lande, auch wenn an der Küste das subtropische Klima vorwiegt, seine Bedenken hat, dürfte zweifellos sein. —

Das waren erste Eindrücke, erste Betrachtungen. Das Weichbild von Swakopmund wollen wir mit unserer Erzählung nicht sofort überschreiten. Um über Afrika reden zu können, sei es auch unter Ausschaltung schwieriger kolonialwirtschaftlicher und kolonialpolitischer Dinge, muss ein gewisser Befähigungsnachweis erbracht werden. Den kann man, vorausgesetzt, dass man nicht überhaupt in der Anlage verpfuscht ist, erst durch längeren Aufenthalt erwerben. Selbst wenn man alter Afrikaner geworden ist, weiss man, dass die Auffassungen selbst über die rein menschlichen Dinge mit vorschreitender Zeit oftmals ausgemustert und ergänzt werden und sich erst nach einigen Jahren standfest zeigen. Deswegen tut man gut, lange zu schweigen und ergreift erst das Wort, wenn man gelernt hat in Afrika zu schauen, zu empfinden und zu urteilen.

Das wollen auch wir tun dann, wenn wir eine längere regsame Studienzeit hinter uns haben, wenn wir das Land

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nach den mannigfachsten Richtungen durchstreift haben, wollen wir weiter erzählen, genau so erzählen, wie bisher. Wir wollen als Mensch dem Menschen erzählen, was Afrika dem Verstand zu denken und dem Herzen zu empfinden gibt.

* * *

Es ist Mitte Dezember. Der afrikanische Sommer hat seine besten Tage. Die Licht und Wärme spendende Sonne hat sich am Himmelszelt eine solche Stellung ausgesucht, dass sie die unmittelbar nördlich des Wendekreises des Steinbocks liegenden Länderstreifen zur Mittagszeit aus dem Zenit oder dessen unmittelbarer Nähe anschauen kann. So blickt sie auch, wandelnd auf steiler Bahn, auf das Nordgebiet von Deutsch-Südwestafrika herab, eine Fülle von Licht und Wärme ergiessend.

Wir versammeln uns auf dem Otavi-Bahnhof in Swakopmund. Wir? Ich rede nicht im Pluralis majestatis, der doch nur eine Einheit ist. Denn eine Majestät kann sich wohl sammeln, aber nicht versammeln. Hierzu gehören unter allen Umständen mehrere Personen, mindestens jedenfalls zwei. So viele sind wir denn auch, nämlich Herr X. . . . und ich. Ausserdem haben wir noch eine kleine Gefolgschaft, mein Begleiter einen Eingeborenen vom Stamme der Hereros, ich einen vollmündigen deutschen Staatsbürger.

Der Zufall will es, dass unsere beiden Begleiter gleich benannt sind. Johannes lautet der wohlklingende Name, auf den sie schon in der Wiege gehört haben. Das ist ein unglücklicher Zufall. Für die Erteilung von Weisungen ist von vornherein eine Grundlage zu Missverständnissen gegeben, indem der Empfangsberechtigte nicht klar gekennzeichnet ist. Das sehen wir ein. Daher trete ich mit Herrn X. bei unserem Reisenantritt zu einer Beratung zusammen, um eine Ergänzung der Namenstaufe zu finden und den Namen-Doppelgänger zu beseitigen. Wie wir uns zu einigen haben, liegt nahe. Wir brauchen keinem

unserer Unterorgane wehe zu tun und ihm seinen schon von Kindesbeinen an geheiligten, privilegierten Namen zu rauben. Ein schmückender Zusatz für beide wird den Ausgleich schaffen. So entsteht der Name „Weisser Johannes“ und „Schwarzer Johannes“, den beide Täuflinge mit freundlicher Miene entgegennehmen.

Der Otavi-Bahnhof in Swakopmund ist eine kleine, unscheinbare Anlage. Aber er speit doch fast 600 km weit ins Land hinein seine Züge aus und ermöglicht den Reisenden in einer für afrikanische Verhältnisse fabelhaft kurzen Zeit eine grössere Strecke Landes zu durchmessen. Das stellt einen gewaltigen Kulturwert dar, den der alte Afrikaner richtig einzuschätzen weiss. Der junge Afrikaner kann das nicht und ist zunächst über das, was sich hier Eisenbahn nennt, sehr erschreckt. Darüber hilft ihm auch sein Fahrschein erster Klasse nicht hinweg. Seine Hoffnung, bei Tage im kristallglasleuchtenden Speisewagen und bei Nacht im komfortablen Schlafwagen auf dem Schienenweg einherzurollen, ist für afrikanische Verhältnisse zu phantastisch. Hier steckt fast alles, was die Eisenbahn anbetrifft, noch in den Kinderschuhen; an die Kinderzeit des Eisenbahnwesens muss man zurückdenken. Auf sie deutet schon der kleine Bahnhof hin, der einem leicht zerbrechlichen Kinderspielzeug ähnelt. Er ist nicht unschön, aber so klein und zierlich, dass man ihn einen Miniaturbahnhof nennen möchte. So ist alles. Selbst eine Tertiärbahn in Deutschland kann furchtlos einen Vergleich aushalten. Die Spurweite der Schienen beträgt nur 60 cm, zur Personenbeförderung dienen vielfach Güter- und Viehwagen, die ihren Baumeistern wenig Arbeit und Kopfzerbrechen gemacht haben, und die von einer schwer ächzenden Maschine stündlich nur etwa 20—25 km weiter geschleppt werden.

Nach einem Güterwagen spähen auch wir aus. Anfangs will man uns auf einem Kohlenwagen verfrachten. Da wir zwei Tage und zwei Nächte hintereinander zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fahren haben, verweigern wir den Gehorsam, bis es uns gelingt, einen mit Gütern halb beladenen geschlossenen Wagen zu erwerben. Hier schlagen wir unsere Wohnstätte auf. Der Stationsvorsteher, dessen Herz ein menschliches Rühren erfasst, gibt uns sogar eine kleine Bank, damit es nicht ganz an einer Sitzgelegenheit fehlen soll. Wir stapeln dann die Güter in die eine Hälfte des Wagens und können in der andern Hälfte unsern Speise- und Schlafraum einrichten.

Nun wird man fragen: wie kommt es, dass auf einer Bahn, die auch dem Personenverkehr dient, alle Einrichtungen für derartigen Verkehr so rückständig sind? Die Frage ist berechtigt. Von Zeit zu Zeit, d. h. meist wöchentlich einmal oder zweimal werden Personenwagen eingestellt. Sie sind leidlich ansehnlich. Man könnte sie am besten mit einem Wagen der deutschen elektrischen Strassenbahn vergleichen. Nur sind sie durchaus einfach, ohne jeglichen Komfort. Für das Auge wird nichts getan, für die Bequemlichkeit nur wenig. Der Zug, dem wir uns anvertrauen müssen, verfügt leider nicht über einen Personenwagen. Denn die Bahn ist gerade soeben dem Verkehr übergeben worden. Der Beginn eines geordneten und gleichmässigen Betriebes ist erst der näheren Zukunft vorbehalten.

Der Stationsvorsteher gibt das Zeichen zur Abfahrt. Langsam setzt sich der Zug in Bewegung, und sehr bald hört er auf, seine Geschwindigkeit zu vermehren. Ein guter Läufer kann fast nebenher laufen, ganz besonders dann, wenn es bergauf geht. Das können selbst solche Fussgänger ungestraft, die bei einem Wettrennen keinen ersten Preis gewinnen würden. Wir aber kommen nicht auf den Einfall, unseren Expresszug durch Fussmarsch zu eskortieren. Denn die Fahrt hat ihre Reize. Wer viele Monate hindurch keine rollende Achse unter sich verspürt hat, wie es bei uns der Fall ist, der fühlt sich in ein Land märchenhafter Kultur versetzt, wenn er wieder ein-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mal auf der Eisenbahn fährt. Das ist ungewohnt. Da kitzelt wieder der Reiz der Neuheit. Man freut sich, mühelos auf einem Schienenweg dahinzurollen und die Landschaft an sich vorbeiziehen zu sehen, selbst wenn sie mit Recht eine Wüste genannt werden muss. Wie arbeitet da die Phantasie, wie schweift die geweckte Erinnerung nach der nördlichen Halbkugel, wo das Auge so oft den modernen Express hat durch das Land brausen sehen! Schade, dass man nicht unsern Goethe oder Schiller aus dem Grabe auferstehen lassen und mit ihnen eine Fahrt in einem zeitgemässen Schnellzug machen kann! Wie würde ihre poetische Ader schlagen und vielleicht einem grossen Dichterwerk das Leben schenken!

Solche Gedanken beschäftigten uns, als wir auf dem Schienenweg der Otavibahn einherrollend das Weichbild von Swakopmund verlassen und erwägen, was uns der Augenblick bedeutet.

Je mehr wir uns entfernen, um so malerischer wird Swakopmund. Das Gestade des Atlantischen Ozeans besäumend nimmt es sich recht nett aus, so reizlos es in Wirklichkeit ist. Ja, da liegt es, das viel bespöttelte Swakopmund, das aus den wenigen Elementen, der Wüste, den Häusern in der Wüste und dem brandenden Meer besteht. Dort ist die Natur mit ihren Gaben nicht verschwenderisch gewesen. Dort muss Menschenwitz seine Kräfte spannen, um eine Eingangspforte zum gesamten Mittel- und Nordgebiet der Kolonie auszubauen. Abgesehen von Lüderitzbucht, dem Tor des Südens, ist Swakopmund der einzige Küstenplatz, an welchem die heimatlichen, länderverknüpfenden Dampfer ihre Ladung löschen.

Nur 30 Kilometer entfernt liegt zwar Walfischbay, ein grosser natürlicher Hafen. Aber dort weht die englische Flagge. Das müssen wir mit Kummer feststellen. Swakopmund hat keinen natürlichen Hafen; es hat auch nicht einen künstlichen. Trotzdem kann eine kostspielige Erwerbung der Walfischbay für Deutschland jetzt, nachdem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Swakopmund entstanden ist, keine sonderlichen Interessen haben. Wenn es deutsch wird, müsste unbedingt Swakopmund annähernd ausgeschaltet werden, also untergehen. In den Häusern und sonstigen Anlagen in Swakopmund sind aber viele Millionen deutschen Geldes festgelegt. Das wäre fast restlos verloren, wenn es seine Bedeutung als Hafenplatz verlieren würde. Dazu kommt, dass Walfischbay infolge eines gewaltigen Dünengürtels nur schwer Schienenwege vortreiben kann, dass es völlig des Süsswassers entbehrt und anscheinend selbst der Versandung entgegengeht. Das setzt seinen Wert bedenklich herab. So wird man gut tun, fest ins Auge zu fassen, Swakopmund zu erhalten und weiter auszubauen. Einstweilen hat es eine offene Reede. Die Schiffe liegen auf freier See, laden ihre Waren in Leichter, und letztere löschen an der von der Schutztruppe erbauten hölzernen Landungsbrücke. Dies Löschverfahren wird noch auf viele Jahre allen Verkehrsanforderungen genügen. Für später wird man in Aussicht nehmen müssen, einen künstlichen Hafen zu schaffen, so fern man nicht die Hoffnung aufgibt, dass das Hinterland von Swakopmund, welches sich an Grösse mit dem Königreich Preussen messen kann, einen grossen wirtschaftlichen Wert hat, der vielen tausenden Menschen einen Broterwerb ermöglicht. —

Allmählich verschwindet Swakopmund hinter unserem Rücken. Der Silberstreifen des Meeres verliert immer mehr an Tiefe und gewinnt an Breite. Nur ungern sehen wir das Meer in weitere Ferne rücken. Es begrenzt wohltuend das Einerlei der Wüste. Zwar hat die afrikanische Küste nicht so viele Reize wie die deutsche der Ost- oder Nordsee. Denn in Afrika zeigt das Meer sehr selten das Bild des Friedens. Wild toben die Elemente, eine schmutzig graue Flut an die Küste wälzend. Nur selten hat das Meer die lieblich blaue Farbe des Himmels, und nur selten liegt es friedlich in seinem schier endlosen Bett. Das Toben des Meeres aber, das den Ankömmling fesselt,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ruft auf die Dauer einen unangenehmen Widerhall in der Seele hervor. Man sehnt sich nach Frieden und Ruhe und kann sie nicht finden, wenn Auge und Ohr dauernd durch den Kampf der Naturgewalten in Anspruch genommen werden.

Trotzdem also sehen wir ungern das Meer entschwinden, als sich einige Hügel, durch die wir hindurchfahren, in unserem Rücken staffeln und dem Auge den Blick auf das Meer verwehren. Jetzt sind wir mitten in der fast vegetationslosen Wüste.

„Und Johannes ging in die Wüste und nährte sich von Heuschrecken und wildem Honig", so etwa schreiben die Evangelien. Auch von Christus wird erzählt, „dass ihn der Geist in die Wüste trieb, und dass er dort 40 Tage und 40 Nächte geweilt habe". Die Wüste galt bei den alten Hebräern als eine Stätte, wo der Mensch innere Einkehr halten, die Stimme des Herzens und Gewissens wecken und die Geheimnisse des grossen Weltenlenkers erlauschen kann. Sie hatte einen kleinen praktischen Wert.

Wie aber steht es mit unserer afrikanischen Wüste, dieser Namib, die sich als ein 40—50 km breiter Streifen an der gesamten Küste entlang zieht? Fraglos lässt auch sie die Gedanken nicht bankerott werden. Da gibt es so manches zu denken, zu beobachten und zu vergleichen. Es möchte vielleicht auch heute für manchen unruhigen, weltenstürmenden Geist heilsam sein, hier einmal fern von allem, was Mensch ist und an den Menschen erinnert, innere Einkehr zu halten. Im wilden Gewoge des Alltagslebens ist das schlecht möglich. Das hindern Tausende von zentrifugalen Momenten.

Sollen wir nun an die Brust schlagen und die Gelegenheit zur inneren Einkehr, der wir alle bedürftig sind, einmal wahrnehmen? Doch nein, wir sind hier nicht einsam in der Wüste. Der Eisenbahnzug mit all seinem lebenden und toten Zubehör stört dauernd den friedlichen Zug der Gedanken und hält uns gebannt im grossen menschlichen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Getriebe. Auch neigen die Gedanken zu sehr zu weltlich materiellen Betrachtungen. Schon fangen sie an, mit dem grossen Weltenbaumeister zu hadern, dass er anscheinend planlos die wirtschaftlich wertlose Wüste geschaffen habe, wo unter besseren Verhältnissen viele Tausende und Millionen von Lebewesen ein auskömmliches und glückliches Dasein führten könnten.

So erwäge ich gerade, als mein Begleiter anfängt, mir von Johannes zu erzählen, aber nicht von Johannes dem Täufer, was meinem Gedankengang nahe liegt, auch nicht von meinem Weissen Johannes, sondern von seinem Schwarzen Johannes.

Ich höre ihm aufmerksam zu. Der Schwarze Johannes ist ein grosser stattlicher Bursche, der Interesse einflösst. Kühn und verschmitzt blickt sein Auge in die Welt hinein. Der Stamm der Hereros braucht sich seiner nicht zu schämen; Johannes scheint einer der besten seiner Rasse zu sein. Aber seine Stammesgenossen grollen ihm, wie ich erfahre. Er ist kein Orlogmann gewesen, d. h. er hat den Aufstand der Hereros nicht mitgemacht, sondern als eingeborener Soldat treu auf deutscher Seite ausgehalten. Jetzt ist er freier Eingeborener und verdient sein täglich Brot als Bahnarbeiter an der Staatsbahn. Das ist eine gute Empfehlung. Wir haben also von ihm nichts Böses zu fürchten; wir dürfen sogar Gutes hoffen. Auch rühmt sein Herr ihn als einen geschickten Pfadfinder, als pfadkundigen Eingeborenen, guten Rossebändiger und Pferdepfleger. Johannes verspricht für unser Unternehmen ein kapitalkräftiger Gefährte zu werden. Das will viel besagen. Im allgemeinen nämlich sind die Hereros im Gegensatz zu den Hottentotten schlechte Reiter und vor allem schlechte Pferdepfleger. Ein Pferd, das ohne Aufsicht einem eingeborenen Herero anvertraut wird, ist bald zu schanden geritten.

Der Schwarze Johannes ist auch Christ, wie ich weiter erfahre. Seinen christlichen Namen hat er bei der Taufe

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erhalten. Dass er aber ein guter Christ ist, muss man bezweifeln, wie man es im allgemeinen überhaupt zunächst für ausgeschlossen halten muss, dass aus einem Eingeborenen ein guter Christ gemacht werden kann. Sind doch echte Christen selbst in Europa eine seltene Erscheinung. Fast überall begegnen wir nur sogenannten. An die Glaubenssätze der christlichen Kirche glauben nur vereinzelte, ein kümmerlicher Bruchteil derer, die in ihren Personalpapieren das christliche Glaubensbekenntnis anführen. Nach der Sittenlehre der christlichen Kirche — und das sollte das wichtigste und wertvollste aller christlichen Institute sein — leben fast ebenso wenige. Auch hier wird das Christentum, genau wie in Europa, in erster Linie als ein Gedanke, als ein Fürwahrhalten von Glaubenssätzen behandelt. Es soll aber — und das hat sicher auch sein grosser Stifter gewollt — nicht ein Gedanke oder Wort, sondern in erster Linie eine Tat sein, eine Tat, die durch den Aufruf zusammengefasst wird: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

Hiermit sollte auch die Grundlage für die Eingeborenen-Mission gegeben werden. Fort mit der grossen Masse der Glaubenssätze, die die Gedanken zu verwirren und stutzig zu machen geeignet sind, die heute von den meisten denkenden Menschen angezweifelt oder gar in den Bereich der Fabel gebracht werden. Christus sollte als das Vorbild der Menschheit gelehrt werden und seine Lehre nicht als eine Glaubenslehre, sondern als eine gottgewollte Pflichtenlehre theoretisch gepredigt und praktisch durch die Prediger betätigt werden. Nicht worttätig, sondern werktätig soll der Mensch sein. Es soll nicht auf das ankommen, was er glaubt, sondern auf das, was er tut. So könnte vielleicht allmählich der Funke des Guten, der sicher in jeder Menschenseele, auch in der schwarzen, glimmt, zur Flamme entfacht und der menschliche Egoismus mit all seinen religionslosen und tierischen Auswüchsen durch einen edlen, tatkräftigen Altruismus ersetzt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werden. Das wäre ein Christentum der Tat, das vielleicht auch im Lande der Hereros und Hottentotten festen Fuss fassen könnte.

Indessen hiermit soll kein Stein auf die in der Kolonie wirkenden Missionen geworfen werden. Es ist so leicht zu kritisieren. Das menschenfreundliche Wollen und Schaffen der Missionen muss unbedingt als Tatbestand anerkannt werden. Die Missionen sind fraglos wichtige Kulturträger. Aber sie würden es vermutlich in höherem Grade sein, wenn sie ihr System verbessern würden, wenn sie das christliche Glaubensbekenntnis, das dem menschlichen Verstande so schwer als eine unerschütterliche Ueberzeugung einverleibt werden kann, wesentlich vereinfachen und die ersparte Kraft zur theoretischen und praktischen Lehre von den christlichen Glaubenstaten verwerten würden. Sittenlehre und Arbeitslehre, das müssten die Mittel zur Kulturförderung der Eingeborenen sein. Hoffentlich werden auch in Europa die christlichen Kirchen endlich an eine zeitgemässe Reform denken und ein glaubhaftes Glaubensbekenntnis schaffen, auf dem die grosse menschenfreundliche und welterhaltende Lehre der christlichen Taten wie auf einem sicheren Fundament ruht. Dann wird das Christentum vielleicht aufhören, ein Phantom zu sein, ein konventionelles Trugspiel, indem unter seinen fast zahllosen Bekennern nur wenige wirklich Gläubige zu zählen sind. Eine neue grosse Reformation muss kommen. Das wird die rastlos fortschreitende Aufklärung der Menschheit mit sich bringen. Schon jetzt regen sich an vielen Orten die Apostel des geläuterten Christentums. Nur gelingt es noch nicht, den Stein ins Rollen zu bringen. Die Bahn ist noch nicht hinreichend frei gemacht. Auch fehlt vielleicht einstweilen noch die Person, die mit markiger Faust die neuen Thesen an die Schlosskirche von Wittenberg schlägt. Aber es muss kommen, es kann nur noch wenige Jahre oder Jahrzehnte dauern, bis dieser Wendepunkt der Geschichte des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Menschengeschlechts erreicht ist. Um das vorauszusagen, brauchen wir keine weisen Propheten zu hören. Das ist eine Naturnotwendigkeit.

Herr X. . . . gibt meinen Ausführungen über die Missionen recht. Das ist mir eine Genugtuung. Denn sein Urteil in afrikanischen Dingen gilt mir zwar nicht alles, aber doch etwas, da er ein alter Afrikaner ist. Die alten Afrikaner bilden in der Regel eine Klasse für sich. Sie sind stolz auf Zeit und Weisheit. Die Zeitrechnung beginnt bei ihnen etwa nach Ablauf von zwei Dienstjahren auf afrikanischem Boden. Wer nicht etwa zwei Jahre dem Kulturleben Europas fern gewesen ist, gilt nicht als erstklassig. Jedenfalls wird seiner afrikanischen Weisheit meist jede Ehrerbietung versagt. Die Weisheit ist Alleinbesitz der alten Afrikaner. Das nehmen sie gern für sich in Anspruch. Hierin liegt ein Fehler, der sich in ähnlicher Form oft im menschlichen Leben findet, ein Fehler insofern, als die Fülle und Gründlichkeit des Wissens nicht allein an Zeit und Alter gebunden ist. Wie mancher lernt in einem Monat mehr als viele andere in einem oder mehreren Jahren. Ein klar und offen blickendes Auge kann vieles in kurzer Zeit schauen, ein reger und fleissiger Geist eine umfangreiche Wissenschaft schnell bewältigen und sich zu eigen machen. Da spielt die Zeit eine untergeordnete Rolle. Noch vieles lässt sich sagen, um den Gelehrtenstolz der alten Afrikaner als unberechtigt abzuurteilen. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ So darf ihnen oft mit Recht entgegnet werden.

Das soll aber ohne jeglichen persönlichen Beigeschmack gesagt sein, indem ich mit dem Finger weder auf mich noch auf meinen Begleiter deute. Er gehört nicht zu den unnahbaren alten Afrikanern, und ich bin mir bewusst, dass ich in afrikanischen Dingen noch ein Waisenkind bin.

Den Respekt vor der Gelehrsamkeit der alten Afri-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kaner habe ich trotzdem zum grossen Teil verloren. So viele Köpfe, so viele Sinne! Wenige von ihnen können vermittels fest aufgebauter Vernunftsgründe oder Erfahrungstatsachen ihre Anschauungen und Behauptungen als daseinsberechtigt beweisen. Das muss man oft erleben. Daher darf der alte Afrikaner als solcher nur wenig gelten. Wenn er nicht mit einem scharfen und objektiv arbeitenden Verstande ausgerüstet ist — leider ist solche menschliche Ausrüstung auch in Afrika selten —, dann darf er in afrikanischen Dingen kaum mehr wert sein wie ein afrikaferner Europäer.

Wiederum will ich indessen darauf hinweisen, dass eine solche Geringschätzung nicht meinem Begleiter gilt. Damit würde ich ihm unrecht tun. Das sehe ich auch jetzt wieder ein, als er meinen Ausführungen über die Mission noch einiges hinzufügt:

„Sehen Sie", so führt er aus, „der Erfolg der Missionare in der Arbeitslehre muss als bedeutungsvoll angesehen werden. Der Missionar ist in der Regel für die Eingeborenen die grösste Autorität und der beste Lehrmeister, da seine Tätigkeit augenscheinlich am wenigsten selbstsüchtig ist und am allerleichtesten die Zuneigung und das Vertrauen der Eingeborenen findet. So haben die Missionare mit ihrem Bestreben, die Eingeborenen zur Kulturarbeit anzuhalten, anerkennenswerte Erfolge erzielt. Die Missionare waren im Lande die ersten und die wichtigsten Kulturträger. Davon gibt uns so manches ein beredtes Zeugnis.

Aber mit ihrer Glaubenslehre haben sie bisher nur wenig Erfolge erzielt. Während des Aufstandes haben auch viele christliche Eingeborene am Morden und Brennen in geradezu mustergültiger Weise teilgenommen. Ihr Christentum hat sie nicht abgehalten, die grössten Grausamkeiten zu begehen. Das hat die Missionare sehr enttäuscht. Der Aufstand, der von den christlichen und heidnischen Hereros gemeinschaftlich vorbereitet war, traf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auch die Missionare überraschend. Etwas derartiges hatten sie von ihren Glaubensschäfchen nicht erwartet.

Darum müsste das Missionswesen reformiert werden und zwar müsste die Reform mit der Einschränkung der Glaubenslehre einsetzen, die schon die europäischen Köpfe mehr zu verwirren als zu läutern geeignet ist. Statt der bestehenden müsste eine Glaubenslehre dargeboten werden, deren wesentlicher Inhalt etwa heissen müsste: „Gott, der Allmächtige und Gebieter des Guten, fordert von dir, dass du deinen Nächsten lieben sollst, wie dich selbst. Wenn du es tust, so hast du am ersten die Anwartschaft auf Glück. Dafür bürgt die Beschaffenheit der dir von Gott gegebenen Seele."

Doch auch diese Glaubenslehre dürfte nur ein untergeordnetes Kapitel der Tätigkeit der Missionare sein. Das grössere Kapitel müsste die Sittenlehre, d. h. die Lehre des Wahren, Schönen, Guten, und das weitaus grösste Kapitel die Arbeitslehre sein. Fraglos würde dann die Missionstätigkeit an kultureller Bedeutung gewinnen und nicht so viele Kraft vergeuden. Das wäre im Interesse der Kolonisierung sehr wünschenswert."

So spricht Herr X. Wir stimmen also überein und können die Debatte schliessen. Hierzu liegt für uns auch ein körperliches Bedürfnis vor. Denn der Tag neigt sich seinem Ende, und der Hunger fängt an, sich bei uns zu melden und der Magen uns Vorhaltungen zu machen, dass wir über 6 Stunden seiner nicht gedacht haben.

Da nach Eintritt der Dunkelheit in Anbetracht der mangelhaften Beleuchtungsverhältnisse unseres Wagens die Veranstaltung einer Mahlzeit mit Schwierigkeiten verbunden sein muss, zögern wir nicht länger, die Vorbereitungen zu einer Abendmahlzeit zu treffen. Wir geben dem Weissen Johannes den Auftrag, uns den Tisch zu decken. Natürlich soll der Schwarze Johannes hierbei die gröberen Handreichungen machen. Das bedingt die Forderung einer sozialen Arbeitsteilung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Verpflegung auf einer Reise in das Innere ist meist mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Auf den Eisenbahnstationen wird selten etwas feilgeboten. Fern ab von der Eisenbahn ist die Beitreibung von Nahrung noch schwieriger, da menschliche Siedelungen sehr selten sind und das Land selbst, abgesehen von Wild, nichts erzeugt, was dem Europäer als Nahrung dienen kann. Man tut daher gut, sich beim Reiseantritt möglichst mit allem zu versehen, was zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört.

Wir haben uns einen Tropenkoffer mitgenommen, der unsere gesamte Verpflegung enthält. Bei der Füllung des Koffers sind wir in erster Linie von dem Gesichtspunkt ausgegangen, dass wir das Essen und Trinken als ein notwendiges Uebel auffassen müssen. Denn, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, dass man mit seinen Mahlzeiten grosse Tafelfreuden verbinden will, dann ist die Regelung der Reiseverpflegung mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden. Man muss sein Augenmerk darauf richten, dass man möglichst nur Nährmittel oder solche Genussmittel, die zugleich vollwertige Nährmittel sind, verstaut.

Leider ist die Nahrungsmittellehre noch nicht soweit durchgebildet, dass die Wissenschaft ohne eigenen inneren Widerstreit einmütig ein- und dasselbe Glaubensbekenntnis hat. Da gibt es so mannigfache Meinungen über Art und Mass der Verpflegung, die der Mensch nötig habe Wie weit sind uns die Tiere über, jedenfalls in der Praxis. Auf dem Speisezettel des Pferdes findet sich nur Heu und Hafer, auf dem des Ochsen nur Heu und Gras oder überhaupt nur eines von beiden. Die Speisen werden nicht gesotten oder gekocht, geräuchert oder gebraten. Trotzdem sind die Tiere gesund und leistungsfähig, und die Zahl der Krankheiten, denen sie ausgesetzt sind, ist verschwindend klein, wenn man sie vergleicht mit der vielstelligen Zahl der Krankheiten, die bei dem Zweifüssler, den wir Mensch nennen, heimisch sind.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Mensch aber hat Hunderte und Tausende von verschiedenen Nährmitteln und glaubt, er könne nicht bestehen, wenn sie ihm nicht in ständigem Wechsel dargereicht werden. Darin liegt gewiss eine Uebertreibung und Verirrung. Man vergisst ganz, dass jeder Mensch in den ersten Jahren seines Lebens nur eine und dieselbe Nahrung zu sich nimmt, die Milch, die seinen Körper zusehends wachsen lässt und aufbaut und uns den Beweis liefert, dass sie fraglos ein vollwertiges Normal-Nährmittel ist. Ebenso gibt es viele Völker, nämlich Hirten, Nomaden oder Bauern, die fast ausschliesslich von Milch und Milchpräparaten oder Früchten und Zerealien leben. Das vergisst der verfeinerte Kulturmensch ganz, indem er glaubt, dass jeder Tag des Monats ihm eine andere Speisekarte bringen müsse. Die Sorge, wie der Tisch gedeckt werden soll, beansprucht einen ganz erheblichen Bruchteil seiner Kraft. Allerdings handelt es sich vielfach weniger um den Glauben an etwas Notwendiges, als um den Wunsch, die Tafelfreuden möglichst wechselvoll und reizvoll zu gestalten.

Hierdurch würde wahrscheinlich auch verhindert werden, dass ein Normalnährmittel volkstümlich werden könnte; Bedürfnis danach ist eben nicht vorhanden. Das ist weiter nicht zu bedauern. Trotzdem sollten alle diejenigen, die eine Reise durch kulturlose oder kulturarme Gegenden machen, und die ihre Verpflegung im eigenen Gepäck mitnehmen müssen, sich möglichst eine einheitliche Normalnahrung mitnehmen. Dann wird der Verpflegungstross und hiermit das ganze Reisesystem vereinfacht.

Solchen Gesichtspunkten haben wir Rechnung getragen. Die Liste unserer Verpflegungssachen hat nur wenige Ziffern: Schiffszwieback, Butter, Schokolade, Datteln, Feigen, Reis, kondensierte Milch, Selterwasser. Das sind die wesentlichsten Sachen. Fleischspeisen haben wir nicht mitgenommen. In dem warmen Klima glauben wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sie zu unserm eigenen Vorteil auf die Fälle beschränken zu können, wo es uns gelingt, Wild zu erlegen. Auch einige Genussmittel haben sich eingeschlichen, aber nur mit bescheidener Raum- und Gewichtsbeanspruchung. Eine Verteidigung, warum wir auf sie nicht verzichtet und uns so gewissermassen im Hinblick auf die vorhergehenden Ausführungen eines System-Fehlers schuldig gemacht haben, soll später versucht werden.

Der Weisse Johannes deckt uns den Tisch. Je ein Blechteller und ein Taschenessbesteck bilden das Gedeck für uns beide. Der aufgeklappte Deckel des Tropenkoffers muss, durch kleine technische Hilfskonstruktionen in der Wage gehalten, sich die Verwendung als Tisch gefallen lassen. Er ist ein niedriger Tisch, seine Plattform kaum zwei Fuss über unsern eigenen Füssen. Da erfordert das Zugreifen nach den leckeren Bissen jedesmal ein Rumpfvorwärtsbeugen und Strecken, eine unfreiwillige Gymnastik, die keine angenehme Zugabe ist. Das gibt auch unsere Bank zu verstehen, indem sie jedesmal mit einem kummervollen Knarren antwortet. Sie hat augenscheinlich schon lange gedient. Des Alters Gebrechlichkeit meldet sich und bittet um liebevolle, schonende Behandlung. Den Sinn enthalten anscheinend die Stossseufzer, mit welchen sie unsere körperlichen Uebungen in unmelodischen Akkorden begleitet. Gern möchten wir das Alter schonen. Aber die anatomische Beschaffenheit unseres Körpers auf der einen Seite und der Zwang, ihn durch Speise und Trank vor einem frühzeitigen irdischen Verfall oder Untergang zu retten auf der anderen Seite, lassen eine andere Handlungsweise nicht zu.

So nehmen wir unsere anspruchslose Mahlzeit zu uns. Lucullus hätten wir nicht zu Gast laden dürfen. Aber wir sind völlig gesättigt, und das Blut rollt wieder lebhafter durch unsere Adern, sodass wir mit Wohlgefallen der Sonne zuschauen können, wie sie sich hinter einem fernen Berge versteckt, um schnell ganz unter den Hori-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zont zu verschwinden und einer anderen Welt Licht und Wärme zu spenden.

Diese Sonne Homers, wieviel hat man schon von ihr geredet und geschwärmt, in Poesie und Prosa! Sonnenuntergang und Sonnenaufgang bilden von Alters her eine Freude der Naturschwärmer. Vor Zeiten, die für unsere Begriffe kaum noch im Reiche des Endlichen liegen, für die der Gelehrte den Begriff Jahrmillionen eingeführt hat, soll die Erde als ein Teil der Sonne in das weite Universum hinausgeschleudert worden sein. Aber die Sonne blieb der Erde eine treue Mutter. Sie liess ihr Kind nicht auf willkürlichen Bahnen wandeln. Ein streng vorgezeichneter Pfad um sie herum wurde ihm angewiesen. Heliozentrisch nennt der Astronom den Pfad. So konnte die Sonne ihr Kind überwachen und es durch Licht und Wärme selbst fruchtbar machen, indem sie seinem fruchtbaren Schoss zahllose Kinder und Kindeskinder entspriessen liess, Millionen und Milliarden an Zahl und Art. Organisches Leben nennen wir es und sprechen von Mutter Erde. Darum ist, ein wenig prosaisch gedacht, in diesem Stammbaum unser grosses Himmelslicht die Grossmutter. Diese astronomische Grossmutter interessiert uns alle sehr. In ihr verehren viele Naturvölker die Gottheit selbst, und wir schauen sie besonders voll Andacht an, wenn sie, angetan mit dem Gewande des Abendrots, schlafen geht oder sich in der morgenrotfarbenen Robe wieder erhebt.

Die Reize des Sonnenaufgangs und Sonnenuntergangs werden in Deutschland mit Recht viel gepriesen. Kommt der Deutsche ins Ausland, dann findet er jene Reize meist weit grossartiger als in der Heimat selbst. Da spielt die Einbildung eine grosse Rolle. Die Sachlichkeit ist leider oft getrübt, da das Heimatsbewusstsein des Deutschen nicht gut entwickelt ist.

Trotzdem muss behauptet werden, dass im Innern von Deutsch-Südwestafrika der Sonnenaufgang und -untergang eigenartige Reize hat. Das bringen die atmo-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sphärischen Verhältnisse, die dünne, trockene, klare Luft und einige besondere geologische Verhältnisse mit sich. Man muss schwärmen, wenn man dem überwältigenden Farbenspiel zusieht. Die Klarheit der Farben, gemischt aus scharfen Gegensätzen, schafft eine ergreifende optische Wirkung. Schwarzblaue Berge als scharf abgezirkelte Silhouetten bilden die vorderen Kulissen des Bildes, ein blauroter, überaus klarer Himmel die hinteren. Dazwischen zieht die Sonne einher in majestätischer Schönheit, angetan mit einem apfelsinenroten Ornat, der phosphoreszierend seine Strahlen weithin in das Weltall sendet. Hierzu gesellt sich für den Andächtigen eine andere Wirkung, die man als akustisch bezeichnen dürfte. Die Natur liegt im tiefsten Frieden da. Nicht der leiseste Zephyr weht. Eine heilige Ruhe erfüllt die Welt, nichts verratend von dem Widerstreit und Kampf, den ein Lebewesen gegen das andere zu führen gezwungen ist, von all dem Weh und Ach, das sich in der Brust jedes einzelnen abspielt. Nur das leise schlafmüde Zirpen eines Käfers oder der schüchtern leise dahinziehende Akkord eines singenden Vogels dringt bisweilen durch den Aether. Ein eigenartig reiner Frieden ruht über der Welt und zieht in das Herz des Menschen ein.

Solche Empfindungen regen sich auch in unserer Brust, als wir am westlichen Horizont die Sonne versinken sehen. Um bequem schauen zu können und einen weiten Gesichtskreis zu haben, haben wir unsere altersschwache Bank, die im Hintergrund des Wagens steht, verlassen und auf dem Fussboden in der Eingangstür Platz genommen, die Füsse auf das Trittbrett stellend. Dort können wir bequem und ungefährdet weit in das grosse Naturpanorama hinausschauen. Wir schauen andächtig, so lange die letzten Nachzügler der Sonnenstrahlen noch kärgliches Licht spenden. Dann kehren wir wieder zu unserer treu dienenden Bank zurück und erwägen, wie wir unseren Tag noch künstlich verlängern können.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eine Beleuchtung für unseren Wagen war von seiten der Eisenbahnverwaltung nicht vorgesehen worden. Das hatten wir geahnt und in unserem Reisegepäck Beleuchtungsgerät verstaut.

Dies wird jetzt sorgsam ausgepackt und gebrauchsfähig gemacht, um uns für das entschwundene Sonnenlicht ärmlichen Ersatz zu liefern. Eine zusammenlegbare Ampel ist es mit einer Talgkerze. Feierlich entzünden wir unseren Lichtspender. In der Mitte des Wagens an der Decke hängend nimmt er sich festlich aus. Wenn man nur ihn anschaut, kann man wähnen, in einem lauschigen Salon zu sein. Denn die Ampel ist geschmackvoll und freundlich und hat anscheinend schon in besserer Umgebung bessere Tage erlebt. Das scheint sie schweigend dem Beschauer anzudeuten. Doch wehe, wenn der Blick abschweift und Umschau hält in die jetzige Umgebung. Da schwinden sofort die Stimmungen des lauschigen Salons und tun einen jähen Sturz. Sie wittern ein Asyl für Obdachlose, einen Pferdestall oder Viehwagen. Die Ampel passt nicht zum Viehwagen und die Viehwagen nicht zur Ampel. Das muss zunächst zu einem Hin- und Herpendeln der Gedanken führen, bis endlich das Bewusstsein bei dem Tatbestand des Viehwagens hält, weil er sich nicht fortleugnen lässt.

Nun eröffnet nicht etwa eine stumme Resignation ihre Gewaltherrschaft, ein ergebungsvolles Trauern nach dem der Ampel fehlenden Salon und seinem Zubehör, als da sind: schöne Tänzerinnen, knallende Korken, lieblich tönende Weisen. Nein, der Galgenhumor bricht durch und findet seine besonderen Reize in unserer eigenartigen Lebenslage. Wir kommen in warme Stimmung und erzählen uns stimmungsvolle Geschichten. Wovon? nun von den Schwestern der Ampel, d. h. die Schwestern spielen nicht die Hauptrolle. Sie sind nur Zeugen oder Statisten, indem sie sich mit verschwiegenem Lichte zu dem gesellt haben, was sich in den Erzählungen abspielt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Heldenrollen werden gegeben durch Bacchus, Terpsichore, Amor und ähnlichen in der Gesellschaft von Menschen auftauchenden Geistern der übersinnlichen Welt. Leider haben wir beide uns verpflichtet, von ihnen nichts weiteres zu erzählen und vor allem niemals etwas der geschwätzigen Feder anzuvertrauen. Deshalb müssen wir hier jäh abbrechen und das Fehlende durch einen Gedankenstrich andeuten. —

Schliesslich meldet sich Morpheus bei uns. Er kommt sehr frühzeitig. Die sonst so flink eilenden Horen machen heute anscheinend einen langsamen Schritt. Die zehnte ist gerade im Anmarsch, als uns Morpheus schon für sich beansprucht. Wir leisten keinen Widerstand und versichern, dass wir gern die Seinen bleiben wollen, solange, bis Aurora, die holde Frühgeborene, eine bessere Gesellschaft und Gemeinschaft böte. Aber Morpheus stellt oft Bedingungen, die hart und schwer erfüllbar sind. So ist es auch heute. Wir müssen sinnen und trachten, wie wir ihn als treuen Gefährten an uns fesseln können. Dazu ist unbedingt eine gewisse Umwandlung unseres Wagens erforderlich. Der Salon- und Speisewagen muss zu einem Schlafwagen umgeformt werden.

Wehe denen, die sich als Inhaber eines empfindlichen Nervensystems bekennen müssen! Das ist oft ein schlechteres Ruhekissen wie ein schlechtes Gewissen. Da flieht der Schlaf, wenn der Schlafsuchende nicht auf ein weiches Pfühl gebettet ist und seine gesamte organische und anorganische Umgebung nicht ebenfalls in lautlosem Schlummer ruht. Solche Bedingungen sind in unserem rollenden Obdach nicht zu schaffen, selbst wenn ein begabter Erfinder seine Kräfte in den Dienst der Sache stellen wollte. Jedoch entmutigen lassen wir uns nicht. Wir tun soviel, wie in unseren Kräften steht.

Der Jäger, der Feldsoldat und der Afrikareisende kennt den Schlafsack und nimmt ihn mit sich, wenn er obdachlose Nächte zu gewärtigen hat. So führen auch wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

je einen Schlafsack mit uns. Wer einen Schlafsack nicht kennt, der nehme dies Wort wörtlich. Dann weiss er, wie der bezeichnete Gegenstand aussieht: Eine oder mehrere zu einem Sack zusammengenähte Decken aus möglichst wasserdichtem Stoff mit einem besonderen kleinen Kopfgestell, das ist ein Schlafsack. In einen solchen kriecht der Obdachlose hinein und schläft oder schläft nicht, je nach Begabung.

Unsere Schlafsäcke breiten wir auf den Fussboden aus. Leider fehlen uns andere Decken, die ausserdem als Unterlage ausgelegt werden können. Dann tauchen wir hinein in die Schlafsäcke und ordnen unsere Glieder so, wie es uns für das beabsichtigte Schlafen am geeignetsten erscheint. Nun kann das Schlafen beginnen. Indessen zwischen Wollen und Vollbringen liegen grosse Schwierigkeiten. Der Wagen fährt ausserordentlich unruhig, wie das auf der engen Spur und den scharfen Krümmungen des Schienenweges kaum anders möglich ist. Es ist ein Höllenlärm, ein dauerndes Poltern und Klirren, ein unablässiges Hin- und Herrütteln des Wagens und seiner schlafsuchenden Insassen. Bald beginnen auch die Glieder zu drücken und zu schmerzen. Der harte Fussboden wirkt durch den Schlafsack hindurch und gibt zu verstehen, dass er keinerlei Federung oder Polsterung hat, dass seine Elastizität den unfruchtbaren Wert Null hat. An einer solchen ungastlichen Stelle mag der Schlaf nicht gern weilen. Er flieht die Schwelle unserer rollenden Behausung und kehrt erst nach langem inständigen Bitten zurück, uns kleine, spärliche Brocken seiner erbetenen Liebesgaben darbietend. So verläuft die Nacht unfreundlich und unerquicklich. Mit Freude sehen wir daher am östlichen Horizont einen neuen Tag heraufziehen. Voran schreitet als Herold die Morgenröte, mit rosigen Wangen den Glanz des neuen Tages verkündend. Hier in tropischen Gegenden ist sie stets nur zu einer kurzen Dienstleistung

verpflichtet. Hart auf dem Fuss mit einem Marschabstand von etwa ¼ Stunde folgt ihr der Tag, dessen Geburt mit dem Aufgang der Sonne vollendet ist. Im herrlichen Frühlicht der Sonne, das die kristallklare frische Morgenluft mühelos zerteilt, leuchtet uns der neue Tag entgegen. Vergessen ist augenblicklich die ungastliche Nacht, die Pulse regen sich lebhafter. Die Empfindungen schwelgen im Genuss der Schönheiten des afrikanischen Morgens, und auch der Anbeter schönerer Länder, als Südwestafrika ist, muss sein Herz wärmer schlagen fühlen.

Bei Beginn des Tages ist der Kulturmensch gewöhnt, sich den Toilettenkünsten zu widmen. Indessen es geht auch ohne dies, wenn es sein muss. Unsere Alarmbereitschaft, in welcher wir die Nacht zugebracht haben, erübrigt ein Ankleiden. Das haben wir schon am Tage vorher besorgt. Ein Waschen und Ausüben sonstiger Toilettenkünste liegt für uns ausserhalb des Reichs der Möglichkeiten. So ist der praktische Uebergang von der Nacht zum Tag ein ganz plötzlicher, ein Uebergang ohne Uebergang.

Aber die Schaffung einer neuen Tagesstimmung ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Das bringt das soeben geschilderte Defizit mit sich. Nur langsam wollen die Lebensgeister ganz die Schatten der Nacht von sich schütteln, bis die Spenderin alles Lebens, die Sonne, uns behilflich ist. Je mehr Licht und Wärme sie spendet, umso mehr lichten und regen sich unsere Lebensgeister. Bald sehen wir fröhlich hinein in den prächtigen afrikanischen Morgen, der die Welt so heilig und schön erscheinen lässt.

Mit dem Begriff Afrika pflegt für den Europäer stets der Begriff tropischer Hitze untrennbar verbunden zu sein. Daher wollen wir darauf hinweisen, dass man in Afrika, jedenfalls in Deutsch-Südwestafrika, ebenso gründlich das Frieren wie das Schwitzen lernt. Im afrikanischen Winter, der zeitlich mit dem deutschen Sommer zusammenfällt, ist nachts oft ein ganz erheblicher Frost.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Thermometer zeigt oft Kälte von mehr als 10 Grad an. Wenn man in solchen Nächten kältedurchschauert im Freien übernachten muss — und das pflegt auf Reisen im Innern das Gewöhnliche zu sein —, ist man geneigt, das Leben in Afrika zu verwünschen. Dann reichen auch vier bis sechs wollene Decken nicht aus, um das frostklappernde Gebein gegen die grausame Kälte zu schützen. Dann flieht der Schlaf; die Nacht gleicht einer Ewigkeit und bringt Qualen, die fast an mittelalterliche Foltern erinnern. So ist denn auch die Kälte während des Aufstandes für die braven Schutztruppler eine Quelle tiefgreifender Leiden gewesen. Wie mancher wird da in einer kältegepeinigten Nacht sich in seiner Phantasie das höchste Glück auf Erden im Besitz eines weichen Federbettes ausgemalt haben, das in einer gegen Wind und Wetter geschützten, wenn auch nur armseligen Hütte steht. Je grösser der Mangel an Glück, um so bescheidener das Glücksverlangen.

Ich war einmal während der Winterzeit im Süden des Schutzgebietes, in der Ansiedlung Aus. Dieser Ort liegt 1450 m über dem Meer und ist daher ganz besonders eine Stätte kalter Nächte. Das Thermometer sank nachts auf 8 Grad unter Null. Ich hatte eine Schlafstätte in einer Holzbude und fünf wollene Decken als Schutz gegen die Kälte. Trotzdem fror ich nachts derart, dass ich kein Auge schliessen konnte. Darüber schämte ich mich sehr. Denn nicht weit von mir lag eine Kompagnie in einzelnen kleinen Zelten, in welche der eisige Wind mit vollen Backen hineinblies. Dort nächtigten Mannschaften, die schon seit vielen Monaten kein anderes Heim gehabt hatten als dieses, und denen kaum die Hälfte des mir zur Verfügung stehenden Wärmematerials dazu diente, ihre Körper gegen die Kälte zu schützen. Ich hatte tiefes Mitgefühl mit den Leuten und musste mir sagen, dass sie dem Vaterland grosse Opfer bringen. Und doch ging es ihnen noch nicht am schlimmsten. Wie oft muss der Schutztruppler unter

freiem Himmel nächtigen, lediglich gehüllt in seinen Reitermantel! Ein Offizier, an dessen Glaubwürdigkeit ich nicht zweifeln kann, erzählte mir, dass er über 300 Nächte unter freiem Himmel zugebracht habe, und dass etwa ein Viertel der Nächte frostig gewesen sei. In Afrika lernt man ebenso gut das Frieren wie das Schwitzen. In dieser Hinsicht ist es das Land der Gegensätze.

Wir befinden uns im Monat Dezember. Die Nacht ist nur kühl und nicht kalt gewesen. Wir haben nicht gefroren, nur bisweilen ein wenig gefröstelt, wenn die kältewehrenden Decken unbotmässig gewesen sind und sich verschoben haben. Jetzt steigt die Sonne hoch und höher, und proportional ihrem Steigen erhöht sich die Hitze. Fern von uns liegt die Küste, wo die Wärmeunterschiede niemals in solch schroffer Form auftreten, wo der Grosse Ozean, insbesondere der kalte an der Küste vom Südpol her entlang fliessende Benguela-Strom, die Bildung der Extreme verhindert. Wir sind jetzt bereits etwa 200 km von der Küste entfernt in einer Gegend, wo am Tage, zumal in den Sommermonaten, tropische Hitze zu herrschen pflegt. Das können wir auch jetzt feststellen. Denn zur Mittagsstunde verrät uns das Thermometer, dass in unserem Wagen, also im Schatten, 35 Grad Celsius sind.

So fahren wir dahin durch das sonnendurchglühte Land. Die stets wechselnde Welt bringt wenig neue Bilder. Aber, was wir sehen, fesselt und interessiert uns stets von neuem. Es liegt in dem Lande so unendlich viel, was nicht gesagt, sondern nur empfunden werden kann. Der eigenartige Friede des Landes, die Klarheit der Farben können auch weder mit der Feder, noch mit der Kamera oder dem Malerpinsel naturgetreu wiedergegeben werden. Man mag stundenlang hinausschauen in diese Welt, die nicht reich an üppigen Naturschönheiten ist, die aber einem fühlenden Menschenherzen dauernde Andacht und Bewunderung abfordert. Dazu gehört keine Selbsttäuschung, in die der Deutsche mit Vorliebe verfällt, wenn

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

er die Grenzpfähle seines engeren Vaterlandes überschritten hat.

Je mehr wir nach Norden kommen, um so fruchtbarer scheint der Boden zu sein. Dort findet sich viel die Erde Westfalens, schwarzrote fette Erde, die die Gewähr der denkbar grössten Fruchtbarkeit zu bieten scheint. Da die Regenzeit noch nicht völlig eingesetzt hat, hat für die Flora der Frühling noch nicht begonnen. Nur kleine Keime deuten an, was da werden soll, dass hier bald kraftstrotzende Gräser und farbenprächtige Blumen erspriessen werden. Der Baumwuchs, der, als Ganzes genommen, auch hier noch, wie im südlichen Gebiet der Kolonie, den Charakter des Buschwaldes hat, treibt kräftige Knospen, die zu ihrer Entfaltung nur auf einen befruchtenden Regen warten. Auch ohne den grünen Blätterschmuck hat dieser Buschwald zum grossen Teil den Charakter einer lieblichen Parklandschaft, deren Heiligkeit und Jungfräulichkeit durch den Schienenstrang und den rollenden Zug entweiht wird.

Wiederum neigt sich der Tag. Wiederum buhlen wir in unserem eigenartigen Schlafwagen um des Schlafes Gunst, um der neu entstehenden Sonne mit klaren Augen und frischen Gliedern gegenübertreten zu können. Schnell eilt der Lauf der Stunden. Wie viel wir schlafend, wie viel wir wachend verbringen, das zählen wir nicht. Mit neuer Freude und neuem Erwarten sehen wir den Morgen nahen und seine Zauber verbreiten.

Es ist sechs Uhr morgens. Die Sonne hat gerade den östlichen Horizont überschritten und ihre neue Tagereise angetreten, da langen wir an dem Ziel unserer Bahnfahrt, in Otavi, an. Anderthalb Tage und zwei Nächte sind wir ohne Unterbrechung auf dem Schienenweg im Güterwagen dahingefahren. Ein Viehtransport erfolgt nicht unter ungünstigeren Verhältnissen. Wir haben also allen Anlass uns einzubilden, dass wir wie gerädert sein müssen. Trotzdem ist unser körperliches und seelisches Befinden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

verhältnismässig gut. Nach menschlichem Ermessen müsste es anders sein. Denn die Erfahrung lehrt, dass eine Eisenbahnfahrt in Europa, wenn sie auch nur 24 Stunden oder geringere Zeit dauert, meist dem Gesamtbefinden erheblicher zusetzt, selbst, wenn man sich den zeitgemässen Komfort des Eisenbahnwesens zuteil werden lässt.

Da komme ich darauf, von folgender Erfahrung zu berichten: In Afrika empfindet man körperliche Anstrengungen nicht in dem gleichen Masse wie in Europa und ist körperlich leistungsfähiger wie in Europa. Das möchte paradox erscheinen. Man ist geneigt anzunehmen, dass das tropische Klima die Leistungsfähigkeit herabsetzt. Das ist unzutreffend, jedenfalls in Südwestafrika. Fast jeder Beobachter stellt fest, dass stets die empfundenen Ermüdungen auffällig gering sind. Wenn man z. B. einen Ritt von 100 km, natürlich zu geeigneter Tages- oder Nachtzeit, macht, wird man im allgemeinen nicht dieselben Ermüdungserscheinungen haben wie in Deutschland. So steht es mit allen körperlichen Leistungen. Eine physiologische Erklärung habe ich hierfür noch nicht finden können. Auch Aerzte konnten es mir nicht sicher erklären, trotzdem sie die Tatsachen anerkannten. Vielleicht befördert die dünne und trockene Luft oder die rege Sonnenbestrahlung die Vernichtung und Auswaschung der Ermüdungsstoffe? So wurde mir geantwortet. Es gibt in Afrika für den Mediziner noch so manches Problem zu lösen. Das soll aber nicht meine Sache sein. Ich will nur darauf aufmerksam machen, dass das Erzielen körperlicher Leistungen eher leichter als schwerer wie in Deutschland ist, wenn auch die organischen Erkrankungen als Folgeerscheinungen anscheinend viel häufiger und umfangreicher sind.

Otavi ist nicht die Endstation der Otavibahn. Der Schienenweg schlängelt sich noch etwa 60 km weiter durch das Land und endet dann bei dem grossen Kupferbergwerk

Tsumeb. Dorthin soll uns die Bahn nicht bringen. Wir wollen bereits in Otavi die Eisenbahn mit dem Rücken des Pferdes vertauschen. Deswegen verlassen wir unseren Wagen.

Die Station Otavi macht einen völlig bedeutungslosen Eindruck. Ein kleines Wellblechhaus, das etwa drei getrennte Räume, Dienst- und Wohnräume des Stationspersonals enthält, bildet das Bahnhofsgebäude. Dicht neben ihm stehen noch einige Pontoks, Hütten von Eingeborenen, denen bei der Stationstätigkeit die gröberen Arbeiten zufallen.

Etwa 2 km entfernt von der Bahnstation liegt die Militärstation Otavi. Dorthin bringt uns und unser Gepäck zunächst eine vierspännige Maultierkarre, die wir uns vorher zur Haltestelle beordert haben. Die Fahrt geht durch dichten Buschwald. Der Weg ist schlecht. Viele grosse Steine oder Klippen, wie der landläufige Ausdruck ist, sind wie eine Saat ausgestreut. Daher ist unsere Karre häufigen Erschütterungen ausgesetzt, die sich in schmerzhafter Weise auf unser Knochengerüst übertragen und uns zwingen, uns festzuklammern. Andernfalls laufen wir Gefahr, aus dem Gefährt herausgeschleudert zu werden.

Auf der Militärstation Otavi liegt eine Kompagnie, jedenfalls war es damals so. Das Kasernement ist unter Soldatenhänden entstanden, massiv gebaut aus Steinen, eine Anzahl schmuckloser aber nicht gerade geschmackloser Häuser. Man kann in Afrika nur materiell praktische Zwecke verfolgen. Sie zu erreichen sind überall schon die grössten Schwierigkeiten zu überwinden. Das Ideelle muss daher ganz in den Hintergrund treten. Ehe die schönen Künste in Afrika ihren Einzug halten, muss erst überall das Notdürftigste geschaffen werden, was zur Erhaltung von Leben und Gesundheit gehört.

Auf der Station werden wir, trotzdem wir unbekannt sind, freundlichst aufgenommen. Das darf nicht wunder-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nehmen. Denn die Gastfreundschaft ist in Afrika eine allgemeine. Hier ist ein Mensch auf den andern angewiesen. Ohne eine ausgeprägte Gastfreundschaft sind die Existenzbedingungen des einzelnen wie der Gesamtheit bedeutend erschwert. Daher ist die Gastfreundschaft eine natürliche Folge der Kulturverhältnisse. Je mehr die Besiedelung des Landes um sich greift, um so mehr wird sich der Mensch dem Menschen entfremden.

Die Lage von Otavi ist malerisch. An den Fuss steiler Berge schmiegt es sich auf der einen Seite an. Auf der andern dehnt sich eine weite Ebene, die zum grössten Teil mit einem dicht gewachsenen Buschwald bekleidet ist. Ein silberklarer Bach, der stündlich etwa 100 cbm Wasser fördern soll, entspringt aus den felsstarrenden Bergen. Erstaunt schaut man die Fülle Wassers und fragt sich, wie es kommt, dass der Fels sie aussprudelt. Vermutlich handelt es sich um einen wassergefüllten Hohlraum, der hier, in einer Gegend ausgesprochener Kalkformation, leicht erklärlich ist. Erfreut folgt man mit dem Auge dem Lauf des Baches, der befruchtend auf seine Ufer wirkt und sie mit grünenden Wiesen besäumt. Man möchte glauben, er gehöre nicht hierher, eine Fata Morgana habe ein deutsches Landschaftsbild hierher gezaubert. Denn fliessende Bäche sind grosse Seltenheiten in diesem Lande und werden zu den gepriesensten Gaben der Natur gerechnet.

Aber Deutschland liegt doch fern. Das lehrt uns auch unser Thermometer, das gegen 11 Uhr vormittags im Schatten 36 Grad Celsius anzeigt, sowie unser Gefühlsleben, das einen so ungewöhnlichen Ueberschuss an Wärme registriert, wie es die in Deutschland gesammelten Erfahrungen nicht kennen. Unter solchen Umständen sind wir freudig berührt, dass uns Gelegenheit gegeben wird, in der Schwimmanstalt der Militärstation ein Bad zu nehmen.

Die Schwimmanstalt wird durch Staudämme, durch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

welche der Bach hindurchgeleitet wird, gebildet und stellt ein Becken von etwa 20 m Länge und 10 m Breite dar. Es ist eingefasst von üppigen tropischen Gewächsen und gibt ein idyllisches Bild, das zum Verweilen einläd. Wenn man in die herrlichen kristallklaren Fluten steigt, und die Lebensgeister sich verjüngen, dann festigt sich die Ueberzeugung, dass auf dies Fleckchen Erde die Gaben der Natur reichlich verteilt, und dass hier Lebensbedingungen sind, die einen längeren Verbleib oder eine dauernde Ansiedlung begehrenswert machen.

Leider können wir mit einem solchen Plan nicht liebäugeln. Die eherne Notwendigkeit, d. h. unser Reiseprogramm, das von mannigfachen Bedingungen diktiert worden ist, fordert unseren Ausmarsch aus Otavi noch an demselben Tage. Nur die heissesten Stunden des Tages dürfen vorübergehen. Dann müssen wir als kleine berittene Kolonne auf der Pad nach Norden reiten mit dem Marschziel Ghaub, der ersten menschlichen Niederlassung, die wir auf unserem etwa zehn Tage umfassenden Ritt berühren wollen.

Will man in Afrika einen mehrtägigen Ritt machen, muss man weitgehende Dispositionen treffen. Mit dem Satteln der Pferde und dem Einpacken eines Butterbrotes ist das nicht getan. An der Strasse gibt es keine Gasthäuser, wo Essen und Trinken feilgeboten wird. Oft reitet man tagelang, ohne einer Ansiedlung zu begegnen. Das Gasthaus muss man daher gewissermassen selbst mit sich führen und nachher im Busch oder in der Steppe etablieren. Im Busch oder in der Steppe ist auch das Nachtquartier. Aber selbst wenn man seine Bedürfnisse auf die unterste Grenze der Bescheidenheit zurückführt, haben sie noch einen grossen Umfang. Mensch und Tier fordern Speise und Trank. Die Nächte unter freiem Himmel verlaufen schlaflos, wenn man keine wärmenden Decken hat.

Bald nach dem Mittagessen fangen wir an, unsere

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vorbereitungen für den Ritt zu treffen. Vier Reitpferde und ein Maulesel als Packtier, das ist unser Tierpark. Jedes Pferd erhält ausser Sattel und Zaumzeug zwei Packtaschen voll Hafer, einen Gewehrschuh zum Tragen des Gewehrs, ein bis zwei gefüllte Wassersäcke aus Segeltuch und andere Kleinigkeiten. Das Maultier erhält einen Packsattel, auf welchem ein grosser leinener Sack aufgeschnallt wird. Letzterer enthält unsere flüssige und feste Nahrung, Bekleidungsstücke, Decken, Schlafsäcke und ähnliches. Alles wird sorgsam vorbereitet, der Hufschlag der Pferde geprüft und nachgebessert, so dass wir gegen 5 Uhr nachmittags aufsitzen können.

Die Leitung der Vorbereitungen, sowie die Kommandogewalt während unseres ersten Marschtages hat unserer gemeinsamen Vereinbarung gemäss Herr X. übernommen. Ein solches Vorrecht habe ich ihm gern überlassen, weniger, weil es vornehmlich Pflichten und Verantwortungen in sich schliesst, als weil ich ihm als ergrautem Afrikaner ein besseres Befähigungszeugnis ausstellen muss wie mir. Eine ausdrückliche Abgrenzung der Rechte und Pflichten haben wir für erforderlich gehalten. Denn wenn zwei oder mehrere zusammen reisen, kann die Leitung immer nur in einer Hand ruhen. Da muss die Zuständigkeitsfrage genau geklärt werden. Diese Notwendigkeit kann man schon in Europa feststellen, wenn mehrere Menschen miteinander reisen. Wenn nicht die Rechte und Pflichten genau abgegrenzt und klargestellt sind, dann kommt es leicht zu Störungen. Dann verlässt sich unter Umständen einer auf den andern, und keiner tut das Erforderliche, oder es kommt zu Streitigkeiten über Massnahmen, die man treffen oder unterlassen will.

Gerade hier im Schutzgebiet hört man oft, dass zwei oder mehrere Menschen miteinander gereist sind und unterwegs Parteien gebildet oder sich entzweit haben. Sie haben, wie der landläufige Ausdruck ist, Orlog gehabt. Der Anlass ist oft ein geringfügiger. Der eine will den linken

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Weg benutzen, der andere den rechten, der eine will Trab, der andere Schritt reiten oder unter einem grossen Baum absatteln, während sein Begleiter es nicht für zeitgemäss erachtet. Da ist es immer das zweckmässigste, dass man sich genau darüber einigt, in wessen Händen die Entscheidung ruht, und wie die Pflichten verteilt sind, die im gemeinschaftlichen Interesse der Reisegesellschaft liegen. Unter Umständen kann eine derartige Verteilung tageweise wechseln, jedenfalls muss Klarheit sein. Natürlich ist es ausgeschlossen, dass derjenige, in dessen Händen die höhere Gewalt ruht, hieraus eine rücksichtslose Diktatur macht. Er muss mit vielem Taktgefühl handeln und die Meinungen und Wünsche seiner Gefährten in der ausgiebigsten Weise berücksichtigen, möglichst unter Hintansetzung seiner eigenen Wünsche und Interessen. Sonst kann auch dies Verfahren trotz geordneter Durchbildung einen casus belli heraufführen.

Solche Erwägungen haben Herrn X. und mich bewogen, ein klares Befehlsverhältnis zu schaffen. Ersterer übernimmt die Leitung und Entscheidung zunächst auf die Dauer von 24 Stunden. Ich habe mich ihm unterzuordnen und sein Gehilfe zu sein, wobei es mir freisteht, Wünsche oder Bedenken zu äussern. Nach Ablauf dieser Zeit wollen wir nur dann einem Befehlswechsel näher treten, wenn ich mich für hinreichend befähigt erklären kann.

Es ist etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang, als unsere Vorbereitungen soweit beendet sind, dass Herr X. es für zeitgemäss hält, abzureiten. Er steigt zu Pferd und reitet mit einigen Bewohnern von Otavi in der Richtung auf Ghaub ab. Ich wage es noch nicht aufzusteigen, da ich der Sattelung unseres Maultieres, die mir übertragen worden ist, und die trotz vieler aufgewandter Mühe noch unzuverlässig aussieht, keine lange Lebensdauer in Aussicht stellen kann. Es ist sehr schwierig, auf einem Maultier einen grösseren Sack zu befestigen, dass er beim Trab nicht bald seinen ihm anbefohlenen Sitz verändert. Ich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vollziehe schnell noch einige Nachbesserungen durch Einziehen neuer Riemen. Auch setzt es mich in Besorgnis, dass die meisten unserer Wassersäcke undicht zu sein scheinen, worauf langsam in gleichen Zeitabschnitten fallende Tropfen hinzuweisen scheinen. Indessen gebe ich mich zufrieden, da ich annehme, dass Herr X. gerade dieser wichtigen Frage, die in sein Amtsgebiet fällt, die grösste Sorgfalt zugewendet habe. Dann steige auch ich zu Pferd und gebe dem Weissen und Schwarzen Johannes einen Wink, das gleiche zu tun. Letzterer nimmt das Maultier an den Zügeln. Wir folgen der Spur des Herrn X. und seiner Begleiter, die mittlerweile einen Vorsprung von etwa ½ km gewonnen haben.

Kaum sind wir einige hundert Meter geritten, da beginnt die Sattelung des Maultiers ihres Meisters zu spotten. Der grosse, dem Maultier aufgeschnallte Sack strebt immer mehr dem Mittelpunkt der Erde zu, indem er sich auf dem Rücken des Maultiers dauernd verschiebt. Der arme Mulus stöhnt laut, weil er sich unvorschriftsmässig behandelt glaubt. Ich muss alsbald absteigen und von neuem Schirrmeister spielen. Das dauert etwa eine Viertelstunde. Wir setzen uns erneut in Marsch, können aber nicht wagen zu traben. Die Sattelung des Maultiers ist anscheinend in der Anlage verpfuscht. Es hätte, um gründlich auszubessern, eine völlige Umgestaltung vorgenommen werden müssen, die mindestens eine Stunde gedauert hätte. Bei eintretender Finsternis hätten wir dann weiterreiten können. Das wäre ein Missgriff gewesen. Deswegen beschliesse ich, den Schritt als Gangart in Anwendung zu bringen, damit die Erschütterungen des Packsackes möglichst geringe sind, und ohne Pause weiterzureiten. Das scheint mir gewinnbringender zu sein, als dass wir bei langwieriger Arbeit die Sattelung völlig erneuern und hierbei die Nacht über uns hereinbrechen lassen, um dann im Halbdunkel noch ein wenig Trab reiten zu können.

Unser langes Ausbleiben bewegt Herrn X. Halt zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

machen. Wir holen ihn ein. Er wundert sich sehr über die Unbotmässigkeit der Sattelung des Maultiers. Wahrscheinlich aber ist er sich im stillen Herzen darüber klar, dass es sich um einen willenlosen Gegenstand handelt, dem die freie Selbstbestimmung fehlt, indem sein Tun und Lassen lediglich durch Menschenhand bestimmt wird. Dann nehmen wir Abschied von den Bewohnern von Otavi, die uns das Geleite gegeben haben und tauchen unter in den weit gestreckten Buschwald.

Die Sonne verschwindet bald unter den Horizont. Es wird schnell dunkel, finster, stockfinster. Der Mond lässt sich nicht sehen. Nur das Firmament leuchtet über uns mit seinen zahllosen rätselhaften Gestirnen, die die menschlichen Betrachtungen auf den Gedanken von der Unendlichkeit des Weltalls und auf die Unzulänglichkeit und Nichtigkeit menschlichen Wesens und Wirkens hinführen.

Wie ohnmächtig und winzig stehen wir da, wenn wir in der grossen Natur sind, die weite Welt mit ihren zahllosen Welträtseln deutlich vor Augen! Das ist anders, als wenn wir im stillen Kämmerlein oder in der Studierstube sind, wo nur menschliche Gebilde uns umgeben, die menschliche Handfertigkeit geschaffen hat, wo wir auf den Gedanken kommen, dass wir vieles können und vieles wissen. Die Klasse Menschen, die, wie Wagner in Goethes Faust, sagen: „Ich weiss zwar viel, doch möcht' ich alles wissen" ist sehr umfangreich. Die Klasse mit einem noch höheren Dünkel hat ebenfalls zahlreiche Mitglieder. Sie alle sollten hinausgehen in die freie Natur unter den Sternenhimmel. Dort werden die Gedanken beschäftigt mit den Tatsachen der Unendlichkeit des Raumes, der Ewigkeit der Zeit, der Unzählbarkeit der Welten. Dort wird der Mensch gezwungen, sein Wissen in den Satz des alten griechischen Weisen zusammenzufassen: „Ich weiss nur, dass ich nichts weiss". Das ist erzieherisch, da schwindet der Dünkel.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hierüber unterhalten wir uns und sehen mit Wehmut den grossen Bären am nördlichen Sternenhimmel, den fernen Boten der deutschen Heimat. Gewaltig streckt er sich hin, infolge der Strahlenbrechung für unser Auge erheblich weiter in die Breite gestreckt, wie der Beobachter auf der nördlichen Halbkugel ihn zu sehen gewöhnt ist. Nur etwa zur Hälfte ist er für uns sichtbar. Die andere Hälfte verschwindet unter dem Horizont. Der dicht bei ihm stehende nördliche Polarstern, der Wächter des nördlichen Sternenhimmels, ist gar nicht zu sehen. Das verhindert die Krümmung der Erdoberfläche. Dafür leuchtet in der Nähe des südlichen Himmelspols das südliche Kreuz, das Wahrzeichen und der Wegweiser unseres Sternenhimmels.

Halt! Wer da? ruft plötzlich eine markige Stimme aus dem finsteren Busch. Wir erschrecken und werden jäh aus unseren Betrachtungen der grossen Welt herausgerissen und zurückversetzt in die kleine Welt, welche der Planet Erde darstellt. Wie eigenartig und überraschend ist es, dass hier, wo wir uns fern der Menschheit glauben, sich unerwartet Menschen zu Menschen gesellen! Herr X. findet zuerst eine geeignete Antwort auf den Anruf, so dass kein zweiter erfolgt. Wer mag uns angerufen haben? Die Neugier ist rege, die Undurchdringlichkeit der Dunkelheit aber heisst uns darauf zu verzichten, näher nach dem Rufer zu forschen. In der geballten Finsternis können wir uns doch nicht Auge in Auge schauen. Daher reiten wir weiter und sagen uns, dass es vermutlich Reiter der Schutztruppe gewesen sind, die im Busch nächtigen und einen wachsamen Posten ausgestellt haben.

Es ist unheimlich dunkel. Nur mit Mühe können wir bewirken, von der scharf ausgetretenen Pad nicht abzuirren. Aber die Pferde gehen so sicher, als ob heller Tag ist, und wir haben den Glauben, hurtig vorwärts zu kommen. Dieser Umstand legt uns nach dreistündigem Ritt ans Herz, der nächtlichen Ruhe zu gedenken. Wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schmeicheln uns, mittlerweile 18—20 km zurückgelegt zu haben, so dass wir erwarten dürfen, am nächsten Morgen nach abermals zwei- bis dreistündigem Ritt die nächste Wasserstelle, Ghaub, zu erreichen. Das liegt im Sinne unseres Programms. Wir biegen daher vom Wege ab und wählen einen Platz unter einem grossen Baum im Busch als Nachtlager. Dort satteln wir ab, zünden ein Feuer an und treffen Vorbereitungen, uns zur nächtlichen Ruhe niederzustrecken.

Herr X., der „Kommandant" vom Tagesdienst, übergibt sämtliche Pferde seinem Schwarzen Johannes mit der Weisung, sie dicht an unserem Lagerplatz weiden zu lassen, selbst zu wachen und dafür Sorge zu tragen, dass die Pferde nicht fortlaufen. Nachdem wir ein karges Abendbrot beim Scheine des flackernden Feuers zu uns genommen haben, schlüpfen wir in unseren Schlafsack mit dem festen Vorsatz, eine schlafgesegnete Nacht zu verbringen. Das haben wir sehr nötig, nachdem wir zwei Nächte hintereinander im Eisenbahnwagen genächtet und in Schlafes Arm nur geringe Bruchteile der Nacht verbracht haben. Aber es ist nicht ganz einfach, auf dem harten Erdboden unter freiem Himmel zu schlafen. Das bewirkt auch ein aufdringlich bittendes Schlafbedürfnis nicht mit Sicherheit. Es will erlernt sein. Die Gliedmassen müssen sich erst daran gewöhnen, auf weich gefederte mitteleuropäische Betten, die auch in Afrika schon viele Heimstätten haben, zu verzichten. Ist das geschehen, dann wird der Schlaf am Herzen der Natur unter dem grossen luftigen Zelt des Sternenhimmels dem Schlaf in beengender Kammer auf weichlichem Pfühl oft vorgezogen, zumal, wenn in den warmen Nächten des afrikanischen Sommers Frost und Kälte von der Erde fortgebannt bleiben.

Beim ersten Ahnen der Morgenröte erheben wir uns wieder, um nach den Pferden zu sehen. Dicht bei uns sind sie nicht. Selbst ein Rufen nach dem Schwarzen Johannes

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bleibt ohne Antwort. Nur ein Echo aus dem Busch antwortet wie ein neckischer Schelm. Wir machen uns auf die Suche. Nach langem Pirschen finde ich den Schwarzen Johannes im Grase schlafend vor. Meine Frage, wo die Pferde seien, setzt ihn in Verwirrung. „Da hinten", meint er, indem seine schwarze Epidermis anscheinend erheblich an Farbe verliert. „Soeben sind sie noch hier gewesen", erdreistet er sich dann weiter zu behaupten, noch immer schlaftrunken und verratend, dass er einen gesegneten Schlaf hinter sich hat. Von den Pferden ist nichts zu sehen, nichts zu hören und nichts zu ahnen. Es scheint beinahe so, als ob hier niemals Pferde gewesen sind. Fast möchte man annehmen, dass der Glaube an den Besitz von Pferden nur ein ins wache Bewusstsein gerettetes Ueberbleibsel eines nächtlichen Traumes sei. Jedoch eine gründliche Nachprüfung der Gedanken erweist dies als irrig.

Ich gehe zu Herrn X. und bringe ihm die Hiobspost. Er ist erstaunt, dass sein Johannes uns das angetan hat. Aber auch mit einer energischen Zurechtweisung des Uebeltäters ist uns nicht geholfen. Wir gehen suchen, jeder auf besonderem Pirschweg. Herrn X. gelingt es endlich die Spuren zu finden. Sie beweisen uns, dass sämtliche Pferde, einschliesslich des Maultiers, in geschlossener Kolonne den Marsch nach Otavi angetreten haben. Die Erinnerung an die dortigen, reichlich mit Hafer gefüllten Krippen, an den murmelnden, wasserspenden Bach haben ihnen vermutlich Heimweh verursacht. Dort scheint ihnen ein Verweilen lohnender. Darum haben sie die Sorglosigkeit ihres Wächters benutzt, nächtlicherweile dem Zuge ihres Herzens zu folgen. Solche Ueberlistungen sind bei diesen Vierfüsslern beliebt. Das hat schon mancher Reiter in Afrika erfahren und nachher durch weiten Fussmarsch ausgleichen müssen. Daher muss man sichere Vorkehrungen treffen: sorgsame Bewachung, Anbinden an Bäume oder Anlegen von Spannfesseln. Wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben geglaubt, mit unseren Massnahmen genug getan zu haben. Nun ist guter Rat teuer.

Eine lange Strecke Wegs folgen wir den Spuren. Sie führen auf der Pad, die wir gekommen sind, nach Otavi. Es besteht für uns kein Zweifel mehr, dass die Pferde, den Rücken ledig aller Last, längst in Otavi angekommen sind. Jetzt dürfte die einzige Lösung darin bestehen, dass wir dem Schwarzen Johannes Befehl geben, sich im Laufschritt nach Otavi zu begeben und die Pferde zurückzuholen. Da die Eingeborenen in dem Ruf stehen, grössere Strecken zu Fuss in fabelhafter Geschwindigkeit zurücklegen zu können, dürfen wir vermittels dieses Verfahrens einen baldigen Ausgleich erhoffen. Wir setzten daher den Schwarzen Johannes nach eingehender und energischer Belehrung nach Otavi in Marsch und kehren zu unserem Gepäck, den vielen Sätteln und Packtaschen, die, von ihren Trägern treulos verlassen, im Busch lagern, zurück.

Für den guten Philosophen setzt sich das ganze menschliche Leben nur aus Kleinigkeiten zusammen. Das sagen wir uns und bemühen uns, ein ebenso strahlendes Gesicht zu machen wie die Sonne, die jetzt gerade hinter den Bergen emportaucht und den Beginn des Tages vollendet. Herrlich schön ist der Tag. Seine Schönheit erfüllt das Herz. Die desertierten Pferde sind bald vergessen oder richtiger gesagt, das Denken an sie vertagt. Wir atmen in vollen Zügen die balsamische Luft und mustern die Landschaft um uns, die uns noch unbekannt ist, da wir uns im Dunkel der Nacht in sie hineingeschlichen haben. Da türmen sich hohe Berge, da dehnt sich die gewaltige Buschsavanne, bewachsen mit mannshohem Gras und zierlichen Bäumen. Es ist das charakteristische Bild des Schutzgebietes, nicht gewaltig erhaben oder romantisch, aber lieblich, anheimelnd schön, rein und heilig. Man fühlt, am Busen einer unbefleckten, unverfälschten Natur zu sein und weiss, was Schillers Wort

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sagen will: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual".

Aber das Wohl und Wehe ist von zu mannigfachen Dingen abhängig. Es genügt nicht, dass die Augen sich sättigen an einem farbenprächtigen Naturspiel, dass die Lunge sich füllt mit erquickender Luft. Da gibt es in der Gefolgschaft des Menschen einen grossen Materialisten, den Magen. Der verlangt nach Speise und Trank, der will gut bedient sein, sonst rächt er sich und stört den ruhigen Gang des Mechanismus, der das menschliche Leben reguliert. Dieser Magen weiss auch, dass ihm eine Morgenmahlzeit zusteht. Die fordert er, bescheiden oder unbescheiden, je nachdem er in Stimmung ist.

Da für uns kein Hinderungsgrund besteht, die Forderung des Magens zu erfüllen, beschliessen wir, nachgiebig zu sein und ihm eine Morgenmahlzeit zu bewilligen. Wir beauftragen den Weissen Johannes, ein Feuer anzuzünden, ein Kochgeschirr aus einem Wassersack mit Wasser zu füllen und Kaffee zu kochen.

Gern hört das der Weisse Johannes, der uns schon als der Inhaber eines guten Magens bekannt ist. Nach wenigen Minuten hat er ein munteres Feuer entzündet, das uns einen warmen Morgentrank liefern soll. Plötzlich aber verfinstert sich das Gesicht unseres Lagerkochs. Er nimmt einen Wassersack, er nimmt einen zweiten, den dritten und letzten. Sein Gesicht wird immer ernster und hoffnungsloser. Die Sprache scheint ihm zu versagen. Schliesslich ruft er mit einer Stimme, als ob er den Tod seines besten Freundes künden will, dass sämtliche Wassersäcke — leer sind. Wir erschrecken. Jedoch der Augenschein lehrt uns, dass tatsächlich sämtliche Wassersäcke nur noch so kümmerliche Ueberreste ihres köstlichen Fluidums enthalten, dass gerade ein Sperling seinen Durst löschen kann.

Wie ist das gekommen? Hat der Schwarze Johannes nächtlicherweile seinen Durst auf Vorschuss gelöscht?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wir verhören, beraten und erkennen schliesslich zu Recht, dass dem Schwarzen Johannes Freisprechung wegen Mangels an Beweisen zugebilligt werden müsse. Vielmehr deutet der Anschein darauf, dass die Wassersäcke von selbst ausgelaufen sind. Sie sind neu und ungebraucht gewesen. Man hätte sie vor ernstlichem Gebrauch längere Zeit mit Wasser füllen müssen, damit das Gewebe aufquillt und die Maschen sich dichten. Das haben wir verabsäumt. Nun trifft die Säumigen eine harte Strafe.

Zwei Dinge fürchtet der Afrikareisende am meisten: unzuverlässige Pferde und ungenügende Wasserversorgung. Ohne Pferde und ohne Wasser ist sein irdisches Dasein leicht gefährdet, wenn er weite Strecken zurückzulegen hat, auf denen er nicht das finden kann, was zur Erhaltung seines Lebens gehört. Dann kommt das Gespenst des Verdurstens, ein Schreckgespenst, hager und dürr, ausgerüstet mit einer furchtbaren Foltermaschine, deren Wirkungen nur der ahnen kann, der einmal das Vorspiel des Verdurstens kennen gelernt hat.

So schnell jedoch gehen wir nicht unter die Schwarzseher. Wir malen uns noch nicht aus, wie wir unter einem dürren Busch schwer röchelnd die einzelnen Akte des Verdurstens durchkosten, um endlich den ausgetrockneten Geist ganz auszuhauchen. Dazu liegt kein Anlass vor. Unsere Pferde müssen nach menschlichen Berechnungen spätestens bis 12 Uhr mittags zurückgekehrt sein. Dann können wir in zwei bis drei Stunden die Wasserstelle Ghaub erreichen. Im schlimmsten Falle können wir auch zu Fuss dorthin oder nach Otavi wandern. Das muss sich in etwa vier bis fünf Stunden schaffen lassen. Dann ist alles wieder in guter Ordnung. Wir haben keinen Anlass, die Vorsehung anzuklagen, dass sie uns in einen verderbendrohenden Engpass gelockt hat, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt.

So sind wir guten Mutes und tragen kein Bedenken, eine kleine Büchse konservierte Milch, die letzte Flüssig-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

keit, die wir bei uns führen, als Morgentrunk zu verwenden. Wir dreiteilen den winzigen flüssigen Besitz und befriedigen ein wenig den gesunden Durst, den wir uns bereits auf dem Ritt des vorhergehenden Tages angeeignet haben, und dem die laue Nacht und der warme Morgen neue Nahrung zugeführt haben.

Um unseren Körper vor einem Austrocknungsprozess durch die Sonne zu bewahren, suchen wir uns einen Lagerplatz unter dem stärksten und dichtesten Baum, den wir in der Umgebung finden können. Leider ist etwas wirklich Günstiges nicht zu finden. Das Sonnenlicht wird auch an der Lagerstelle, die wir als die vorteilhafteste auswählen, nur dürftig von uns ferngehalten.

Wir fassen nun den Entschluss, ruhig liegen zu bleiben, um einen ebenfalls bei Körperbewegung unumgänglich erhöhten Flüssigkeitsumsatz zu vermeiden. Denn ein Spazierengehen oder auf Jagd Pirschen, was sehr nahe liegt und in dieser Gegend guten Erfolg verspricht, muss dem Anwachsen des Durstes Flügel verleihen. Das müssen wir als kluge Haushalter zu vermeiden suchen, da wir nicht wissen, was uns der Tag bringen wird.

Jetzt heisst es also warten, geduldig warten. Darüber sind wir uns klar. Die Stunden des Wartens haben gewöhnlich doppelt soviel Minuten wie die gewöhnlichen. Beklemmend langsam schleicht der Zeiger der Uhr. Wir suchen uns zu unterhalten. Die Unterhaltung aber hat lahme Beine. Wir sprechen von diesem und jenem, laienhaft, ohne Aufwand grösserer geistiger Energie. Die Morgenstunden eignen sich gewöhnlich nicht zu geistreichen Gesprächen, ganz besonders nicht dort, wo vielleicht bereits die Anlage verpfuscht ist. Wir lesen kleine Zeitschriften, die wir zwecks geistiger Ernährung, wenn die im eigenen Innern aufgespeicherten latenten Vorräte nicht mehr ausreichen, in dem Abteil Nahrungsmittel unseres Gepäcks verstaut haben. Das fördert den Gang des Uhrzeigers ein wenig. Warten ist eine abscheuliche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Erfindung, ganz besonders dann, wenn man nicht weiss, ob man vergeblich wartet.

Ehe wir daher dies tief einschneidende Begebnis des Wartens beschliessen und mit dem Einleitungswort „endlich" weiter erzählen, was nach dem Warten geschah, müssen wir noch etwas einschalten. Dann bleibt der grosse Raum, der hier bei sachlicher Behandlung dem Kapitel Warten reserviert bleiben muss, nicht leer. Um die gähnende Lücke zu füllen, brauchen wir sogar nicht einmal abzuschweifen und etwas herbeizuzerren, was nur bei Anwendung roher Gewalt als Lückenbüsser verwendet werden kann. Lasst uns — nun sagen wir, auf eines der Gegengifte eingehen, die wir einnehmen, um das langsam schleichende Gift des Wartens zu entkräften. Lasst uns etwas davon wiedergeben, was wir uns, abwechselnd die Rolle des Hörers und Lesers tauschend, vorgelesen haben. Dies zu tun, ist um so gerechtfertigter, als wir im Geiste weiter auf afrikanischem Boden verweilen, und als wir etwas bringen können, was niemals gedruckt worden ist. Um ein Manuskript handelt es sich nämlich, das ein Stückchen Afrikanerleben auf die Bühne bringt. Die Feder eines Kriegers ist seine Mutter. Es ist aber, wie der Inhaber der Feder bei vertraulicher Ueberlassung seines Sprösslings gesagt hat, nicht für die literarische Welt bestimmt gewesen. Es sollte nur missvergnügte, vom harten Kriegsdienst mitgenommene Soldaten mangels etwas Besseren erfreuen und bei ihnen den Glauben an die Vorgesetzten erhöhen.

Das muss vorausgeschickt werden, damit den Anfällen von Entrüstung vorgebeugt und zugleich dem Kunstkritiker angedeutet wird, dass hier kein Verweilen für ihn ist. Auch müssen wir uns selbst zuvor noch gegen den Vorwurf der Indiskretion verwahren, der aus der Wiedergabe des Manuskripts hergeleitet werden könnte. Da letzteres über eine kleine afrikanische Bühne gegangen ist, kann es auf den Heiligenschein der Diskretion keinen Anspruch mehr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

machen. Das wird auch sein Verfasser einräumen, wenn ihm die Erinnerung an die Vaterschaft nicht überhaupt schon völlig verloren gegangen ist, so dass ein Strafantrag wegen Diebstahls geistigen Eigentums von seiner Seite ausgeschlossen ist.

So hört denn, was wir uns vorlesen:

Amor auf der Pad.

Ein Schauspiel in drei Aufzügen aus dem Leben in Deutsch-Südwestafrika.

Personen: Reiter: A.
Reiter: B.
Reiter: C.
Reiter: D.
Farmer, Farmertochter.
Emmy: Kellnerin.
Thomy: Eingeborener Bambuse.

I. Aufzug.

(Eine Ansiedlung im Mittelgebiet von Deutsch-Südwestafrika. Gaststube eines Wirtshauses. Wenige und einfache Möbel. Unter anderem ein Phonograph.)

1. Szene.

(Bevor der Vorhang aufgeht, wird im Chorgesang mit Musikbegleitung hinter der Bühne das nachstehende Lied gesungen.)

Afrikanisches Reiterlied.

(Mel.: Ich schiess den Hirsch usw.)

1. Halloh! Ich treck mit Reiterlust
Die Pad entlang zu Pferd!
Das Herz frohlockt in weiter Brust,
Gleichwie an Mutters Herd!

Es kennt nicht Sorg', es kennt nicht Plag',
Kein Reiter grämet sich!
Und dennoch ich voll Sehnsucht frag:
Wann kehr zur Heimat ich?

2. Und reit ich so die Pad entlang
Im bunten Sonnenschein,
Durch blauen Aether tönt mein Sang
Dann in den Busch hinein.
Er trägt das Lied in alle Welt,
Was grad' mein Herz erfüllt!
Doch merkt, dass mir kein Lied gefällt,
Was meinem Lieb' nicht gilt.

3. Das Kuddu und das Wildebeest,
Der Gemsbock und der Strauss,
Ich scheuch' sie auf aus ihrem Nest
Und schiess sie mir zum Schmaus.
Bei Hottentotten, Hereros,
Find tausend Frauen ich,
Und dennoch sehn' ich immer bloss
Zu meinem Liebchen mich.

4. Durch Berg und Tal herauf, hinab,
So reit ich fort und fort,
Herauf, hinab im Schritt und Trab,
So geht's von Ort zu Ort.
Auch den Galopp verschmäh' ich nicht,
Frei liegt die Pad vor mir!
Doch ist die Heimat erst in Sicht,
Zum Halten ich parier'!

(Der Vorhang geht auf, während der Wiederholung des letzten Refrains. Emmy beschäftigt, die Gaststube zu ordnen, Thomy ihr behilflich.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Emmy: Hurra, heute kommt wieder eine Kolonne hier durch. Da gibt es wieder etwas zu verdienen. Der Orlog hat doch seine guten Seiten! Wer da an der richtigen Stelle zufasst, kann reich werden und in jungen Jahren anfangen, sich auf der Bärenhaut der alten Deutschen auszuruhen. Gleich werden wohl unsere ersten Gäste kommen. Da will ich zum Empfang den Phonographen spielen lassen, unser afrikanisches Universalmusikinstrument.

(Der Phonograph spielt. Emmy und Thomy beschäftigen sich weiter. Drei Reiter treten ein, Schutztruppenuniform, feldmarschmässig.)

2. Szene.

Reiter A.: Gott sei Dank, dass wir hier sind. Das war wieder einmal ein mühsamer Ritt durch eine lange Durststrecke. Aber hier scheint eine gute Wasser- und Alkoholquelle zu sein. Die Durststrecken haben doch ihr Gutes. Sie machen die Wasserstellen wertvoll und die Gasthäuser zu einem Himmel auf Erden! Guten Tag! schönes Fräulein!

Emmy: Guten Tag, meine Herren! Guten Ritt gemacht?

Reiter A. (sich setzend): Gott sei Dank, dass man jetzt wieder einmal das Pferd mit einem bequemen Stuhl vertauschen kann! Da hat zwar einmal ein Kollege von mir, der Dichter Bodenstedt, behauptet: „Das Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde". Wahrhaftig, ich müsste lügen, wenn ich dies Wort jetzt als eine Wahrheit anerkennen sollte. Da ist mir doch etwas anders zu Mut:

„Das Glück des Lebens,
Das such ich vergebens,
Wenn nicht ein Glas
Voll köstlichem Nass
Zum Trunke mir winkt!"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Reiter B. (lachend): Na, Mensch, Du verstehst vom Dichten doch nur soviel, wie die Kuh vom Pretzelbacken. Wissen Sie, Fräulein, hier (auf Reiter A. deutend) haben Sie ein verbummeltes Genie vor sich, eine verkrachte Existenz. Ein Student ist er früher gewesen, das corpus iuris hat er studiert, wie er immer erzählt. Aber er hat zwischen Ausgaben und Einnahmen zu grosse Differenzen aufzuweisen gehabt. Er hat die Einnahmen der Zukunft schon in der Gegenwart verzehrt, so dass ihm sein Herr Papa die Mittel zum Weiterstudieren entzogen hat. Daraufhin ist er als Kriegsfreiwilliger nach Afrika gekommen. Hier will er über seine Sünden nachdenken und will später in Deutschland Dichter und Schriftsteller werden. Das sind seine Luftschlösser. So, nun werden Sie verstehen, wenn er auch heute wieder seine dichterischen Uebungen und Experimente macht.

Reiter A.: Du eignest Dich ja grossartig zum Biographen. Da kannst Du später meine Lebensgeschichte schreiben, wenn ich ein berühmter Mann geworden bin. Aber, Donnerwetter, wir vergessen ganz unsere Tagesordnung. Trinken, trinken, trinken, das waren die 3 ersten Punkte unserer Tagesordnung. Also, schönes Fräulein, nun bringen Sie einmal eine ordentliche Lage Bier.

Emmy: Gern, gern, meine Herren (geht kokett fort).

Reiter B.: Wahrhaftig, ein schönes Kind! Das weisse Fleisch ist hier zwar selten, und das Seltene pflegt fast immer zu gefallen. Aber die Kleine wäre auch dann schön, wenn sie als Massenartikel auftreten würde.

Reiter A.: Du hast recht, B. Ich stimme Dir bei.

„Mein Herz, es lechzet sehnsuchtsvoll
Nach Frauen und nach Alkohol."

(wendet sich an Thomy): Du, komm mal her, kleiner schwarzer Teufel. Sag mal, wie heisst das Fräulein?

Thomy: Emmy tut sie heissen, Mister.

Reiter A.: Was, Mister nennst Du mich? Mister? Ich bin doch kein Englishman! Da haben wir es wieder!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das hat er nur von uns gelernt. Ueberall gehen wir englische Worte borgen. Aber nicht genug damit! Anstatt sie im Geheimen für unseren Hausbedarf zu verbrauchen, verschleudern wir sie noch an diese schwarzen Teufel, die auf diese Weise niemals Deutsche werden, sondern immer international bleiben. Was brauchen wir bei den Engländern borgen zu gehen? Ist unsere deutsche Sprache so arm, das sie dieser englischen Almosen bedarf? Nur keine Sprachverseuchung! Ein leichtsinniger Mensch bin ich zwar immer gewesen, aber ein echtes deutsches Herz habe ich mir bewahrt.

Na, wartet man, wenn ich erst das Gewehr mit der Feder vertauscht habe, dann will ich es aller Welt sagen: Kann man nicht für „Mister" viel besser „Herr" sagen? Für „store" viel schöner „Kaufhaus" oder „Geschäftshaus"? Für „story" „Geschichte" oder „Erzählung" oder noch besser „Klatsch"? Warum tun wir das hier in diesem deutschen Lande nicht? Komm mal her, kleiner schwarzer Teufel, jetzt werde ich Dir Unterricht geben. Du sagst jetzt nicht mehr Mister, sondern sagst (Pause der Ueberlegung, dann wichtig) — „Grosser Kapitän"! hast Du verstanden?

Thomy: Jawohl, grosser Kapitän (alles lacht).

Reiter B. (ungeduldig): Thomy, jetzt geh und sag Fräulein Emmy, sie soll schnell das Bier bringen, wenn sie uns nicht dem Tode des Verdurstens preisgeben will.

Thomy: Jawohl, grosser Kapitän (geht ab).

Reiter B. (zu Reiter C.): Mensch, Du verhältst Dich ja ganz passiv. Die Durststrecke haben wir doch hinter uns. Hier sind wir an einer Wasserstelle, wo es nach der Kriegskarte stets viel Wasser gibt. Das muss doch auch für Deine Geister eine Wiedergeburt bedeuten.

(Reiter C. hängt weiter seinen Gedanken nach.)

Reiter A. (zu Reiter C.): Ich verstehe Dich auch nicht (begeistert):

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Hab' eine Wasserstelle ich erreicht,
„Kein Kummer mehr mein Herz beschleicht."

(Emmy tritt ein und bringt das Bier.)

Emmy: So, nun bringe ich Ihnen recht kühles Bier. Das soll Sie für Ihr Warten entschädigen. Du, Thomy, bring mir einen Stuhl, damit ich mich auch hierher setzen kann.

Thomy: Jawohl, grosser Kapitän (alles lacht. Emmy staunt).

Reiter A.: Mensch, das ist falsch, zu den Frauen musst Du immer sagen: „Jawohl, schönes Fräulein". Na, nun mach' und bring den Stuhl!

Thomy: Jawohl, schönes Fräulein.

Reiter A.: Nein, Mensch, ich bin kein schönes Fräulein, ich bin der grosse Kapitän. (Thomy bringt den Stuhl, Emmy setzt sich hin.)

Alle: Prosit, auf unser aller Wohl (alle trinken).

Reiter B. (zu Reiter A.): Du trinkst heute wieder so, als ob Du 14 Tage lang nichts getrunken hast. So hast Du es wahrscheinlich auch früher gemacht, als Du Studio warst. Dann wird mir vieles begreiflich. Eigentlich hättest Du, als Du vor einigen Wochen zur Kamelkolonne kommandiert warst, viel von den Kamelen, diesen Schiffen der Wüste, lernen und ihnen ähnlich werden sollen. Das ist aber nicht der Fall. Denn ich will Dir den grossen Unterschied sagen, der zwischen Dir und einem Kamel besteht: Ein Kamel kann 14 Tage arbeiten, ohne zu saufen, Du aber kannst 14 Tage saufen, ohne zu arbeiten. (Lautes Gelächter.)

Emmy (zu Reiter B.): O, gehn' Sie, ärgern Sie ihn nicht, er sieht ja so brav aus. Du Thomy, geh', sag' dem Wirt, er soll noch Bier kalt stellen, ich werde es gleich holen kommen.

Thomy (stotternd und verwirrt): Jawohl, grosses Fräulein, schöner Kapitän.

Reiter A.: Nun ist er ganz konfus. Ja, schönes

Fräulein, dem müssen Sie noch einmal gründlich Unterricht geben. Aber nur keine Sprachverseuchung, nur keine Fremdwörter! Denn, wenn wir bei fremden Völkern pumpen gehen, verlieren wir Bilanz und Kredit, und Sie, schönes Fräulein, verderben es ausserdem mit unserem alten deutschen Michel, der die Fremdwörter nicht ausstehen kann.

Emmy: Das haben Sie sehr schön gesagt. Ich werde jetzt aber lieber selbst das Bier holen, sonst richtet Thomy noch mehr Verwirrung an. (Emmy und Thomy ab.)

Reiter B. (zu Reiter C.): Mensch, die Sprache ist dazu da, die Gedanken mitzuteilen! Warum redest Du denn nicht? Warum beichtest Du uns nicht, was Dein Herz oder Deinen Magen bedrückt? Du bist wohl heimatsverdächtig?

Reiter C. (resigniert): Nein, nein! Ich hoffe der letzte von uns zu sein, der in die deutsche Heimat zurückkehrt. Vielleicht kehre ich auch niemals zurück!

Reiter B. (ängstlich): Was soll das heissen?

Reiter C.: Das kann Euch wenig interessieren.

Reiter B.: Wie kannst Du das behaupten? Wir nehmen Anteil an allem, was Dir das Schicksal bringt.

Reiter C.: Gut, ich will Euch sagen, was heute mein Herz bewegt. Aber Ihr dürft nicht spotten:

In meinem Heimatsdorfe hatte ich vor drei Jahren eine Liebe, die mir der leuchtende Stern meiner Zukunft zu sein schien. Diese Liebe macht mir heute Kummer. Das hat folgenden Zusammenhang: Meine Braut ist vor drei Jahren mit ihrem verwitweten Vater aus der Heimat nach Südwestafrika ausgewandert, nachdem sie beide infolge eines Erbschaftsstreites Hab und Gut verloren hatten. Dicht hier bei der Niederlassung haben sich dann Vater und Tochter eine Farm angelegt, und da leben sie noch heute, wenn nicht, seit ich die letzte Nachricht erhalten habe, etwas Besonderes vorgefallen ist.

Ich wäre ihnen gern sofort gefolgt. Man steckte mich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

jedoch in des Königs Rock, damit ich meiner Dienstpflicht genügen sollte. Da brach hier, als ich gerade ein Jahr gedient hatte, der grosse Aufstand aus, und ich zögerte keinen Augenblick, mich als Freiwilliger für die Schutztruppe zu melden. Nun streife ich schon zwei Jahre lang im Lande umher, ohne die Möglichkeit gefunden zu haben, meine Auserwählte auf ihrer Farm zu besuchen. Heute aber bin ich endlich dort, wohin ich mich solange gesehnt habe. In spätestens einer Viertelstunde werde ich mir bei unserem Hauptmann Urlaub erbitten, um die Farm aufsuchen zu können. Unser Hauptmann ist zwar streng, aber sehr wohlwollend. Er wird meine Bitte nicht abschlagen.

Reiter A. (lachend aber teilnahmsvoll): Also, Du bist nicht heimatsverdächtig, sondern heiratsverdächtig! Verliebt bist Du! Ein Sklave Amors! Armer Kerl, ich werde dem Gott Amor eine Hekatombe Bier weihen, damit er Dir gnädig ist.

(Emmy bringt neues Bier.)

Reiter A.: Fräulein Emmy, bringen Sie uns schnell zu trinken, wir sind alle verliebt!

Emmy: Nur nicht so stürmisch! Verliebt? In wen sind Sie denn alle verliebt?

Reiter A.: Natürlich in Sie, und ich am meisten.

Emmy: O, Sie sind ein Schwerenöter: Sie haben mir ja noch nicht einmal eine Liebeserklärung gemacht.

Reiter A.: Ist auch gar nicht nötig!

„Die Liebe keine Worte finden kann,
Sie kündet sich durch tiefes Schweigen an."

Emmy: Schön, also schweigen wir davon.

Reiter A.: Nein, so war das nicht gemeint. Jetzt wollen wir gerade davon reden, und ich will Ihnen meine Liebeserklärung machen. Sie ist ganz modern und soll später veröffentlicht werden, wenn ich ein berühmter Schriftsteller geworden bin.

(Er tritt an Emmy heran und deklamiert):

1. O Mädchen ohne gleichen
Lass Dich erweichen,
Glaube mir, ungeheuer
Brennt der Liebe Feuer!
Seitdem ich Dich gesehn
Ist's um mein Herz geschehn!
Erhör' drum meine Not! — —
Du schweigst? Das ist mein Tod! — —
O weh, was fang ich Armer an?
Ich steche mir, ich steche mir . . . (bei Seite)
Ein Achtel Bier gleich an.

2. O Mädchen ohne gleichen
Lass Dich erweichen!
Wo ich wandle, gehe,
Wo ich liege, stehe,
Für Dich schlägt nur mein Herz!
O lindre meinen Schmerz,
O lindre meine Pein! — —
Noch immer sagst Du nein? — —
Wo find ich schnell ein offnes Grab?
Ich schneide mir, ich schneide mir . . . (bei Seite)
Ein Stück vom Schinken ab.

3. O Mädchen ohne gleichen
Lass Dich erweichen!
Engel Du voll Tugend,
Voll Liebreiz, voller Jugend
Schau her, ich bet Dich an (fällt auf die Knie),
So innig es geschehen kann — —
Starr bleibst Du wie ein Stein? — —
Jetzt end' ich selber meine Pein,
Mein Leben ist jetzt abgetan,
Ich hänge mich, ich hänge mich . . . (ihr ins Gesicht)
An eine Andere an.

(Alle applaudieren).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3. Szene.

(Reiter D. tritt ein und applaudiert mit.)

Reiter D.: Hier geht es ja lustig zu. Ich scheine etwas versäumt zu haben. A. hat wohl wieder einmal die Kosten der Unterhaltung allein tragen wollen?

Reiter A.: Erlaube mal, ich bereite mich auf meinen späteren Zivilberuf vor. Alles nur wissenschaftliche Uebungen! Klein fängt man an, und gross hört man auf. Das ist nicht nur so im Verbrecherleben, sondern auch im Künstlerleben.

Emmy: Sie haben Ihre Sache zwar sehr schön gemacht, aber ein Schwerenöter sind Sie doch. Solche Menschen nennt man einen Don Juan.

Reiter D.: Donnerwetter, jetzt hätte ich fast das Wichtigste vergessen! Du C. bist heute nacht auf Posten kommandiert und sollst sofort aufziehen. Das soll ich Dir im Auftrage des Wachtmeisters mitteilen. Die Wache dauert von heute abend 9 Uhr bis morgen abend 7 Uhr. Unser Abmarsch erfolgt gleichfalls morgen abend um 7 Uhr.

Reiter C.: Was? ich?

Reiter D.: Jawohl, Du.

Reiter C.: Ich soll heute nacht auf Wache ziehen?

Reiter D.: Jawohl, Du!

Reiter C.: Ist es wirklich wahr?

Reiter D.: Ich versichere es Dir noch einmal. Wache von heute abend 9 Uhr bis morgen abend um 7. Nach der Kommandierrolle ist die Reihe an Dir.

Reiter C. (völlig erschüttert): Das ist eine Niederträchtigkeit des Schicksals. Seit zwei Jahren bin ich meinem Ziel nachgeeilt. Heute habe ich es fast erreicht, morgen aber wird es wieder in weite Ferne gerückt werden, ohne dass ich es wirklich erreicht habe. Wahrlich, ich bin ein Stiefkind des Glückes.

Reiter B.: Lieber Freund, verzweifle doch nicht gleich.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bitte Herrn Hauptmann, dass an Deiner Stelle ein andrer zum Wachtdienst kommandiert wird. Ich werde gern freiwillig für Dich eintreten. Wir sind immer gute Freunde gewesen, da tue ich gern diesen Freundschaftsdienst.

Reiter C.: Ich danke Dir. Aber Du weisst, etwas derartiges wird als Drückerei aufgefasst. Meine Gründe werden nur als Vorwand gelten. Da scheue ich mich, zu Bitten. Es scheint mir das gegen die militärische Disziplin zu sein. Mein Schicksal ist hart, aber es scheint mir unabänderlich. (Er geht ab.)

Reiter B.: Komm, ich begleite Dich (geht auch ab).

Reiter A.: Er tut gerade so, als ob heute aller Tage Abend wäre.

„Die Liebe und der Liebesgram
Ihm beinah' die Besinnung nahm!
(geht auf Emmy zu und versucht neue Zärtlichkeiten),
O Mädchen ohne gleichen
Lass Dich erweichen."
(wird durch das Eintreten des Farmers unterbrochen.)

4. Szene.

(Farmer, alter, würdiger Mann mit weissem Vollbart, Tochter, jung und schön.)

Farmer: Guten Abend, ich freue mich, wieder einmal ein paar Soldaten von unserer braven Schutztruppe zu sehen. Der Schutztruppe verdanken wir Farmer doch alles, Leben und Eigentum. Hoffentlich wird nun der Aufstand bald ganz unterdrückt sein, damit hier Ruhe und Frieden einkehrt und aus der Kolonie das wird, was wir hoffen. (Zu seiner Tochter.) Komm, nun wollen wir schnell noch etwas trinken und dann schlafen gehen, damit wir morgen recht früh aufstehen, unsere Ochsen verkaufen nud morgen abend auf unsre Farm zurückkehren können.

Reiter A. (höflich): Mein Fräulein, darf ich neben Ihnen Platz nehmen?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Farmerstochter: Bitte, sehr angenehm. Wie gefällt Ihnen denn hier unsere Gegend? Ist sie nicht sehr schön?

Reiter A.: Offen gestanden, dies Poviansland hat mir noch nirgends gefallen. Wenn ich man erst wieder an einer guten Wasserstelle in Berlin wäre!

(Emmy bringt das Bier.)

Farmer: Aber wie können Sie so nichtachtend über unser Land reden? Wir Deutsche sollen froh sein, dass wir Kolonien haben und sollen nicht immer darüber jammern, dass unsere jungen Kolonien noch nichts einbringen. Kommt alles mit der Zeit, auch in diesem Lande. Nur richtige Kolonialwirtschaft müssen wir treiben! Das ist unerlässlich. Das erfordert vor allem auch das Ansehen des Deutschen Reiches. Denn wir müssen, wenn wir auch jetzt bereits im Konzert der Weltmächte eine erste Flöte spielen, stets danach streben, der Kapellmeister zu werden. Hierzu gehört unbedingt eine vernünftige und kraftvolle Kolonialwirtschaft. — Prosit! Ueber der Kolonialwirtschaft wollen wir nicht das Trinken vergessen.

Reiter A.: Ganz recht, wir müssen etwas tun für Deutschlands Grösse. Sonst wird unsere verehrte Schutzpatronin, die Germania, schliesslich noch hysterisch, und der alte deutsche Michel hypochondrisch. Das verursacht zu viel Doktorkosten. Lieber den Krankheiten vorbeugen, das ist viel billiger, als Krankheiten zu heilen.

Reiter D.: Ich bin derselben Ansicht und muss sagen, dass mir die Kolonie recht gut gefällt. Nach einigem Zweifeln habe ich mich zu der Ueberzeugung durchgerungen, dass derjenige, der hier als Farmer oder Gärtner, als Handwerker oder Bergmann arbeitet, in Ehren sein täglich Brot verdienen kann.

Farmer: Wenn dies Land wohl auch niemals ein Arkadien werden wird, viele tausend Deutsche werden hier sicherlich in Ehren ihr Brot verdienen können. Diese Ansicht bestätigen alle wirklichen Kenner des Landes.

Farmertochter (zu Reiter A.): Und Sie wollen nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hier bleiben, wenn Sie von der Schutztruppe entlassen werden?

Reiter A.: Nein, ich will später Schriftsteller und Dichter in Deutschland werden. (Schmeichelnd aber ernst): Hier könnten nur Sie mich zurückhalten.

Farmertochter: Nun fallen Sie man nicht gleich mit der Tür in das Haus!

Emmy (zum Farmer): Ihre beiden Zimmer sind fertig.

Farmer: Dann will ich aufbrechen. Morgen habe ich sehr viel zu tun. Aber abends, etwa um 5 Uhr, bevor ich nach meiner Farm zurückkehre, werde ich hier noch einen Schoppen trinken. Hoffentlich sehe ich Sie dann noch einmal. Dann können wir uns noch mehr über Südwest-Afrika unterhalten. Gute Nacht allerseits!

Farmertochter: Gute Nacht. (Beide ab, desgl. Emmy.)

Reiter D.: Nun wollen wir auch aufbrechen. Wir haben keinen Abendurlaub. Sonst kommen wir zu spät zum Lager.

Reiter A. (begeistert): Donnerwetter! Die hat mir gefallen. Ich war ganz sprachlos, so dass mir sogar mein Berliner Mundwerk versagte, was mich noch nie im Stich gelassen hat.

„Amor, listiger Geselle,
Mich traf dein Pfeil an dieser Stelle (auf sein Herz deutend),
Ihr seht kein Blut? Das ist nur Schein!
Es muss 'ne innere Blutung sein."

(Sie gehen ab.)

Thomy (stotternd): Nun sind sie alle kaia! Das ist moi, bagna moi! Ich möchte ihnen mit meinem Kirry allen den Schädel einschlagen. Die denken, Thomy nicht deutsch sprechen können. Moi, moi kann Thomy. Weiss genau, was grosser Kapitän und schönes Fräulein ist. Will bloss nicht wissen. Und wenn Thomy sagen muss: „grosser Kapitän", denkt immer: „krummbeiniger Leguan".

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wenn sagen muss: „schönes Fräulein", denkt immer: „alte Giftotter". Wartet, nächster Orlog, Maharero kommt aus Grab seiniges. (Geht an die leeren Gläser.) Hier ist noch Suppi für Thomy (trinkt). Moi, moi! Für Suppi lässt Thomy sein Leben. Und jetzt hakahana geht Thomy in sein Pontok.

(Geht ab, der Vorhang fällt.)

II. Aufzug.

(Freie Buschlandschaft. Halbdunkel. Mondlicht.)

1. Szene.

(Reiter C. auf Posten, hin- und herpatrouillierend.)

Reiter C. (trauig): Des Schicksals Wege sind unerforschlich! Muss ich nun gerade heute auf Posten stehen, an dem einzigen Tage, an welchem es mir während meiner zweijährigen afrikanischen Dienstzeit nicht passt! Morgen nach Schluss des Wachtdienstes wird sofort der Weitermarsch angetreten. Das Haus der Liebsten, dem ich so nahe war, wird dann wieder in weite Ferne rücken. Schicksal, wie grausam bist du! Gleichsam, als ob man einem Verdurstenden den Becher zum Munde führt und in dem Augenblick, in welchem er trinken will, den Becher wieder mit roher Gewalt zurückreisst, so behandelt mich das unerbittliche Schicksal! — —

(Im Lager hinter der Szenerie wird das Lied „Steh ich in finstrer Mitternacht" gesungen.)

Dies Lied, das dort im Lager gesungen wird, und dem ich in meiner Jugend oft gedankenlos gelauscht habe, wie ergreift es mich jetzt! Ob es der Dichter selbst so tief empfunden hat, wie ich es jetzt empfinde? Ja, hätte ich nur die Gewissheit, dass sie mich noch liebt. Dann hätte ich wenigstens einen Trost, an den ich mich jetzt klammern könnte. Aber seit vielen Monaten hat mich kein Brief von ihr erreicht. Immer zog ich im Lande herum,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und wahrscheinlich ihre Briefe hinter mir her. Und doch, ich kann nicht an ihrer Liebe zweifeln, ich darf nicht. Dazu gibt mir auch die dreijährige Trennung keinen Anlass. (Geht ab.)

2. Szene.

(Reiter A. und D. treten auf, singend und lärmend, Reiter A. leicht angetrunken.)

Reiter D.: Du, da ging soeben C. Der arme Kerl muss heute zwangsweise seinen Liebeskummer in der Nacht spazieren führen.

Reiter A. (trunken schwärmerisch): Liebeskummer? Ich habe auch einen Vorgeschmack. Die Farmerstochter! Die Farmerstochter! Mensch! die Farmerstochter! Weisst Du, es gibt ein Wort, das heisst „in vino veritas". In freies Deutsch übertragen, lautet es „Im Alkohol liegt die Wahrheit". Der Alkohol hat zwar auch seine schlechten Eigenschaften. Er hat einen zersetzenden Einfluss auf die Metalle, besonders auf geprägtes Gold, Silber, Nickel und sogar auf das seltene Papiergeld. Mir hat er mein ganzes Vermögen zersetzt. Aber, „in vino veritas", im Alkohol liegt die Wahrheit! Und die Wahrheit, die ich Dir sagen will, ist die, dass der Farmer und seine Tochter mir gefallen haben, wie mir kaum ein Mensch auf diesem Planeten gefallen hat. Wenn ich dies Mädchen zur Frau bekäme, dann würde ich sicherlich ein ordentlicher und tüchtiger Mensch werden können.

Reiter D.: Du bist doch ein sonderbarer Schwärmer. Man kann aus Dir oft nicht klug werden und nicht unterscheiden, was Ernst und was Spass ist.

Reiter A.: Und dann ist keine Schwiegermutter da. Grossartig! Ich habe nämlich eine grosse Angst vor Schwiegermüttern. Der Dichter, der das Lied gemacht hat:

„Wir brauchen keine Schwiegermama"

verdient die Anbetung aller Junggesellen und Ehemänner. Das ist das beste Lied der Welt! (Sich eine Zigarre an-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

steckend): Du kennst doch den Unterschied zwischen einer Zigarre und einer Schwiegermutter? Bei einer Zigarre wartet man auf den ersten Zug, bei einer Schwiegermutter auf den letzten Zug. Aber bei Farmers ist das gar nicht mehr nötig. Da ist keine Schwiegermutter. Bei Gott, die Farmerstochter muss ich mir erobern.

(Deklamiert schwärmerisch):

1. Voll Mut und Tatenlust
Erhebt sich stolz die Brust!
Soldatenherz, wie schlägst du frei,
Als ob die Welt dein eigen sei!

2. In wilden blut'gen Kriegen,
Im Kämpfen und im Siegen,
Da suchst du dein Soldatenglück,
Nur vorwärts geht's und nie zurück.

3. Nur vorwärts! Dieser Ruf
Dir volle Siege schuf;
Bei schönen Fraun'n, an jedem Ort
Verbleibet er dein Losungswort.

4. Denn in der Liebe auch
Herrscht ganz derselbe Brauch,
Als Festung muss das Mägdelein
Von dem Soldat erobert sein.

5. Er stürmt gewaltig vor,
Er sprengt das stärkste Tor!
Im Herzen brennt die Liebe heiss
Von Ferne locket Amors Preis.

6. Doch wenn er nutzlos streitet,
Die Festung nicht erbeutet,
Dann ist er ein geschlag'ner Mann,
Soldatenherz verblutet dann.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Reiter D.: Bravo, ein schönes Gedicht, aber nun höre auf mit Deiner sonderbaren Schwärmerei. Mir wird ganz unheimlich.

3. Szene.

(Reiter C. als Posten.)

Reiter C. (hinter der Bühne laut rufend): Halt, wer da?

Reiter B. (erschreckend): Zwei Reiter!

Reiter C. (vortretend): Ihr beide seid es? Ihr scheint wieder über den Durst getrunken zu haben. Es ist gleich 10 Uhr. Beeilt Euch, dass Ihr nach dem Lager kommt.

Reiter A.: Mensch, ich bin Dein Gesinnungsgenosse, Dein Leidensgenosse. Ich habe auch Liebeskummer. Lass Dich umarmen.

„Kennst Du das Liebesfeuer,
Das mir das Herz verzehrt?
Das wie ein Ungeheuer
Mir meine Brust beschwert?
O weh, für mich gibts kein Verweilen,
Ich muss zu meiner Liebsten eilen!"

Reiter C. (abwehrend): Ruhig, ich bin im Wachtdienst. Ich darf mich nicht mit Euch unterhalten. Das ist gegen meine Instruktion. Ich bitte Euch, verständig zu sein. (Es wird hinter der Bühne der Zapfenstreich geblasen.) Soeben wird der Zapfenstreich geblasen. Ich wünsche Euch, dass Ihr noch rechtzeitig zum Lager kommt.

Reiter B.: Du hast recht (zu Reiter A.): komm, alter Dichter und Studio, hier ist doch nichts los.

Reiter A.:

„Fürwahr, es stimmt, hier ist nichts los;
Vergebens wir hier suchen werden,
Denn nur bei ihr allein
Lacht mir das Glück auf Erden!"

(Beide gehen ab.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Reiter C. (allein in stiller Betrachtung): Ja, hier in der Schutztruppe gibt es sonderbare Existenzen! Unter den Reitern ist so mancher, der sich infolge jugendlichen Leichtsinns eine bessere Lebensstellung verscherzt hat, der hier die Achselstücke tragen könnte, wenn er in seiner Vergangenheit mehr Vernunft und Klugheit besessen hätte! Auch dieser A., verbummelter Student, vom Vater enterbt! Schade, er hat fraglos vorzügliche geistige Anlagen und ist ein herzensguter Mensch und Kamerad. Aber das Laster des Trinkens, das ist sein böser Stern. Ehe er diesem Stern nicht seine Leuchtkraft nimmt, wird ihm kein besserer Stern leuchten können. Den Menschen macht sein Wille gross und klein! So lehrte mich immer mein Vater. Warum fehlt dem A. die Kraft des Willens? Ich verstehe es nicht. Aber mein aufrichtiger Wunsch ist der, dass ihm geholfen wird. —

Nun aber ich? Wo bleibt mein Wille, wo bleibt die Kraft, den Kummer, der mein Herz quält, unschädlich zu machen? Auch ich stehe unter einer höheren Gewalt. Ach, wie mir der Kummer zusetzt! Er macht mich zu einem der unglücklichsten Menschen, die unter der Sonne leben. Und doch scheint mir dies Land, in dem wir hier umherziehen, und das Leben, das wir Reiter führen, sehr geeignet, den Willen zu stärken, den Charakter zu reifen. Hier sind wir in dem Strom der Welt. Ich glaube, man lernt hier in einem Jahre mehr, wie in drei Jahren in der Heimat. So ist es. Das habe ich schon oft gesagt und empfunden. Das muss ich mir jetzt ernstlich ins Gedächtnis zurückrufen. Fort also mit dem Liebeskummer. Er ist Sache der Frauen. Ich will ein Mann sein! — — Ist dort jemand? (Laut): Halt! wer da?

4. Szene.

Reiter B. (hinter der Szene): Ablösung!

Reiter C. (für sich): Unmöglich, ich bin ja noch keine Stunde auf Posten. (Laut): Halt, wer da?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Reiter B.: Ablösung! (Reiter B. tritt im Wachtanzug vor.)

Reiter C.: Was, B.? Was willst Du hier, was hast Du vor?

Reiter B.: Heil und Sieg! Ich komme mit guter Botschaft. Ich habe getan, was Du unterlassen hast. Wir haben nun schon zwei Jahre lang als gute Freunde und Kameraden Freud und Leid geteilt. Daher bin i c h zum Herrn Hauptmann gegangen und habe ihm gemeldet, welcher Kummer Dich quält.

Reiter C. (vorwurfsvoll): Wie? Du bist zu Herrn Hauptmann gegangen?

Reiter B.: Jawohl, ich habe ihm den ganzen Sachverhalt geschildert. Teilnehmend und gläubig hat er mir zugehört und hat darauf folgenden Befehl gegeben, (nimmt ein Blatt Papier und liest vor): „Reiter C. ist sofort durch Reiter B. von Wache abzulösen. Reiter C. erhält für heute Urlaub bis zum Wecken."

Hier ist die Urlaubskarte, die habe ich Dir gleich mitgebracht.

Reiter C.: Freund, ich danke Dir. Das war ein Dienst, den ich Dir niemals vergessen werde. Ich schätze mich glücklich, eines Freundes Freund zu sein. Habe Dank, tausend Dank. (Er schüttelt ihm die Hand.) Und unsern Hauptmann werde ich auch verehren bis an mein Ende. Ein Vorgesetzter, wie man ihn sich wünschen kann! Streng und wachsam, aber gerecht und wohlwollend. Habe Dank, tausend Dank.

Reiter B.: Mache nicht soviel Worte! Deine Zeit ist kostbar. Es ist schon spät. Vor zwei Stunden kannst Du nicht zu der Farm gelangen. Hoffentlich werden Vater und Tochter nicht böse sein, wenn Du zu nächtlicher Stunde erscheinst.

Reiter C.: Habe Dank, tausend Dank. Wenn Du einmal in Deinem Leben einen Freundschaftsdienst brauchst, dann weisst Du, an wessen Haus Du anzuklopfen hast.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hoffentlich ist es dasselbe Haus, zu welchem ich jetzt hineile.

(Geht ab. Der Vorhang fällt.)

III. Aufzug:

(Dieselbe Gaststube wie im I. Aufzug.)

1. Szene.

Thomy (allein, fängt Fliegen und isst sie auf): Jetzt werden bald wieder kommen, diese Milchgesichter, grosse Kapitäne, schöne Fräuleins. Immer dumm stellen, Thomy! Dummen Mann traut man nichts böses zu. (Eine Fliege essend.) War kadidi Fliege, aber moi, bagna moi. Früher habe ich nur Ungeziefer gefressen: Termiten, Heuschrecken, Tausendfüsser, (macht Bewegungen des Fangens und (sich am Kopf kratzend) andere kleine Tierchen. Jetzt hat Thomy hier stief Kost, moi Kost. Aber früher war Leben doch mehr moi. Da war freier Mann, Thomy. Thomy hatte Mausergewehr und ging schiessen. Jetzt kann Thomy nur mausen, ohne zu schiessen. War früher sehr schön im Buschwald zwischen Okowakuatjuoi und Ombunjomgoidikambi. Jetzt Schiessgewehre kaia, alle kaia. Aber mausen kann Thomy stief, stief, am liebsten Suppi und Omakeia.

2. Szene.

(Reiter B. und C. treten ein; Emmy bringt Bier.)

Reiter B.: Was faselst Du von Suppi und Omakeia? Mit dem Chambock sollst Du was bekommen.

Thomy (ängstlich): Nicht, grosser Kapitän, nicht mit Chambock, grosser Kapitän, Thomy ganz artig.

Reiter C. (zu B.): Komm, lass uns Platz nehmen. Ich werde Dir erzählen, welchen Streich mir wieder das Schicksal gespielt hat.

Reiter B. (etwas aufmunternd): Mensch, Du siehst ja

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aus wie der alte Hiob, nachdem er seine letzte Post bekommen hatte. Nicht so traurig! Wer weiss, wie sich noch alles wendet.

Reiter C.: Nun höre! —

Als Du mich vom Posten abgelöst hattest, mache ich mich sofort auf den Weg. Finster ist die Nacht. Nur eine bleiche schmale Mondsichel spendet ein wenig Licht und sieht teilnahmsvoll auf mich herab. Ich eile dahin, geschwind wie ein Reh, das von bissigen Hunden gehetzt wird. Die friedlichen Tiere des Busches störe ich in ihrer nächtlichen Aesung. Vorwärts eile ich, immer vorwärts, nicht rechts, nicht links sehend. So kommt es, dass ich nach kaum einer Stunde den weiten Weg bis zur Farm zurückgelegt habe. Mein Herz pocht. Einer der wichtigsten Augenblicke meines Lebens scheint mir gekommen. Ich schmeichle mir, es solle der schönste werden. In fieberhafter Spannung suche ich den Eingang des Hauses. Endlich finde ich ihn. Ich klopfe leise, ich klopfe laut. Ich klopfe lauter. Ich schlage Lärm. Ich rufe ihren Namen. — Nur das Echo antwortet, wie ein neckischer Schelm. Eiskalte Angst erfasst mich. Mein Herz stockt. Sollte das Haus ausgeplündert worden sein? Sollte Vater und Tochter ermordet sein? Meine Gedanken überstürzen sich. Ich bin ratlos, stehe machtlos einem geheimnisvollen Rätsel, das für mich Leben und Tod zu bedeuten scheint, gegenüber. — — Da endlich kommt aus einem Pontok in der Nähe ein Eingeborener. Ich stürze auf ihn zu, gleichsam, als ob er mein rettender Engel sei. Aber nur schwer kann ich von ihm Aufklärung erhalten. Nach langem Hin- und Herfragen erfahre ich endlich, dass der Farmer mit seiner Tochter fortgefahren ist. Wohin, wie lange, warum, das alles kann er mir nicht sagen. Was soll ich tun? Ich bin so müde, so lebensmüde. Lange bleibe ich sinnend stehend. Schliesslich begebe ich mich, zu Tode betrübt, auf den Rückweg.

Reiter B. (teilnahmsvoll): Du scheinst wirklich ein

Stiefkind des Glückes zu sein. Aber wer kann in die Zukunft schauen?

Reiter C.: Was soll ich nun tun? In zwei Stunden reiten wir ab. Wer weiss, ob wir noch einmal in diese Gegend kommen. Und dann? ich habe keine Kraft mehr, länger zu hoffen und harren.

Reiter B.: Höre, setze Dich sofort hin, schreibe ihr einen ausführlichen Brief, der ihr Aufklärung bringt. Lass ihn durch unsern Gastwirt zur Farm besorgen und bitte Dir Nachricht nach unserer nächsten Station aus. Dort bleiben wir auf lange Zeit. Daher wird Dich ihre Antwort mit Sicherheit erreichen. So könnt ihr schriftlich alles weitere besprechen.

Reiter C.: Du hast Recht. Ich will es versuchen. — Thomy bring mir Schreibzeug und Briefpapier.

Thomy: Thomy kann nicht verstehen, schöner Kapitän.

Reiter C. (ärgerlich): Ach Dummkopf, schöner Kapitän! Der Kapitän muss gross sein, ein Fräulein muss schön sein. — Fräulein Emmy!

Emmy (tritt ein): Ja, ich habe schon gehört, was Sie wollen! Ich bringe sofort. (Holt von einem Nachbartische.) Hier ist alles, was Sie wünschen. Sie wollen wohl Liebesbriefe schreiben? Sie scheinen beide immer geheimnisvolle Sorgen zu haben. (Zu C.): Man muss sich immer in seine Lage finden. Und wissen Sie auch, in welche neue Lage man sich am leichtesten findet? — In eine neue Lage Bier. — Soll ich noch eine bringen?

Reiter B.: Gut, wir wollen sehen, ob das was hilft.

(Emmy bringt das Bier. B. holt sich eine Zeitung. C. fängt an zu schreiben.)

3. Szene.

(Reiter A. und D. treten ein.)

Reiter A.: Guten Abend, Ihr beiden Geheimniskrämer.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich möchte bloss wissen, welches Attentat Ihr geplant habt. Lustig leben und lustig sterben, das ist meine Parole.

„Amor, holdes jugendliches Kind,
Dir ergebe ich mich blind!
Fort mit allem Kummer, aller Pein,
Du sollst mir ein Tröster sein."

Reiter C.: Seid bitte so freundlich und stört mich nicht, ich muss einen eiligen Brief schreiben.

(Reiter B. und C. setzen sich an einen Tisch der Zimmernische und kehren beiden andern den Rücken zu.)

Reiter A. (tritt auf Emmy zu und fängt wieder an zu deklamieren):

„O Mädchen ohne gleichen
Lass Dich erweichen — —

Nein, nein, lassen Sie sich nicht erweichen, ich will kein Don Juan mehr sein. Treu ist die Soldatenliebe.

Reiter D.: Gott sei Dank, jetzt wird er vernünftig.

Reiter A.: Aber einen meiner afrikanischen Lieblingsgesänge muss ich jetzt noch schnell zum besten geben, damit ich in Stimmung bin, wenn der Farmer mit seiner Tochter kommt.

Reiter D.: Gut, genehmigt! Ich werde ganz Ohr sein!

Reiter A. (zu B. u. C.): Und Ihr beiden Busenfreunde, die Ihr den beiden schon vor vielen hundert Jahren selig in Zeus entschlafenen Musterfreunden Orestes und Pylades andauernd Konkurrenz macht, Ihr werdet mir deswegen doch auch nicht den Orlog erklären?

Reiter C. (unwillig sich fügend): Nein, wir sind schlechte Orlogleute. Tobe Dich aus! Wir wollen nicht Spielverderber sein.

Reiter A. (singt nach der Melodie des Couplets „Probiers einmal einer und werd' nicht nervös"):

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1. In Afrika hier seh' ich Wunder ohn' Zahl,
Erstaunt schau ich sie, voller Schrecken und Qual:
Die Menschen sind schwarz, wie der Teufel der Höll'!
Schwarz Hand und Gesicht und das übrige Fell.
Wie schön ist's in Deutschland, dieweil Ihr doch wisst,
Schwarz dort nur die Seel' unsrer Zentrumsleut' ist!
'Ne Schraube ist sicher bei dem Menschen los,
Der jetzt noch behauptet, hier sei es famos!

2. Die Qualen der Hitze, der ewige Durst,
Bei Bacchus, auch dieses, das ist mir nicht Wurst!
Frech strahlet die Sonne mir senkrecht aufs Hirn,
Als Sturzbach stets fliesst mir der Schweiss von der Stirn.
Der Frühling, der Winter, der Herbst ist perdu,
Nur Sommerzeit gibt's, und was anderes nie!
'Ne Schraube ist sicher bei dem Menschen los,
Der jetzt noch behauptet, hier sei es famos!

3. Ein Taler in Deutschland, zu wenig war's nie,
Um mich zu bekneipen mit meiner Marie!
Doch hier krieg' ich grade zwei Fläschchen voll Bier,
Geb ich einen Taler in Zahlung dafür.
Berauscht ist hier nur, wer an Geld soviel hat,
Wie etwa ein reicher Kommerzienrat!
'Ne Schraube ist sicher bei dem Menschen los,
Der jetzt noch behauptet, hier sei es famos!

4. Szene.

(Der Farmer mit seiner Tochter tritt ein, von B. u. C unbemerkt.)

Farmer: Guten Abend, ich freue mich, Sie noch einmal zu sehen; nun habe ich meine zwei Ochsen verkauft und werde nachher zu meiner Farm zurückkehren. (A. benimmt sich sehr zuvorkommend gegen die Farmerstochter.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Farmertochter: Ich freue mich, dass Sie immer noch so vergnügt und galant sind wie gestern. Ihnen muss es doch auf der Welt immer sehr gut gegangen sein. Sie scheinen den Ernst des Lebens noch nicht richtig kennen gelernt zu haben.

Reiter A.: Aber, mein Fräulein, ich habe eine bewegte Vergangenheit und das hohe Ziel, Ihnen zu gefallen.

Farmertochter: Ja, mir gefallen aber nur Leute, die Liebe für unsere Kolonie haben.

Reiter A. (erschreckt): Dies Poviansland soll mir gefallen? Das einzige, was mir gefällt ist, dass während des ganzen Tages die Sonne scheint, und dass man daher immer trinken möchte.

Reiter D. (leise): Mensch, Du fällst ja schon wieder aus der Rolle.

Farmer: Sehen Sie, solche Leute gehören hier nicht in die Kolonie. Wer trinkt, geht zugrunde. Wer ein Drohnenleben führen will, der kommt zu keinem Ziel. Man darf in seinem Tagesprogramm keine Rubrik für Vergnügungen und Faulenzen vorsehen. Hier heisst es arbeiten!

Reiter A. (schmeichelnd zur Farmertochter): Das stimmt. Sie müssen meine Spässe nicht als Ernst auffassen. Auch ich schätze dieses Land, und wer weiss, ob ich es nicht noch einmal ein Paradies nennen werde, weil es mir das höchste Glück gebracht hat (auf die Farmertochter sehend).

Farmer (fortfahrend, feierlich): Was hier in diesem Lande steckt, das weiss kein Mensch, denn es ist kaum durchforscht. In Transvaal ist die Kultur fast ein Jahrhundert älter. Sind aber nicht dort erst vor wenigen Jahren die grossen Minen von Kimberley gefunden worden? Was hier in unserer Kolonie im Schoss der Erde ruht, das kann kein Mensch wissen. Wieviel Quellen lassen sich noch erschliessen, wieviel Erze und Edelsteine harren des Abbaues? Wer kann es ermessen? Was wir aber zunächst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

brauchen, das sind Menschen, deren Herz eine Goldgrube ist. Dann werden wir auch die Goldgruben des Landes erschliessen können.

Reiter A. (zur Farmertochter): O, mein Herz ist eine Goldgrube. Darf ich es Ihnen erschliessen?

Farmertochter: Nur nicht so stürmisch! Zum Liebhaber scheinen Sie gute Anlagen zu haben, aber zum Kolonisten?

Farmer (fortfahrend, feierlich): Nüchternheit ist die Hauptsache hier im Lande, wie ich schon vorher gesagt habe. Nur der Nüchterne wird seine Sache gut machen und vor allem auch den Eingeborenen die richtige Autorität sein. Das gute Beispiel den Eingeborenen gegenüber, das ist das beste Erziehungsmittel. Aus den Hottentotten werden wir zwar niemals etwas dauernd Brauchbares machen können. Die haben den Hang zum Räuber- und Diebesleben mit der Muttermilch eingesogen. Alle Hottentotten sind ausgezeichnet — wenn sie tot sind, so sagte mir einmal ein alter Kenner des Landes. Aber alle anderen Eingeborenen werden wir mit der Zeit zu brauchbaren Kulturmenschen erziehen können. Daran brauchen wir nicht zu zweifeln; und haben wir dies erreicht, dann ist für die Kolonie eine der wichtigsten Aufgaben gelöst.

Reiter D.: Sehr richtig. Diese Ansicht habe ich auch schon oft vertreten hören.

Farmertochter (zu Reiter A.): Da habe ich einen Jugendfreund aus meinem Heimatsdorf, der hier auch Reiter in der Schutztruppe ist. Von dem könnten Sie das Talent zum guten Kolonisten und tüchtigen Kulturpionier lernen.

Reiter A.: Wie gern möchte ich! Indessen, da müssen Sie mir erst einmal Ihren Jugendfreund vorstellen. Dann will ich gern sein Schüler werden. Aber nur aus Zuneigung zu Ihnen.

Farmertochter: Darauf kommt es mir gar nicht an. Indessen, wenn Sie einmal dem Reiter Fritz C. begegnen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dann reden Sie mit ihm einmal ein Männerwort und grüssen Sie ihn von mir.

Reiter D. (erstaunt): Reiter Fritz C.? Der da drüben heisst ja so. Du C.! (laut).

Reiter C.: Bitte, seid so rücksichtsvoll und stört mich nicht!

Reiter A.: Du C.! Es will Dich jemand sprechen.

Reiter C.: Ich bin für niemand zu sprechen.

Farmertochter (erstaunt): Jawohl, wenn Sie der Reiter Fritz C., mein Jugendfreund und — — —

Reiter C. (springt auf, zunächst sprachlos): Was, wer? Wo bin ich? (Geht auf die Farmertochter zu.) Du hier? Bist Du es wirklich?

Farmertochter (vorwurfsvoll): Du bist hier und hast mich nicht aufgesucht? Ist das Deine Treue? Wie konntest Du mir das antun? Ich bin sprachlos.

Reiter A. (zu Reiter D. halblaut): Na, wenn die Frauen sagen, dass sie sprachlos sind, reden sie gewöhnlich am meisten.

Reiter B.: Verzeihen Sie ihm. Sie wissen nicht. Hier lesen Sie seinen Brief. Soeben hat er diesen Brief an Sie geschrieben.

Farmer (zu C.): Aber ich freue mich doch, Dich endlich wieder zu sehen. Du bist ein stattlicher Mensch geworden. (Reicht ihm die Hand.)

Farmertochter (nach dem Lesen): Verzeihe mir, dass ich Dir Vorwürfe gemacht habe. Ich sehe den Irrtum ein.

Reiter C.: Also Du bist mein und bleibst mein?

Farmertochter: Ich bin Dein und bleibe Dein. Vater, Du hast doch Deine Ansicht auch nicht geändert?

Reiter A. (halblaut zu D.): Hast Du schon so etwas erlebt?

Farmer: Im Gegenteil, meine Ansicht ist immer fester geworden, je mehr ich gealtert bin und befürchten musste, von hier auf ewig abberufen zu werden. Komm her, mein Sohn. Versprich mir, meiner Tochter ein treuer Lebens-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gefährte und mir eine Stütze in meinen alten Tagen zu sein. Helfe mir, aus meiner Farm, die nun auch die Deine sein soll, eine Musterwirtschaft zu machen. Helfe mir auch, die vielen Zweifler zu bekehren, die unserem Lande keinen oder nur einen geringen Wert beimessen.

Reiter C. (feierlich): Das verspreche ich Dir.

Reiter A. (ernst und feierlich): Da will ich auch mithelfen. Sobald ich entlassen werde — und das kann nur noch wenige Monate dauern —, dann lasse ich mich im Lande als Schriftsteller nieder. Denn, wenn das Land erst richtig bevölkert wird, werden auch Schriftsteller gebraucht. Dann werde ich einen Federkrieg führen gegen die Spötter, Lästerer und Zweifler.

„Mit meiner Feder wird ermeuchelt,
Wer da spottet oder heuchelt!
War Amor mir auch heut nicht wohlgesinnt,
Er ist bekannt als unartiges Kind!
Er wird sich bessern, dieser Knabe,
Dass meine Freude an ihm ich habe;
Zu ernster Arbeit mich zu zwingen
Wird dann vielleicht auch mir gelingen."

Reiter D.: Das freut mich, dass Du wieder verständig bist. Ich werde zwar nicht in Afrika bleiben können, weil ich in Deutschland eine alte Mutter habe. Aber auch dort werde ich neue Freunde für unsere Kolonie werben.

Reiter B. u. C.: Bravo, Ihr seid doch beide brave Kerls!

Farmer: Ich segne diese glückliche Stunde. Fräulein Emmy! Bringen Sie uns ein besseres Getränk. Und nun tut Ihr mir alle noch einen Gefallen. Lasst uns jetzt unsere neue Landeshymne singen, die vor einiger Zeit mein Farmnachbar gedichtet hat. Ich werde Euch jedesmal den Vers vorsagen. Dann wollen wir singen:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Südwestafrikanische Landeshymne.

(Mel.: Deutschland, Deutschland über alles.)

1. Südwestafrika, wir preisen dich als neues Heimatland!
Denn mit deutschem Heldenblute ist getränkt dein trockner Sand,
Vom Oranje, zum Kunene, vom Sambesi bis zum Meer,
Heilig sei uns diese Erde, heilig sei uns seine Wehr.

2. Schäumend wälzt dort seine Brandung wild heran der Ozean,
Den Zenit durchkreuzt die Sonne, leuchtend hell auf steiler Bahn.
Weite Steppen, hohe Berge glänzen bunt im Sonnenlicht,
Der Natur geheime Schönheit selbst aus deinen Dünen spricht.

3. In den Bergen ruhen Erze, auf den Steppen grast das Vieh,
Nur zu heben sind die Schätze, das bedenkt der Läst'rer nie!
Ernste Arbeit trägt hier Früchte, ernste Arbeit kann nicht reu'n,
Und die alte nord'sche Heimat wird an diesem Land sich freu'n.

4. Männer Ihr von deutscher Rasse, und Ihr echten deutschen Frau'n,
Ihr sollt hier auf eigner Scholle Euch ein sichres Heim erbau'n!
Ihr sollt Euren Kindern lehren, wie die Heimat man verehrt!
Afrikan'sche Wiegenlieder singt für sie an Eurem Herd.

5. Drum geloben wir dir Treue, neues deutsches Vaterland!
Deutschem Ruhme, deutscher Ehre gilt die Arbeit unsrer Hand!
Vom Oranje zum Kunene, vom Sambesi bis zum Meer,
Heilig sei uns diese Erde, heilig sei uns seine Wehr.

(Der Vorhang fällt.)

Wir schwiegen einen Augenblick. Für die kümmerlich glimmende Lampe unseres Geistes bedeutete diese Lektüre neues Oel. Denn der Stoff, welchen das Theaterstück behandelte, gab zum Nachdenken und Erörtern mannigfacher Dinge Anlass. So verführte er uns zunächst zu einer allgemeinen Kritik. Wie wir durch sie den Inhalt unserer Lektüre zerzaust haben, das wollen wir aber lieber nicht verraten. Kritisieren ist viel einfacher, als besser machen. Daher wird das erstere fleissig geübt und das letztere behutsam unterlassen.

Ferner besprachen wir die eingehend behandelte Wertschätzung des Landes. Auch das soll hier nicht wiedergegeben werden, da wir später am Grabe eines Vorkämpfers der wirtschaftlichen Erschliessung des Landes Gelegenheit haben werden, hierfür unsere Gedanken zu sammeln.

Lasst uns dagegen ein wenig von den rein kolonialen Dingen abschweifen und ein wenig an dem Mechanismus menschlichen Lebens, dort, wo das Befehlen und Gehorchen sein Räderwerk hat, studieren. Denn der Verfasser hatte, wie wir wussten, hauptsächlich erzieherische Zwecke gegenüber seinen militärischen Untergebenen im Auge gehabt; er hatte seine Autorität erhöhen wollen. Das musste zu besonderen Betrachtungen veranlassen. Daher schweiften unsre Gedanken aus der sonnedurch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

glühten Einsamkeit in dies abstrakte Gebiet. Was sie dort erkundeten, hat etwa folgendermassen ausgeschaut:

Die Autorität eines Vorgesetzten muss eine natürliche, nicht eine künstliche sein, d. h. sie muss nicht von seinen Rangabzeichen abgelesen werden, sondern in der Güte seiner gesamten Handlungen und Eigenschaften begründet sein. Der natürlichste und beste Vorgesetzte ist daher derjenige, der seinen Untergebenen in allem und jedem überlegen ist, geistig, körperlich und moralisch, der erste in allem Schwierigen und Grossen, in allem Schönen und Guten. Da muss er unausgesetzt an sich arbeiten und es dem Untergebenen gegenüber nicht an Beweisen fehlen lassen, an Beweisen auf allen Gebieten menschlichen Lebens. Dann wird er nicht nur in der berechnenden und straffürchtenden Vernunft, sondern auch im Herzen des Untergebenen als Autorität anerkannt. Dann ist er die natürliche Autorität, die keiner Rangabzeichen bedarf. Der Beste, daher der Erste. Nur so kann die richtige Autorität gewonnen werden.

Ist dieser wertvolle Schatz gewonnen, dann muss er weise verwaltet werden. Denn die praktische Ausübung der Autorität hat gewaltige Schwierigkeiten. Es ist im allgemeinen viel schwieriger, ein tüchtiger Vorgesetzter, wie ein tüchtiger Untergebener zu sein. Das gute Gehorchen ist viel einfacher wie das gute Befehlen. Da muss dauernd erneut dem Umstand Rechnung getragen werden, dass das Vorgesetztenverhältnis unter keinen Umständen von Rangabzeichen abgelesen werden soll, sondern dass es aus sich selbst heraus, aus seinem eigenen Leben heraus, immer wieder erneut geboren werden muss. Die Grundlage hierzu beruht in erster Linie in einer genauen Kenntnis der menschlichen Seele. Ein Vorgesetzter, mag seine natürliche Autorität auch noch so fest begründet sein, wird doch versagen, wenn er nicht ein guter Psychologe ist, d. h. wenn er nicht jeden seiner Untergebenen individuell behandeln kann. In diesem Sinne sind in dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Theaterstück mit Recht folgende Forderungen aufgestellt worden: „Der Vorgesetzte muss wachsam und streng, aber gerecht und wohlwollend sein.“ Das ist psychologisch gesprochen.

Wachsam! Der Vorgesetzte muss dafür Sorge tragen, dass die Pflichtenlehre und Ermahnung nicht rastet, dass der Spielraum für Uebertretungen recht eng gezogen ist, d. h. dass die Versuchungen nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Erfahrungsgemäss kommen sehr viel strafbare Handlungen dadurch zustande, dass die Ueberwachung und Belehrung über Recht und Unrecht ungenügend sind. Geschieht es in genügendem Masse, so bedeutet das nicht eine sklavische Einschränkung der persönlichen Freiheit des einzelnen. Im Gegenteil, die Sicherheit des Handelns wird erhöht, die Versuchung wird eingeschränkt, indem die Folgen unrechter Handlungen bekannt sind und die Anwartschaft besteht, dass die Folgen tatsächlich eintreten. Das erhöht sogar die persönliche Freiheit im sozialen Verbande, der ohne Satzungen nicht bestehen kann. — Streng! Diese Forderung ist mit der ersten eng verwandt. Güte und Milde müssen weise Grenzen haben und sich am richtigen Platze und zu richtiger Stunde mit der Strenge paaren. Fast jeder Mensch hat einen gewissen Hang zum Bösen. In jeder Menschenbrust wohnt ein kleiner Teufel. Das weiss jeder, wenn er der Stimme der eigenen Brust lauscht. Da melden sich dauernd Gelüste, wie Faulheit, Selbstsucht, Falschheit, und was es mehr gibt, bis herauf zu den Regungen, denen die Handlungen entspringen, die das Gesetzbuch Verbrechen nennt. Natürlich mit Unterschied. Glücklicherweise sind nur wenige Menschen geborene Verbrecher. Aber auch die besten Menschen kennen die Anwandlungen des Bösen. Deswegen bedarf es dieses äusseren Erziehungsmittels, der Strenge, die bei den Beteiligten den Gedanken auslösen muss: „Tue ich etwas Böses, dann werde ich bestraft, wie ich es verdient habe.“ Das ist ein Erziehungselement.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

was nicht entbehrt werden kann. Es muss jedoch mit vieler Weisheit gehandhabt werden, so dass es nicht das Vertrauen zum Vorgesetzten schmälert. Die Strenge des Vorgesetzten muss sogar das Vertrauen seiner Untergebenen erhöhen. Die Praxis ist schwer; sie kann nicht in Normen gekleidet werden und setzt sich gewissermassen nur aus Spezialfällen, die alle untereinander verschieden sind, zusammen. Aber sie trägt goldene Früchte. — „Gerecht"! Einem jeden das Seine! Das ist der Grundgedanke. Keine Günstlingswirtschaft! Alles Gute nach Recht und Gerechtigkeit! Da heisst es wach sein, da heisst es wägen. Rastlos! Sonst gibts Missgriffe oder Unterlassungssünden. Nicht allein an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Der Aufwand an Kraft und gutem Willen muss eben so abgewogen werden wie deren Produkte. Denn die Anlagen sind verschieden. Was dem einen in den Schoss fällt, kostet dem anderen blutigen Schweiss. Dem muss Rechnung getragen werden, wie im Faust gesagt ist: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." — „Wohlwollend!" Nun, das Wohlwollen im Wort und in der Tat darf niemals enden. Es muss wie unsichtbare Wellen von jeder Handlung des Vorgesetzten, mag sie den Schein des Freundlichen oder Unfreundlichen haben, ausströmen. Es muss den Verdacht persönlicher Willkür unmöglich machen, es muss jede Handlung zu einer Tat väterlicher Fürsorge oder Förderung der bestimmungsmässigen Aufgaben stempeln.

Das sind die Theorien der praktischen Betätigung der Autorität. Wer sie in die Praxis umsetzt, für den wird das Strafgesetzbuch und die Arrestanstalt ein Erziehungsmittel letzter Ordnung, der leistet mit seinen Untergebenen alles, was im Bereich menschlicher Kräfte steht. Physisch und psychisch. Trennen sich aber einst die Wege beider Parteien, und waren die Tage gemeinsamer Arbeit auch noch so mühselig und aufreibend, dann kündet das tränenfeuchte Auge, dass hier der gute Geist, die Macht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und Grösse der Persönlichkeit regiert hat, dass es hier keine Herren und Knechte gab, sondern Kameraden und unter ihnen einen, den Ersten unter Gleichen. —

Also sprachen wir von dem wichtigen Kapitel menschlichen Lebens, dem Befehlen und Gehorchen. Wie manches Vergehen und Verbrechen von Mannschaften der Schutztruppe, das hier während des Kriegszustandes begangen worden ist, muss in das Schuldbuch des Führers eingetragen werden, weil er es an hinreichender Ermahnung, Belehrung und Ueberwachung hat fehlen lassen. Wie manchen leichtsinnigen zum Bösen veranlagten Soldaten hat der geschickte und fürsorgliche Führer davor bewahrt, dass er auf den Pfad des Bösen geraten ist und sich schwere Strafen zugezogen hat, die seinen ganzen weiteren Lebensgang verdüstern und schwer gangbar machen. So hat gerade hier im Schutzgebiet während des Aufstandes dies Kapitel so manchen Beweis seiner Wichtigkeit gegeben. Wo gute Herren sind, da sind gute Knechte. Wo tüchtige Offiziere sind, da sind tüchtige Mannschaften. Der Geist des Führers ist der Geist der Truppe. Wie oft haben wir das hier im Positiv wie im Negativ bestätigt gefunden.

Alle diese Betrachtungen beschäftigten uns noch einige Zeit und hinterliessen bei uns den Glauben, dass der Verfasser der kleinen Dichtung aus der grossen Summe der Mittel, die die Autorität der Vorgesetzten schaffen und am Leben erhalten, ein fruchtbares herausgegriffen hatte. Bald aber versiegte unser Vorrat an geistiger Energie wieder, trotzdem die Welt der Betrachtungen, in die wir geraten waren, uns noch eine Erörterung manch' anderer Dinge nahe gelegt hatte. Ueber kleine Anfänge, die der Erwähnung nicht wert sind, kamen wir nicht mehr hinaus.

Ganz besonders wurde das veranlasst durch die Hitze, die sich mittlerweile über den Landen breit gemacht hatte. Es war eine tropische Hitze. Die Uhr und der Zenitstand der Sonne bewiesen uns, dass es Mittag war. Das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Thermometer zeigte 38 Grad im Schatten. Was das bedeuten will, wird der Fernstehende nur schwer ermessen können, ganz besonders, da die Ausdrucksweise „im Schatten" ein höchst ungenauer Massstab ist, wie leicht das Experiment oder die Ueberlegung lehren kann.

Man messe z. B. die Wärmeeinheiten der Luft zu ein und derselben Zeit im Schatten eines dünnen Baumes, eines dicken Baumes, im Innern eines leichten Holzhauses oder eines schweren massiven Steinhauses, im Schatten, wo nur eine Schattenseite ist, und wo von der anderen Seite indirektes d. h. reflektiertes Licht gestrahlt wird, im Volldunkel, wo kein indirektes Licht gestrahlt wird usw. Stets wird man andere Messergebnisse haben. Das ist abhängig davon, ob der betreffende Körper, der das Sonnenlicht abhält, dünn oder dick ist, ob er ein guter Wärmeleiter oder ein schlechter ist, ob indirektes Sonnenlicht in Frage kommt oder nicht usw. Will man den Begriff „im Schatten" zu einem klaren Begriff gestalten, so wird man von verschiedenen Graden des Schattens reden müssen. Annähernd kann das dadurch wiedergegeben werden, dass man von Vollschatten, Halbschatten, Viertelschatten usw. redet, wie das hier fernerhin beobachtet werden wird.

Eigenartig ist in Afrika, dass es schon im Halbschatten meist sehr kühl ist. Das hängt damit zusammen, dass die Luft sehr dünn und ausserdem sehr trocken ist. Dünne Luft ist ein sehr schlechter Wärmeleiter, ebenso trockene Luft. Treffen beide Voraussetzungen zusammen, so häuft sich naturgemäss die Wirkung. Auf Grund dieser physikalischen Erwägungen verwendet man in Afrika erfolgreich Zelte mit doppelten Segeltuchdächern als Schutz gegen Hitze. Zwischen beiden Dächern liegt eine Luftschicht von etwa 20 cm Stärke. Sie lässt infolge ihres schlechten Leitungsvermögens die Wärmeausstrahlung des äusseren Daches nur zum geringen Teil nach dem zweiten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dach durch, sodass dieses nach dem Innenraum des Zeltes nur verschwindend wenig Wärme abgeben kann.

So wird auch zugleich zum wesentlichsten Teil erklärt, warum auf hohen Bergen oder im hohen Luftmeer, wohin sich kühne Luftschiffer wagen, empfindliche Kälte herrscht, trotzdem dort eben so klar und hell die Sonne strahlt wie auf der tiefer liegenden Erde. Auch wird der Physiker verständlich, der da lehrt, dass dort, wo die Luftatmosphäre der Erde aufhört und der grosse Kosmos des luftleeren Raumes beginnt, grimmige Kälte herrscht, die keines der auf der Erde gebräuchlichen Thermometer messen kann.

Es wird also leicht eingesehen werden können, warum der Wanderer in Südwestafrika, dem Lande der dünnen und trockenen Luft, schon im Halbschatten eine angenehme Abkühlung, wenn nicht gar ein Frösteln erfährt, während er in der Vollsonne in eine erhebliche Ueberhitzung versetzt wird. Selbst in der Vollsonne können weit grössere Wärmegrade ertragen werden, als es in Deutschland möglich wäre. Das erklärt sich aus den gleichen Gründen. Allerdings kommt noch eins hinzu. Die trockene Wärme der Luft beschleunigt ausserordentlich die Feuchtigkeitsausschwitzungen des Körpers. Der austretende Schweiss verdunstet sofort, indem die trockene Luft die Feuchtigkeit schnell an sich reisst. Zu dieser Arbeit, die die heimlich arbeitende Natur verrichtet, wird Wärme verbraucht. Im grossen Laboratorium der Natur wie auch bei jeder Arbeitsleistung des Menschen, die sachlich dazu gehört, bedeutet jede Arbeit Kraft und jede Kraft Wärme. Da in dem Prozess der beschleunigten Verdunstung viel Wärme verbraucht wird, tritt in unmittelbarer Nähe des Organismus eine gewisse Abkühlung und hiermit die Herabsetzung des Wärmegefühls ein.

So ist es physikalisch richtig, dass man im heissen Sommer vermittelst grosser Sprengwagen die Strassen mit Wasser besprengt, in den Stuben Wasser ausspritzt, oder,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

was man hier im Lande der trockenen und dünnen Luft mit Erfolg zu tun gewohnt ist, Flaschen, die einen kühlen Trunk spenden sollen, mit nassen Strohhülsen oder Tüchern umgibt. Die Verdunstung des Wassers ruft alsdann eine Abkühlung der umgebenden Luft und des Flascheninhalts hervor.

Der Schatten, den wir auf dem Platz, auf welchem uns unsere treulosen Pferde zurückgelassen hatten, gegen Mittag messen konnten, war etwa ein Mittel zwischen Viertel- und Halbschatten. Das Thermometer zeigte, wie schon erwähnt, die erhebliche Höhe von 38 Grad Celsius an. Zu gleicher Zeit registrierte es im prallen Sonnenschein 60 Grad Celsius. Das waren recht bedeutende Wärmegrade.

So musste es unausbleiblich sein, dass der Durst sich allmählich zu einer empfindlichen Belästigung auswuchs. Das Sehnen nach einem Trunk wuchs im Quadrat der fortschreitenden Zeit. Dabei durften wir uns nicht mit dem Glauben schmeicheln, bald eine Flüssigkeit zu bekommen, mit welcher wir unseren Gaumen netzen konnten. Weit ab lag die nächste Wasserstelle, und die mechanischen Hilfsmittel, sie zu erreichen, mussten unsere Pferde sein. Sie aber weilten vielleicht in weiter Ferne. Als Optimisten glaubten wir zwar, ihr Hufschlag werde in den nächsten Augenblicken an unser Ohr tönen. Indessen zu diesem Glauben fehlte jede Unterlage; und, was in den nächsten Augenblicken geschehen konnte, konnte sich auch noch 24 Stunden und länger verzögern. Und dann? Dann konnte unsere Lage recht kritisch werden. Der Ausdörrungsprozess musste in Anbetracht der grossen Hitze und Trockenheit galoppierend vor sich gehen. Dafür hatten wir bereits den Beweis, indem unser Gaumen diktatorisch nach Flüssigkeit verlangte.

Zum Essen fehlte uns die Neigung. Wir verspürten zwar Hunger, aber keinen Appetit, wie es oft im menschlichen Leben vorkommt. Dafür huldigten wir umso mehr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem Tabaksgenuss und verursachten so unseren Geschmack- und Geruchsnerven eine gewisse Sättigung und Befriedigung.

Das bringt uns auf eine Erörterung der Genussmittel in den Tropen. Ich habe bei der Vorführung unseres Reisegepäcks bereits erwähnt, dass wir bei der Auswahl unserer Verpflegung von dem Gesichtspunkt aus gearbeitet haben, nach Art recht wenige, dafür vollwertige Nährmittel mitzunehmen, indem wir das Essen als ein notwendiges Uebel betrachten wollten. Ich habe hierbei zugleich erwähnt, dass wir trotzdem auf die Mitnahme von gewissen Genuss- und Reizmitteln nicht verzichtet hatten.

In erster Linie habe ich dabei an den Tabak gedacht. Es ist eigenartig, wie stark hier im Lande das Verlangen nach Tabak ist. Das erstreckt sich selbst auf die eingeborenen Männer und nicht weniger auf deren Weiber. Selbst eingeborene Kinder erblicken im Tabak das wertvollste Geschenk und lassen sich schon, wenn sie gerade der Mutterbrust entlaufen sind, mit der qualmenden Tabakspfeife sehen. Für eine Platte gepressten Tabak, die den Wert von 20 Pfg. hat, kann man unter Umständen von den Eingeborenen Reichtümer einhandeln. Eine Platte Tabak ist ihnen oft mehr wert wie ein Sack Reis, und wenn der Hunger noch so gross ist, wird ihr oft der Vorzug gegeben.

Das scheint mit dem Klima zusammenzuhängen, das die Nerven erregt und das Verlangen nach Reizmitteln ganz gewaltig steigert. Jedenfalls hört man sehr oft von Leuten, die in Europa den Tabak verschmähten, dass sie in Afrika starke Raucher geworden sind. Ebenso steht es mit dem Alkohol, mit dem Kaffee und Tee. Es ist erstaunlich, wie gross der Verbrauch dieser Genussmittel ist, und wie sehr ihr Fehlen entbehrt wird. Die Sinne verlangen mit Ungestüm danach, und das Wohlbefinden und die Behaglichkeit des Körpers sind sehr davon abhängig. Das wird allgemein anerkannt, und selbst Leute

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

voller hygienischer Bestrebungen haben oft grosse Differenzen zwischen Vorsatz und Vollbringen aufzuweisen. Durch die Forderung guten Willens aber ist der Gebrauch von Genussmitteln nicht ohne weiteres aus der Welt zu schaffen und die Askese zu erzwingen. Man steht hier vor einem Faktor, mit welchem gerechnet werden muss. Das geht wohl auch daraus hervor, dass den Schutztruppensoldaten zu ihrer Verpflegung Genussmittel geliefert werden wie Alkohol und Tabak, und dass selbst kriegsgefangene Eingeborene als Genussmittel Tabak und Kaffee erhalten. Man scheint auch in leitenden Kreisen die Genussmittel nicht für völlig entbehrlich zu halten, mag es sich nun um weisse oder schwarze Menschen handeln.

Trotzdem muss mit energischer Hand an der Warnungsglocke gezogen werden. Alle Alkoholika und Narkotika sind Herzerreger. Das Herz wird schon durch Hitze und dünne Luft dauernd in einen gewissen Erregungszustand versetzt, besonders gar, wenn grosse körperliche Anstrengungen zu leisten sind. Dann ist die Herzarbeit eine gewaltige. Die durch Genussmittel verursachte Herzarbeit darf dann nur bescheidene Grenzen haben. Sonst sind Herzstörungen und ein Verfall des Organismus unvermeidlich. Da heisst es vorsichtig sein und lieber darauf verzichten, das augenblickliche körperliche Missbehagen durch ausgiebigen Gebrauch von Genussmitteln zu betäuben. Denn um ein Betäuben, um die Befriedigung eines falschen unheilvollen Instinktes, wird es sich vermutlich nur handeln.

Solche Betrachtungen führen zugleich darauf hin, dass man hier im Lande nachsichtiger sein muss gegen die mannigfachen Exzesse, die bis zu einem gewissen Grade auf eine eigenartige Erregung oder Irreleitung des Nervensystems zurückzuführen sind oder jedenfalls, je nach der Individualität der Delinquenten, mehr oder weniger hierin ihre Erklärung finden. In erster Linie sind hiermit die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mannigfachen Exzesse in Bacho et Venere mit all ihren verwandtschaftlichen Anhängseln gemeint. Hierüber könnte die Berichterstattung vieles melden. Manches ist auch der grossen Oeffentlichkeit bekannt geworden. Aber man ist noch kaum auf die Rechtsauffassung gekommen, dass man in den Kolonien gegen viele Vergehen, die einen Verstoss gegen die Strafgesetzbücher oder auch gegen die menschlichen Moralbegriffe darstellen, eine gewisse Toleranz haben muss. Man lebt hier anders, man kleidet sich anders, man arbeitet anders und kämpft anders um das Dasein. Trotzdem wird man nach genau denselben Satzungen gerichtet wie in der Heimat. Das ist fraglos in mancher Richtung unrecht. Das Reichsstrafgesetzbuch dürfte hier nicht allgemein Geltung haben. Für manche Vergehen, die in der Eigenart der Landes- und Lebensverhältnisse ihre Erklärung haben, müssten Sonderbestimmungen, insonderheit mildere Strafmasse geschaffen werden. Ebenso müssten die allgemeinen Auffassungen über Sitte und Tugend, wenn sie von Deutschland auf die Kolonie übertragen werden, einer Revision unterzogen werden. Hier darf der Sittenkodex nicht so radikal sein wie in Deutschland. Das wird grosse Härten beseitigen, ohne dem Laster und Verbrechen Vorschub zu leisten.

Doch das soll keine Philippika sein, um das eigene Ich zu reinigen. Wir haben es diesmal nicht nötig, uns mildernde Umstände zu erbitten. Wir dienen nur dem Tabakteufel, wenn auch mit Hingebung, und ziehen hieraus mannigfache Werte. Unsere Lebensgeister regen wir an, verscheuchen die Anwandlung des Durstes und die Gedanken über unsere trübselige Lage. Alles vielleicht nur Selbsttäuschungen, jedoch in diesem Falle wertvoll.

Nur die Empfindungen der Ueberhitzung können wir nicht verbannen. Der Ueberschuss an Wärme wird immer grösser, trotzdem unser Wärmemesser eine wesentliche Steigerung der Hitze nach 12 Uhr mittags nicht mehr anzeigt. Das vermissen wir natürlich nicht. Denn etwa die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Abenteuerlust, eine grosse tropische Hitze zu erleben, würde schlecht am Platze sein. Das könnte unheilvolle Folgen haben. Ausserdem sind wir schon so wie so sehr günstig gestellt, da wesentlich höhere Wärmegrade, als die uns beschiedenen, auf der Erde kaum vorkommen. —

Der Zeiger der Uhr rückt in bedächtigem und gemessenem Schritt vorwärts. Er kündet die zweite Stunde des Nachmittags, während es uns scheinen will, als ob unser Warten sich bereits auf Tage erstreckt habe. In tiefes Schweigen sind wir verfallen. Der unwandelbare Tatbestand, dass unsere Pferde noch immer nicht zu sehen sind und vielleicht noch in weiter Ferne weilen, veranlasst uns zu stillem und ernstem Nachdenken.

Mit der Wage der Vernunft wäge ich, was mir wägbar erscheint. Schliesslich komme ich zu dem Ergebnis, dass unsere Tätigkeit mit Abwarten allein nicht mehr abgetan sein darf, dass wir nicht mehr länger im Zustand der Lethargie verharren dürfen. Es besteht die Möglichkeit, dass unsere Pferde auch in den nächsten 24 oder 48 Stunden noch nicht zurückkehren. Dann kann der Durst zu einer Lebensgefahr werden. Einer solchen Möglichkeit müssen wir Rechnung tragen. Wir müssen uns bemühen, ohne Hilfe unserer Pferde Wasser zu erlangen. Da gibt es nur die Massnahme, dass wir uns in zwei Parteien teilen, indem die eine zu Fuss nach der nächsten Wasserstelle marschiert und für die Zufuhr von Wasser sorgt, während die andere beim Gepäck zurückbleibt und zugleich die Pferde abwartet.

Zu einer solchen Beurteilung der Lage und den gleichen Schlussfolgerungen kommt auch Herr X. unabhängig von mir. Das lehren mich seine mit finsterem Angesicht ausgesprochenen Ansichten, die er mir nach langem Schweigen zum besten gibt.

Nachdem wir uns hierbei überzeugt haben, dass unsere Ansichten in ihren Grundzügen übereinstimmen, kommen wir in folgendes Zwiegespräch:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Herr X.: Ich halte es für erforderlich, dass heute abend um 7 Uhr, wenn unsere Pferde noch nicht zurückgekehrt sind, ein Teil von uns nach Ghaub, das vermutlich näher liegen wird wie Otavi, geht und für Wasserzufuhr sorgt.

Ich: Das wird unter allen Umständen erforderlich sein; denn noch 24 Stunden können wir ohne Wasser nicht bestehen. Nur halte ich 7 Uhr abends als Zeitpunkt des Aufbruchs für zu spät.

Herr X.: Inwiefern?

Ich: Nun, wir müssen damit rechnen, dass man vier bis sechs Stunden bis Ghaub gebraucht. Da kein Mondlicht ist, wird das Auffinden des Wassers und der Ansiedlung sehr schwer fallen; und selbst, wenn es gelingt, ist eine Ankunft bei Mitternacht aus mannigfachen Gründen sehr unvorteilhaft.

Herr X.: Wenn wir aber früher aufbrechen, werden wir bedenklich unter der Hitze zu leiden haben.

Ich: Das wird nach meiner Vermutung zum grössten Teil in Wegfall kommen, wenn wir gegen 5 Uhr aufbrechen. Daher möchte ich diesen Zeitpunkt vorschlagen. Ich bin übrigens auf Hitze sehr gut einexerziert und würde, wenn es sein müsste, mich stark genug fühlen, sofort aufzubrechen.

Herr X.: Ja, wenn Sie sich das zumuten wollen, werde ich es mir auch zumuten. Ich bin schon lange genug in Afrika, um das Ertragen von Hitze erlernt zu haben.

Ich: Unter diesen Umständen würde kein Hinderungsgrund vorliegen, dass wir beide sofort aufbrechen.

Herr X.: Jawohl, wir können sofort aufbrechen.

Ich: Abgemacht! Wenn Sie es für Ihre Person verantworten wollen, können wir sofort abmarschieren, trotzdem es ursprünglich in meiner Absicht lag, die fünfte Nachmittagsstunde abzuwarten. Ich für meine Person hoffe, die Prüfung zu bestehen.

Herr X.: Dasselbe nehme ich von mir an. Also es bleibt dabei. Wir beide brechen jetzt auf. Der Weisse

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Johannes bleibt beim Gepäck und wartet, bis er entweder von uns Wasser und weitere Anweisung erhält, oder bis die Pferde eintreffen, mit denen er sich dann sofort nach Ghaub in Marsch zu setzen hat.

So wird in einer gewissen Erregtheit der Sinne während weniger Minuten ein schwerwiegender Entschluss gefasst und der Verwirklichung zugeführt. Schnell ergreifen wir unsere Gewehre, ordnen unsere Sachen und geben dem zurückbleibenden Weissen Johannes Verhaltungsmassregeln. Dann gehen wir von unserem Lagerplatz nach der Pad und treten, ihr folgend, unseren Marsch nach Ghaub an.

Die Uhr zeigt an, dass die dritte Nachmittagsstunde gerade begonnen hat. Glühend wie aus Ofens Rachen lagert das Luftmeer über der Erde. Man hat das Empfinden, dass unter dem Einfluss der Hitze alles organische Leben abgetötet werden müsse. Die Winde schlafen. Nur hin und wieder regt sich ein schwacher Hauch. Er kommt aus dem heissen Norden, und Nordwinde sind auf der südlichen Halbkugel stets warm. Sie mildern nicht die Not der hitzegepeinigten Wanderer. Nur der Süden bringt kühle Winde. Die Landschaft ist ärmlich bewachsen. Sporadisch finden sich einzelne Dornbüsche. Was sie an Schatten zu bieten vermögen, stellt ebenfalls keinerlei Wert dar. Da kann selbst eine Schnecke, die sich auf dem Marsch befindet, nur wenige Sekunden dem Sonnenlichte entfliehen. Was nützt daher dieser Schatten dem wandernden Menschen, über den er hinweghuscht, gleichwie der Schatten eines fliegenden Vogels über den Erdboden hinweghuscht?

Es ist heiss, unerbittlich heiss. Nur selten habe ich in meinem Leben grosse Hitze für unerträglich gehalten. Diesen Fall kann ich nicht leugnen. Ein dauerndes Leben auf dem Nordpol oder Südpol dünkt mir viel erträglicher und begehrlicher, als diese Wanderung unter der Tropensonne. Man hat sogar das Empfinden, als ob eine plötz-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

liche Verpflanzung nach dem Südpol — er liegt geographisch näher, und daher den Gedanken näher, als der dem Europäer mehr populäre Nordpol — das grösste Glück bedeuten müsse. Könnte man wenigstens den Durst stillen und so das dickflüssige Blut verdünnen. Dann würde schon eine gewaltige Entlastung eintreten und die Hitze weniger empfunden werden. Denn unsere Körper sind bereits empfindlich ausgedörrt. Während der letzten 24 Stunden haben wir so gut wie nichts getrunken, zwangsweise zur Trockendiät verurteilt. Und doch saugt gierig die trockene, dünne, von Sonnenstrahlen geschwängerte Luft an allen unseren Poren, um ihren eigenen Durst zu stillen. Das macht unvermeidlich, dass der Dörrungsprozess eine beschleunigte Gangart annimmt, ganz besonders, da auch die von uns durch Gehen geleistete Arbeit einen Vorgang darstellt, in welchem Wasser in Dampf verwandelt und an die Atmosphäre vergeudet wird. Es will uns scheinen, als ob mit jedem Schritt, den wir tun, der Durst anwächst.

Wir haben uns mit einem eisernen Willen gewappnet. Schweigend gehen wir nebeneinander her und machen stille Uebungen in der Selbstzucht, jeder für sich. Nur hin und wieder sprechen wir einige abgerissene Worte. Gewöhnlich geben uns kleine Wolken, die am Himmel umherirren, Anlass zum Sprechen. An sie heften wir unsere Augen, flehend und bittend, sie möchten die Vorboten eines Gewitters sein. Meist sind wir noch bescheidener. Wir folgen mit den Augen der Strasse, die sie ziehen, und betteln, sie möchten mit ihrem Schleier die Sonne bedecken. Wenn unsere Bitten erhört werden und den brennenden Sonnenstrahlen auf einige Sekunden oder gar Minuten der unmittelbare Weg zu uns abgeschnitten ist, dann blicken wir dankbar empor zum Himmelszelt und atmen erleichtert auf. Lässt aber solch ein Wanderer der Luft die Sonne zu seiner Linken oder Rechten liegen, ihr ehrerbietig ausweichend, dann sind

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wir niedergeschlagen. Im stillen zürnen wir dem, „der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn". Haben wir dazu ein Recht? Wer will es ermessen? Die Vernunft rechtfertigt, dass der Gepeinigte seinen Peiniger schilt. Die Religion urteilt anders darüber. Nur wer die Welträtsel löst, die trotz aller gegenteiligen Behauptungen immer noch als bestehend angesehen werden müssen, wird antworten dürfen.

Als wir 1½ Stunden marschiert sind, schlägt Herr X. eine kurze Rast vor. Mir scheint das nicht angebracht, da nach Massgabe der vorliegenden Umstände ein rüstiges Vorwärtsschreiten mehr Vorteil verspricht. Gönnt man dem müden Körper erst ein wenig Ruhe, dann verlangt er sofort mehr. Ausserdem muss sich der Durst im Verhältnis zur Zeit steigern. Daher ist es zweckmässig, danach zu streben, das Marschziel in möglichst kurzer Zeit zu erreichen. Natürlich fallen diese Gesichtspunkte fort, wenn der Körper der Erschöpfung nahe ist und das mit Gewalt zu erzwingen droht, was ihm freiwillig nicht gewährt wird. Ohnmachtsanfälle, Herzschläge, Sonnenstiche, das sind seine wirksamen Gegenmassnahmen. Solchen Ueberrumplungen muss natürlich Rechnung getragen werden.

Das sage ich mir und nehme an, dass Herr X. einem inneren Zwange folgend, die Ruhepause vorgeschlagen hat. Bei ihm kann eines dieser Uebel im Anmarsch sein. Hiermit muss ich rechnen. Durch eine ablehnende Haltung werde ich ihn vielleicht veranlassen, den Uebeln nicht rechtzeitig zu begegnen. Das würde mich mit grosser Verantwortung beladen. Deswegen billige ich seinen Entschluss, ohne Kritik zu üben.

So kommt es, dass wir uns unter einen kleinen Dornbusch, der einen dürftigen Schatten spendet, niederstrecken. Herr X. versinkt sofort in einen tiefen Schlaf. Ich bemühe mich nicht, das gleiche zu tun. Abgesehen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

davon, dass mir die Neigung fehlt, müsste es leichtfertig sein, wenn wir uns beide auf diese Weise zu gleicher Zeit von der Aussenwelt lossagen würden. Ich wache und beobachte die Uhr. Als ihr grosser Zeiger eine Vierteldrehung um seine Achse gemacht hat, und die verabredete Rast beendet ist, wecke ich meinen Begleiter. Er schläft fest, und ich habe Mühe, ihn aufzuwecken. Ungern erhebt er sich und tritt mit mir von neuem den Marsch an. Nun marschieren wir wieder. Wir mustern die Landschaft, wir prüfen den Himmel. Alles ist unverändert. Kein schattenspendender Buschwald winkt uns. Keine Wolken ziehen auf, um den wärmebeladenen Sonnenstrahlen den Weg zu uns abzuschneiden. Nur am tiefen Horizont lagern schwarze Wolken, unbeweglich, festgebannt, als ob sie dort einen festen Wohnsitz haben. Langsam nur steigt die Sonne abwärts zum Horizont. Sie scheint keine Eile zu haben und uns zum Trotz ihre vorgeschriebene Reise zum westlichen Horizont sehr langsam zu vollziehen. Dabei aber warten dort in westlicher Ferne andere Länder und andere Menschen ihres Lichts, um einen neuen Tag zu beginnen und zu schauen, was er ihnen an Freud und Leid bringen mag.

In der Freude werden die Stunden zu Minuten, in Leid und Not die Minuten zu Stunden. Wir sind nach unserer ersten Rast schon wieder in dem Wahn, einen grossen Raum durchmessen zu haben. Raum und Zeit stehen beim Marschieren in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis. Der Zeiger der Uhr kann also einen gewissen Anhalt dafür geben, wieviel wir marschiert sind. Doch er hat einen gar zu lässigen Gang. Nur um 45 Minuten hat er sich gedreht, und der gewonnene Raum kann nur ein bescheidener sein. Daher bin ich unangenehm berührt, dass Herr X. schon wieder eine Etappenstation vorschlägt, indem er es für zweckmässig erklärt, dass wir erneut eine kurze Rast machen. Da darf ich nicht das Gegenteil behaupten. Wollend oder nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wollend muss ich mich mit ihm niederstrecken, um am heissglühenden Busen der Mutter Erde zu ruhen.

Wieder beginnt seine Siesta, als sich kaum seine Kniee gebeugt haben und sein Körper ausgestreckt daliegt. Er schläft tief und fest, schnell atmend. Das beweist mir, dass er hochgradig erschöpft ist. Eigenartig scheint mir dieser Zustand, der die völlige Herrschaft des Schlafes über den Willen darstellt. Ich fange an, ernstlich für die Gesundheit meines Begleiters zu fürchten. Sein schnelles, kurzes Atemschöpfen scheint mir auf einen hochgradig beschleunigten Puls hinzudeuten. Daher nehme ich die Uhr zur Hand und zähle seinen Puls. 125 Schläge zähle ich in der Minute. Das ist eine gewaltig hohe Ziffer, wenn man bedenkt, dass der Patient sich im Ruhezustand befindet und schläft. Da hätte es für den Arzt interessante Beobachtungen und Erwägungen gegeben. Ich weiss nur wenig mit meinen Feststellungen anzufangen und vermute, dass es sich um ein künstliches Fieber handelt. Da die Blutwärme des Menschen nur 37 Grad beträgt, und die Luft einen höheren Wärmegrad besitzt, hat der Körper dauernd gegen eine Ueberhitzung zu kämpfen, der er vielleicht nicht ganz widerstehen kann. So ist eine Erhöhung der Blutwärme, also im medizinischen Sinne ein Fieber, denkbar. Ausserdem ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die Masse des Blutes infolge der ausgiebigen Feuchtigkeitsentziehung ganz erheblich herabgesetzt ist, und dass es daher sehr dickflüssig geworden ist. Auch das mag als eine Ursache für die beschleunigte Herztätigkeit anzusehen sein. Jedoch hiermit gebe ich nur Erwägungen eines Laien, der, ausgerüstet mit einem grossen Kausalitätsbedürfnis, sich bisweilen erdreistet, für seinen eigenen Gebrauch auf Fragen Antwort zu erteilen, die als Reservate der Wissenschaft angesehen werden müssen.

Wieder ist eine Viertelstunde in das grosse Reich der Vergangenheit, die ewig still steht, die alles nimmt und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nichts gibt, enteilt. Zeitverlust bedeutet für uns Erhöhung der Gefahr, Verschlimmerung der Lage. Ich muss grausam sein und den Schläfer erneut wecken. Das bedarf durchgreifender Massnahmen. Der Schlaf will mit Energie seinen Platz behaupten. Nur langsam weicht er, oftmals einen neuen Vorstoss machend. Schliesslich habe ich ihn ganz verjagt. Der Erwachte erhebt sich, missmutig, schwach, sich mühsam an meiner Seite weiter schleppend. Still ziehen wir unsere Strasse. Auch ich bin nichts weniger als ein Recke, der nach erquickender Nacht dem Morgenrot entgegeneilt, als gebe es keine Hindernisse und keine Müdigkeit. Nein! Keine Kraft und keine Jugend! Wie ein Greis bin auch ich, der am Abend seines Lebens noch einmal seinen Leib den Füssen anvertraut, nicht weil ihn seine Neigung treibt, sondern weil ihn die Not zwingt, eine Stätte aufzusuchen, wo das müde Haupt Ruhe finden kann. Was mich von meinem Begleiter unterscheidet, ist nur das, dass ich ein wenig mehr Anwartschaft habe, ans Ziel zu gelangen, wie er.

30 Minuten Marsch und 15 Minuten Ruhe, das wird nun der Turnus, den wir noch mehrmals durchmachen. Jedesmal aber wachsen die Schwierigkeiten, und der Protest des Organismus gegen die ihm widerfahrende Vergewaltigung wird immer heftiger.

Endlich hat die Sonne Erbarmen. Nachdem sie in feierlicher langsamer Prozession zum Horizont herabgestiegen ist und sich dort mit den kokettesten Purpurfarben geschmückt hat, taucht sie langsam und majestätisch unter. Nur ihre Nachhut, das Abendrot, ist noch sichtbar und verrät, wohin die grosse Himmelskönigin gewandelt ist. Prächtig ist dies Schauspiel — wahrscheinlich — denn für die grosse Schaubühne der Natur haben wir kein offenes Auge mehr. Nur für die Wasserstelle, der wir zustreben, interessieren wir uns. Hierin geht unser Sinnen und Trachten auf.

Unverwandt mustern wir das Land nach Norden hin,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wähnend in der Nähe des Zieles zu sein. Auf die Erfüllung unserer Wünsche deutet nichts, nur unsere geographische Karte, derzufolge das Ziel nicht mehr weit sein kann. Denn unser Gesamtmarsch muss sich, nach der Karte geurteilt, auf etwa 20 km erstrecken; und wir dürfen annehmen, hiervon nun mindestens 16—18 km erledigt zu haben. Arme Toren! Die Karten in Afrika sind oft ungenau und trügerisch. Wenn sie Euch verheissen, dass das Ziel erreicht ist, dürft Ihr ihnen nicht trauen, dann müsst Ihr oft noch viele Stunden wandern, ehe Ihr das Ziel erreicht, was Euch die Karte vorgespiegelt hat!

Da steigen wir im Abendrot in eine tief liegende Mulde herab, in der saftiges grünes Gras sprosst. Nach dem geologischen Aufbau des Landes zu urteilen, muss sich hier, wenn der Himmel seine Schleusen öffnet, der Regen eines grossen Umkreises sammeln. Das ist unverkennbar. In der Regenzeit müssen sich hier fraglos grosse Wassermassen sammeln, die, Vlei genannt, auch noch lange bis in die trockene Zeit hinein eine offene Wasserstelle darstellen und sie unter Umständen sogar überdauern. Leider befinden wir uns gerade am Ende der Trockenzeit. In manchen Landstrichen hat die Regenzeit zwar schon eingesetzt. Aber in der Strecke, die wir durchwandert haben, ist noch kein Regen gefallen; sonst hätten wir frisches Grün gesehen. Das lässt die dankbare Mutter Erde sofort aus ihrem Schoss erspriessen, wenn der Himmel sie mit seinem Nass befruchtet hat.

Da wir in der grossen Erdsenkung frisches, saftiges Grün uns entgegenwinken sehen, dürfen wir hoffen, entweder offenes Wasser zu finden oder durch Graben Wasser erschliessen zu können. Diese Perspektive verklärt plötzlich unsere düstere Lage. Auch in Herrn X. regen sich die Lebensgeister. Sein Fuss wird beflügelt, seine Augen füllen sich mit Feuer und spähen, mustern und prüfen. Hurtig sucht er mit mir das Gelände ab, ob uns vielleicht irgendwo der Silberschein einer kleinen Wasserlache ent-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gegenschaut. Wir scheuen keine Mühe, keine körperliche und keine geistige, um das zu finden, was sonst zu den geringsten materiellen Gütern des Menschen gerechnet wird, was uns jetzt geradezu als der Inbegriff menschlichen Glückes erscheinen muss. „Das Beste ist das Wasser" hat zwar einst der grosse Pindar gesagt. Wie wenige gibt es aber, die das anerkennen wollen. Nur, wenn das Wasser veredelt ist als Gerstensaft oder Traubenblut, dann geben ihm die Erdgeborenen einen bevorzugten oder gar ersten Rang unter den Dingen dieser Welt. Wir sind Proselyten geworden und zur Ansicht des griechischen Weisen bekehrt. Das beweisen wir durch die Tat. Und, selbst wenn wir Wasser finden würden, das infolge reichlicher schmutziger Zusätze im Begriff ist, eine starre Masse zu werden, wir würden es hinnehmen als eine Gabe Gottes und würden lachen über den Lehrsatz „Trink, was klar ist".

Indessen, wir finden kein Wasser, nicht einmal an den zahlreichen Stellen, wo schon menschliche Hände, die vor uns Wasser suchten, in die Erde Vertiefungen gegraben haben. Dort zeigt die Erde nur einen erheblichen Feuchtigkeitsgrad. Nun sinkt der gute Mut wieder schnell; nur der völligen Mutlosigkeit vermögen wir noch zu wehren. Noch dürfen wir hoffen, durch Graben Wasser zu gewinnen. Das veranlasst Herrn X., seinen metallenen Trinkbecher zu ergreifen und in einer der Vertiefungen Erde auszuschachten. Mich fordert er auf, das Gleiche zu tun. Gern leiste ich ihm Gesellschaft. Bald jedoch lässt er mich im Stich. In seiner Durstesqual nimmt er eine Handvoll feuchte Erde in den Mund, um seinen Gaumen zu netzen; dann sinkt er zurück und schläft. Wieder das alte Bild: Tiefer fester Schlaf, beschleunigtes Atemholen und fliegender Puls. Ob er die feuchte Erde herunterschluckt oder wieder von sich gibt, das festzustellen, verabsäume ich leider.

Ich arbeite emsig weiter, trotzdem auch meine Kräfte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

völlig zu versiegen scheinen. In meinem Bohrloch lockere ich das Erdreich, fördere die gelockerte Erde nach oben und schaffe einen kleinen Schacht. Je tiefer ich komme, um so schwieriger wird meine Arbeit. Die Länge des Armes wird unzureichend. Schliesslich, als die Tiefe des gegrabenen Loches mit der Länge meines Armes übereinstimmt, ist meiner Arbeit ein Ziel gesetzt. Anderenfalls müsste ich vermittelst grosser Erdbewegungen eine bedeutende Verbreiterung des Loches vornehmen. Das ist über meine Kräfte. Das würde selbst für einen ausgeruhten leistungsfähigen Menschen einen Aufwand von Stunden kosten. So muss ich meine Arbeit einstellen und mich mit der Hoffnung trösten, dass vielleicht in dem gegrabenen Loch sich im Laufe einiger Minuten Wasser ansammeln wird. Eine solche Hoffnung ist keine phantastische. Denn der Erdboden hat mit vorschreitender Tiefe bedeutend an Feuchtigkeit zugenommen, wie ich feststellen kann.

Ich verhalte mich abwartend und sehe unverwandt in das Bohrloch, es von Zeit zu Zeit untersuchend. Aber, so heiss mein Sehnen ist, Mutter Erde ist unerbittlich und gibt nichts von sich. Nicht einen Fingerhut voll Wasser kann ich schöpfen. Der Durst bleibt ungestillt, und es scheint mir ratsam, dass wir, um weiteren Zeitverlust zu vermeiden, die ungastliche Stelle so schnell wie möglich verlassen.

Ich trete an meinen schlafversunkenen Begleiter heran, rüttele und schüttele an ihm, um ihn in die Welt der Wirklichkeiten zu versetzen. Mit Mühe gelingt es mir. Nur langsam kehren die Geister bewussten Lebens zu ihm zurück, das Mysterium des Schlafes verscheuchend. Ich entwickle ihm eine Beurteilung unserer Lage und suche den Beweis zu erbringen, dass der sofortige Weitermarsch unbedingt erforderlich ist. Herr X. antwortet in Anbetracht seiner Erschöpfung nur mit lakonischer Kürze und ist von dem Geist der Verneinung erfüllt. Ich muss viel Beredsamkeit aufwenden. Schliesslich gibt er seinen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ablehnenden Standpunkt auf und fasst den wackeren Entschluss, den Weitermarsch anzutreten. Ich merke, dass er an der Grenze der Möglichkeiten steht, und dass er alle Selbstzucht aufbietet, um von seinem Körper das zu erzwingen, was dieser versagen will.

Wir steigen die kleine Höhe wieder herauf, die die Mulde umsäumt und ihr in der Regenzeit ihren Ueberschuss an Wasser zuführt, sodass sie auf viele Monate ein Wasser haltendes Vlei bildet. Einen enttäuschten Blick werfen wir zurück, weil das Vlei anscheinend gerade kurz vor unserer Anwesenheit sein letztes Wasser an durstende Luft und an durstendes Erdreich oder an durstende Lebewesen abgegeben hat, während gerade die Regenzeit vor der Tür steht, um sein Becken erneut zu füllen. Wir haben den ungünstigsten Zeitpunkt getroffen, der nur denkbar ist.

Mit Mühe erklimmen wir die Höhe und setzen auf der Pad unseren Marsch fort. Jeder Schritt ist mit einem inneren Kampf verbunden, und jeder getane Schritt bedeutet einen kleinen Sieg. Deren kann Herr X. leider nur noch wenige feiern. Schon nach wenigen Minuten gibt er die Erklärung ab, dass seine Kräfte völlig erschöpft seien, und dass er den Weitermarsch aufgeben müsse. Nach dem Augenschein zu urteilen, entspricht das wirklich dem Tatbestand, sodass ich es für angebracht halte, nicht weiter aufmunternd und ermutigend auf ihn zu wirken. Nur sein Ansinnen, dass ich mit ihm die Nacht liegen bleiben und am Morgen den Weitermarsch versuchen solle, scheint mir verfehlt. Nach menschlichem Ermessen muss sich bis dahin unser Zustand noch mehr verschlimmert haben, sodass der Erreichung unseres Zieles noch höhere Schwierigkeiten entgegenstehen, wie die augenblicklichen sind. Deswegen erkläre ich es für erforderlich, dass ich allein versuchen müsse, noch bei Nacht das Ziel zu erreichen und ihm Hilfe zu schicken. Das liegt auch ganz besonders

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deswegen nahe, weil wir vermuten dürfen, in der Nähe unseres Zieles zu sein.

Nachdem er seine Bedenken, dass er hilflos Leoparden und wilden Hunden ausgesetzt sei, die bisweilen einen einzelnen schlafenden Menschen angreifen, fallen gelassen hat und sich stark genug erklärt hat, mit geladenem Gewehr in der Hand zu wachen, werden wir handelseinig und nehmen Abschied. Es ist ein Abschied, der ernste Gefühle auslöst. Denn das Ende der Dinge ist nicht abzusehen. Sie können einen guten Ausgang nehmen, fraglos. Die Aussichten aber sind dunkel, und wir müssen uns klar sein, dass über unserem Lebenshimmel ein verderbendrohendes Gewitter hängt, das nur glückliche Winde wieder zerstreuen können.

Noch ein Händedruck, dann tragen mich meine Füsse wieder vorwärts hinein in die dunkle Nacht. Am liebsten würde ich gleich wieder zu meinem Begleiter zurückkehren. Auch mein Kräftevorrat ist nahe am Nullpunkt. Da können nur durch grosse Rücksichtslosigkeit noch geringe Dienstleistungen erzwungen werden. Nur der Gedanke, nahe am Ziel sein zu müssen, gibt mir einigen Mut und die Kraft, mich von Minute zu Minute zu vertrösten.

So häufen sich die Minuten. Schon habe ich 45 an Zahl marschierend verbracht. Da nimmt der Protest meines Organismus eine solche Schroffheit an, dass ich ihm ein williges Ohr schenken muss, anderenfalls ich mich auf eine Vergewaltigung in Form einer Ohnmacht gefasst machen muss. Daher mache ich Halt und lege mich in das Gras, in der Absicht einige Minuten zu ruhen. Während der Ruhe quälen mich noch empfindlicher die Foltern des Durstes. Wie stürmen da die Gedanken auf mich ein! Immer wieder muss ich an all die zahllosen Menschen denken, welche jetzt in all den ungezählten, ach so fern liegenden Städten und Dörfern der Welt, gedankenlos am Schenktisch sitzen, wo man ihnen die Gaben des Bacchus

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und Gambrinus kredenzt, und wo kaum einer zu würdigen weiss, welche Glückswerte ihm zuteil werden. Wie wenig scheint mir unter diesen Umständen die Summe menschlichen Glücks auszumachen, und wieviel würde ich hingeben, würde man mir nur einen bescheidenen Trunk Wasser geben! —

Nun erhebe ich mich wieder, ein wenig gestärkt. Voll Sehnsucht schaue ich in die tiefe Nacht hinaus, ob nicht in der Ferne der Schein einer Lampe oder eines Feuers mir eine menschliche Wohnstätte ankündigt. Nichts ist zu sehen, nur gespensterhafte Schatten von Büschen und Steinen tanzen mir vor den Augen. Nicht einmal der Mond ist sichtbar. Das Auftauchen seiner schmalen Sichel, die in wenigen Tagen ganz abgestorben sein wird, um sich dann von der anderen Seite wieder neu zu runden, ist erst in später Nachtstunde zu erwarten. Auch von dem grossen Heer der Sterne ist nur ein kleines Kontingent zu sehen. Finstere Wolken hängen am Firmament und gewähren nur wenigen Gestirnen einen Blick auf die schlafversunkene Erde, über der ein geballtes Dunkel brütet. —

Da plötzlich streift das suchende Auge ein matter Feuerschein, der in der Ferne bescheiden aus dem Dunkel hervorschaut. Was wird das sein? Wo Feuer ist, pflegen Menschen zu sein. Denn nur selten wird Feuer durch die Naturkräfte ohne Vermittlung des Menschen entfacht! Der Puls regt sich lebhafter. Die Bleigewichte, welche die Füsse beschweren, erleichtern sich, und das umdüsterte Gemüt fängt an, zu hoffen. Dort muss die gesuchte Ansiedlung sein, die Erlösung verheissende, so spricht die wägende Vernunft und das hoffende Herz.

Mit beflügeltem Fuss suche ich näher zu kommen. Jedoch nur langsam wird der trennende Raum verkleinert. Die tiefschwarze und doch klare Luft gibt dem Feuerschein eine weite und freie Bahn und täuscht die weite Entfernung fort.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Endlich komme ich nahe und höre menschliche Stimmen, die in lautem Geschrei durcheinanderwirbeln. Was ist das? Sind dort Eingeborene, die einen Kriegstanz aufführen? Von einer Ansiedlung von Europäern fehlen jegliche Anzeichen und Vorboten. Wie wird das Rätsel sich lösen?

Je näher ich komme, um so mehr gewinne ich die Ansicht, dass ich mich tatsächlich einer Horde von Eingeborenen nähere. Das ist eigenartig, vielleicht sogar bedenklich. Doch kleinmütig darf ich nicht sein! Die Eingeborenen werden Wasser haben. Mein Gewehr wird mich schützen, wenn sie sich mir feindlich zeigen sollten. Hier ist Zaghaftigkeit unangebracht. Deswegen mache ich mich schussbereit und gehe kühn entschlossen heran.

Der ersten Gruppe, der ich gegenübertrete, rufe ich mit fester Stimme die Frage zu, ob ich Wasser erhalten könne. Mein Erscheinen erregt Erstaunen, erschreckt aber nicht. Solch Umstand darf für mich als Zeichen der Sicherheit gelten. Auf meine Frage wird mir nur mit unartikulierten Lauten geantwortet. Ich frage noch einmal und gehe näher heran. Da gibt mir einer der Eingeborenen einen Wink und führt mich zu einem Schutztruppensoldaten. Hierbei sehe ich, dass ich mich dicht bei einem Ochsenwagen befinde, der gerade seine 20 Ochsen ausgespannt hat, um rasten und grasen zu lassen.

Als ich des Soldaten ansichtig werde, da stürme ich sofort mit meiner Bitte, etwas zu trinken zu erhalten, hervor. Der brave Schutztruppler ist, so weit ich im Dunkeln erkennen kann, sehr überrascht, plötzlich im Dunkel der Nacht in dieser weltfremden Gegend einen Menschen seiner Rasse auftauchen zu sehen. Er muss die unerwartete Erscheinung erst begreifen, ehe er handeln kann; und wie eine Qual empfinde ich seine Frage, ob ich Tee oder Zitronenwasser haben wolle. Was es auch sei, nur trinken ohne die Qualen weiteren Wartens, das ist der Sinn meiner teils bittenden, teils befehlenden Entgegnung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun bringt er mir vom Wagen ein Kochgeschirr voll Tee. Wohl 2 Liter mochten darin enthalten sein. Ich erfasse das Kochgeschirr; und, als ich es in der Hand halte, fest, sodass es mir keiner mehr entreissen kann, da erfasst mich ein beseligendes Gefühl von Glück. Ich bin erlöst, alle Not hat ein Ende, mein Lebenshimmel hat sich aufgeklärt, und strahlende Sonne leuchtet mir entgegen. So hätte ich meine erregt wogenden Empfindungen ausmalen mögen. Indessen, zu Selbstbetrachtungen lasse ich es natürlich nicht kommen. Kaum halte ich das Kochgeschirr fest umfasst, da führe ich es schon zum Munde und trinke, trinke, trinke. Ich trinke unvernünftig wie ein Tier. Der Instinkt spiegelt mir vor, dass ich nicht genug trinken kann. Ich wähne Leben zu trinken, und, da der Instinkt bei jeder Kreatur den Willen zum Leben bejaht, setze ich das Gefäss erst ab, als es bis auf den Grund geleert ist. Der Schutztruppler macht grosse Augen. Aber ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube und gestehe, dass ich noch mehr trinken möchte. Nur trinken, um jeden Preis trinken! Der Tee ist ausgegangen. Mein barmherziger Samariter bringt mir Wasser mit Zitronensaft. Auch hiervon nehme ich noch ein grosses Gemäss in mich auf. O welche Lust zu trinken, zu trinken welch ein Glück! Wäre ich ein Poet, die beste Trinkrede hätte ich in meiner Begeisterung schaffen müssen. „Das Glück des Trinkens", das wäre der Name gewesen.

Endlich halte ich es für erforderlich, mich dem Spender der feuchten Gabe zu erklären und ihm eine Rechtfertigung zu geben. Mein rätselhaftes Auftreten in dieser weltfremden Gegend, ohne jegliche Begleitung, unberitten, in tiefer Nacht, muss viel Fragen in ihm wachrufen. Ich erzähle ihm, wie es mir ergangen ist, dass ich unter grossen Mühen und Entbehrungen einen Fussmarsch von 7 Stunden habe leisten müssen, und dass ich nach meiner Meinung nun dicht vor Ghaub sein oder den Weg verfehlt haben müsse. Da klärt er mich auf, dass ich wohl

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf dem rechten Wege sei, dass es aber bis Ghaub noch eine Entfernung von 10 km sei. Er komme gerade von dort und habe hier seinen ersten 10 km Treck, wie der Ochsenwagenfahrer hier zu Lande sagt, gemacht und die Ochsen ausgespannt, um ausruhen und weiden zu lassen.

Die Aufklärung, dass ich von Ghaub noch 10 km entfernt sei, bedeutet für mich eine Ueberraschung. Ich muss hiernach vermuten, dass die Karte die Entfernung zwischen Otavi und Ghaub zu kurz angibt, und dass wir vor allem die Entfernung, die wir am ersten Abend von Otavi bis zu unserem nächtlichen Ruheplatz zurückgelegt haben, weit überschätzt haben. Wahrscheinlich sind wir höchstens 12—15 km geritten, statt 20—25, wie wir angenommen haben. Auch wird mir klar, in welcher kritischen Lage ich gewesen wäre, wenn ich den Ochsenwagen nicht angetroffen hätte. Denn noch 10 km hätte ich wahrscheinlich auch dann nicht zurücklegen können, wenn ich mit der ganzen Kraft meines Willens auf mich eingewirkt hätte. Es gibt Grenzen, über die auch der Wille nicht hinwegzuhelfen vermag.

Doch Herr X.? schlägt es plötzlich an mein Gewissen. Was mag aus ihm geworden sein? Jetzt ist es meine Pflicht, sofort zur Tat überzugehen; schon zu lange habe ich, eigenes Glück geniessend, des einsam harrenden Gefährten nicht gedacht. Daher beratschlage ich mit dem Schutztruppler, was am zweckmässigsten zu geschehen habe. Wir einigen uns, dass letzterer sofort eine weitbauchige Feldflasche mit Wasser füllt und einen Fussmarsch antritt, um mit Hilfe meiner Ortsbeschreibungen Herrn X. aufzusuchen. Das Einspannen der Ochsen und Nachfahren des Ochsenwagens soll während dieser Zeit ein zuverlässiger Eingeborener unter meiner Aufsicht ausführen. Wir wollen uns dann alle am Lagerplatz des Herrn X. wiedertreffen.

So geschieht es. Der Schutztruppler taucht unter im

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dunkel der Nacht und schlägt den ihm von mir bezeichneten Weg ein. Die Eingeborenen machen den Ochsenwagen fertig oder klar, wie der landesübliche Ausdruck lautet, und löschen die Feuer. Nach etwa einer halben Stunde erfolgt unsere Abfahrt. Ich selbst nehme auf dem Wagen Platz und beschäftige mich zunächst damit, meinen Hunger zu stillen, der mittlerweile einen ernsten Aufruf an mich erlassen hat. Zwar führe ich nur ein Stück trockenes Brot bei mir, welches ich als eiserne Portion zu mir gesteckt hatte, als wir am Nachmittag dieses ereignisreichen Tages unser Gepäck verliessen und den Fussmarsch antraten. Der Hunger ist der beste Koch. Das trockene Brot schmeckt vorzüglich, trotzdem es so ausgetrocknet ist, als ob es der Steinzeit angehört. Bisweilen tue ich auch noch einen grossen Schluck aus meiner Feldflasche, die ich mir noch vor der Abfahrt mit Wasser habe füllen lassen. Denn der Durst, der sich nun einmal so sesshaft bei mir eingenistet hat, will seine gewonnene Position trotz der bereits getroffenen umfangreichen Gegenmassregeln nicht ganz verlassen. Immer wieder macht er neue Vorstösse und belästigt mich, indem er völlige Kapitulation nur in Aussicht stellt, wenn ich mich noch nicht der Trockendiät zuwenden würde. Aus diesem Grunde trinke ich noch wiederholt und bin erstaunt über die Aufnahmefähigkeit meines Organismus. Welches Raummass gibt wohl die Fülle der Flüssigkeit wieder, die ich in der letzten halben Stunde zu mir genommen habe? Diese Frage kreuzt oft mahnend den Zug meiner Gedanken. Da ich auf 4—5 Liter schätzen muss, werde ich nachdenklich und komme zu dem Ergebnis, dass ein weiteres Trinken grobem Unfug gleich zu achten sei. Deswegen bemühe ich mich, meine Gelüste zu unterdrücken.

Als wir kaum eine Stunde gefahren sind, treffen wir auf Herrn X. und den Schutztruppler, der mittlerweile den ersteren erfolgreich erkundet und auch bei ihm seine Samariterdienste in der sorgfältigsten Weise versehen hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Erfreut begrüssen wir uns. Denn, als wir vor 2 Stunden Abschied nahmen, hatten wir nicht die Hoffnung gehabt, dass wir uns sobald und unter so günstigen Auspizien wiedersehen würden. Mein Reisegefährte befindet sich sogar bereits wieder in einer verhältnismässig guten Verfassung. Sein dickflüssiges Blut ist anscheinend infolge der Wasserzufuhr wieder geschmeidiger und beweglicher geworden, sodass das Herz eine leichtere Arbeit hat und der Lebensmechanismus besser funktioniert. Auch sein Durst ist ein fabelhafter. Das, was ich ihm an Trinkleistungen noch voraus bin, holt er jetzt schnell nach. Unheimlich grosse Wassermassen rieseln seinen Schlund hinab. Ich darf mir sogar mit gutem Gewissen sagen, dass die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass ich der kleinere Trunkenbold gewesen bin.

Nun erzählt mir Herr X., wie es ihm während meiner Abwesenheit ergangen ist. Eigentlich ist nichts Besonderes vorgefallen, was des Erzählens wert ist. Aber es ist für mich interessant, seine Schilderungen über das, was sich in seiner Seele abgespielt hat, anzuhören. Da hat er erschöpft dagesessen und seinen ganzen Willen zusammengenommen, um nicht einzuschlafen. Die gespannte Büchse hält er in der Hand, aufmerksam horchend, ob sich irgend etwas nähert, Freund oder Feind, Mensch oder Tier, beabsichtigter Anruf oder zufälliges Geräusch. Dazwischen stellt er Erwägungen über die Möglichkeit der Weiterentwicklung des an Enttäuschungen und falschen Berechnungen reichen Tages an. Dann wird er kleinmütig, schilt die Vorsehung, dass sie ihn martern und in den Tod treiben will, schilt sich selbst, weil er früher so oft unzufrieden und lebensüberdrüssig gewesen sei, während er eigentlich im Glück schwelgte, wenn er zum Vergleich den augenblicklichen Kurs seines Lebensschiffes heranzieht. Aber es gelingt ihm, wach zu bleiben und schon von weit her bei freudig klopfendem Herzen den Anruf des Schutztrupplers zu hören, der ihn in Anbetracht der undurch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dringlichen Finsternis mit den Mitteln der Akustik aufzuspüren versucht.

Heisser Dank, auch in klingender Münze, lohnt unseren Samariter, der nun mit seinem Wagen weiter fährt, um den Waterberg zu erreichen und seiner Kompagnie Verpflegung zuzuführen. Wir beide dagegen beschliessen, an Ort und Stelle liegen zu bleiben und im Morgengrauen den Weitermarsch anzutreten.

Kaum haben wir dies Programm aufgestellt, da wird schon eine Programmänderung notwendig. Brüllen von Ochsen und Rädergerassel künden uns an, dass ein Wagen von dort in der Anfahrt ist, wohin soeben der Samariter abgefahren ist. Bald tauchen auch die breit gehörnten Ochsen in gespensterhaften und doch unverkennbaren Umrissen aus der dunklen Nacht auf; und, als ihre lange Kette an uns vorbeizieht, treten wir heran, um die Insassen bezw. die Treiber der Ochsen anzurufen. Buren sind es, die als Frachtfahrer durch das Land ziehen, deren Volksstamm einst während des Burenkrieges in Deutschland in falscher Begeisterung und optimistischer Voreingenommenheit gefeiert worden ist. Aber sowohl hier im Schutzgebiet als auch fast überall, wo sie sonst auftreten, sind sie vielfach als minderwertige Menschen erkannt worden, die nicht Treu und Glauben verdienen, die feige, verschlagen, faul und betrügerisch sind.

Die Ankömmlinge erwidern unsern Anruf und geben uns die Auskunft, dass sie nach Ghaub fahren wollen. Unsere Bitte, uns auf dem Wagen mitzunehmen, wollen sie gern erfüllen, indem sie ein gutes Trinkgeld still voraussetzen. Nur seien sie im Begriff, jetzt Halt zu machen, um ihren Tieren eine einstündige Ruhepause zu gewähren. Wir mögen uns daher gedulden und nach einer Stunde auf ihrem Wagen den letzten Treck nach Ghaub zurücklegen. Gern sind wir einverstanden und liebäugeln mit dem Gedanken, noch heute Ghaub zu erreichen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Als wir nun zuschauen, wie die Ochsen ausgespannt werden, trifft uns eine neue Ueberraschung. Plötzlich stehen unsere Pferde und mit ihnen der Weisse und der Schwarze Johannes vor uns. Ist es eine Wahnvorstellung, deren Vater unser heisser Wunsch ist? — Nein, hier ist ein Irrtum ausgeschlossen, Auge und Ohr erbringen gemeinsam die Beweise. Das ist beinahe des Guten zuviel! Jetzt scheint die unergründlich waltende Vorsehung das wieder gut machen zu wollen, was sie uns während des ganzen Tages an Bösem zugefügt hat. Nun spendet sie Gabe um Gabe.

„Wo kommt denn Ihr her?“ rufen wir erfreut und überrascht den Ankömmlingen zu, die plötzlich wie Geister aus einer fremden Welt herbeigezaubert worden sind? Da erfahren wir, dass unsere Pferde nach Otavi zurückgelaufen sind, dass sie sich dort sofort auf Weide begeben haben, und dass das Suchen und Einfangen dem Schwarzen Johannes grosse Zeitverluste verursacht habe. Die Rückkehr zu unserem Lagerplatz hat sich daher bis 4 Uhr nachmittags hingezogen. Darauf ist das Satteln erfolgt, und etwa um 5 Uhr der Abmarsch. Da es bald dunkel geworden ist, konnte nur im Schritt geritten und wir erst jetzt eingeholt werden.

Wasser und Pferde! Die beiden wichtigsten Leben erhaltenden Momente des Afrikareisenden sind uns zurückgegeben. Was können wir uns mehr wünschen? Da der Gewinn dem Verlust gefolgt ist, wissen wir den Besitz zu würdigen. Ungetrübte Glücksstimmung erfüllt unseren Busen. Das Hoffen und Harren ein Ende, für den Augenblick sind wir wunschlos. Mit Reiterlust schwingen wir uns auf den so lange entbehrten Pferderücken. Vorwärts geht's in der dunklen Nacht, nachdem wir den frachtfahrenden Buren ein Lebewohl zugerufen haben, ohne von ihrer berechnenden Dienstfertigkeit Gebrauch gemacht zu haben.

Rabenschwarze Finsternis brütet über der ruhenden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Erde. Trotzdem die Pad stark ausgefahren ist, kann das scharf spähende Auge sie nur selten wahrnehmen. Selbst die Pferde, die bei Nacht meist bessere Pfadfinder sind, wie ihre mit höherer Intelligenz ausgerüsteten Gebieter, irren bisweilen ab. Dann müssen wir absteigen und, rückwärts suchend, die richtige Fährte erneut erspähen.

In diesem Meer von Dunkelheit werden von den Augen Gewaltleistungen verlangt, die bis zur Schmerzerregung anstrengen. Nur selten kann die Wirklichkeit erkannt werden; und, was das Auge dem Geist übermittelt, sind oft Bilder geisterhafter Art. Fast möchte man an Visionen glauben. Da tauchen die sonderbarsten Erscheinungen auf, Gestalten, die sich vorwärts und seitwärts bewegen, Tiere von märchenhaften Gestalten, Häuser und Dörfer mit Einfriedigungen und Parkanlagen. Insbesondere geben dauernd die Silhouetten von Felsen und Bäumen derartige Umrisse wieder, dass dem Gedanken nicht zu wehren ist, man reite durch eine deutsche Landschaft, in der reichlich menschliche Wohnstätten verteilt sind. Mit der Tatsache, dass man in einer afrikanischen Steppen- und Buschlandschaft dahinzieht, will die Erkenntnis nichts mehr zu tun haben. Oft möchte man eine Wette eingehen, man befinde sich dicht an einem Hause, das traulich zwischen einigen Bäumen steht und von einer Mauer umfriedigt ist. So eigenartig nimmt sich die dunkelbeladene Landschaft mit ihren Gebilden aus, selbst, wenn man alle Phantasie ausschaltet und mit kühlem Herzen prüft, was das körperliche Auge dem geistigen übermittelt.

Trotzdem will die Stätte nicht nahen, auf welcher die kleine aus wenigen Häusern bestehende Ansiedlung Ghaub liegt. Enttäuschung reiht sich an Enttäuschung, und das Erreichen des Zieles wird immer heisser ersehnt, während das Reiten allmählich wieder seiner Reize völlig entkleidet wird. Die Anstrengungen der letzten Tage fordern immer gebieterischer einen Ausgleich. Zwei Nächte sind wir in der Bahn gefahren, fast schlaflos, eine Nacht haben wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unter freiem Himmel zugebracht, fast schlaflos; dazu kommen die mannigfachen körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, die wir haben auf uns nehmen müssen. Das macht eine grosse Summe geleisteter Arbeit aus, die der Organismus richtig verbucht. Da hält er es für sein gutes Recht, eine Kontobegleichung zu verlangen, um Bilanz halten zu können. Einnahme und Ausgabe müssen sich auch in seinem Haushalt decken.

Endlich nach mehr als zweistündigem Reiten kommen wir an einem finsteren Gebilde an, das unverkennbar eine menschliche Wohnstätte ist. Eine hohe Mauer, Fenster und Türen können mit Sicherheit festgestellt werden. Jetzt scheint sich an die Kette der Irrtümer kein neues Glied mehr zu reihen. Richtig! Da wird in einem Zimmer Licht gemacht; helle Strahlen fluten durch die Fenster in die dunkle Nacht hinaus. Man scheint unsere Ankunft bemerkt zu haben. Gleich wird auch ein Geräusch an der Tür vernehmbar, der Riegel des Schlosses wird gewendet, die Tür dreht sich in ihren Angeln. Da steht mit einer Lampe in der Hand der Missionar von Ghaub vor uns, der hier seine Wohnstätte hat. Einen frommen Eremiten glaubt man vor sich zu haben. Freundlich begrüsst er die müden Wanderer und läd sie ein, in sein Haus zu kommen und den Rest der Nacht unter seinem Dach zu verbringen.

Schon sind wir bereit, dem gastlichen Rufe Folge zu leisten, da nähert sich aus dem Nachbarhaus gleichfalls eine menschliche Gestalt. Es ist der Farmer von Ghaub, wie er allgemein kurz genannt wird, der hier die der Mission gehörige Farm verwaltet. Auch er läd uns ein, sein Haus als Obdach zu wählen und fügt hinzu, dass wir ihm den Vorzug geben mögen, da er uns ein Zimmer mit einem bescheidenen Bett geben will, während der Missionar uns nur den Fussboden seiner Räume als Lagerstätte anbieten könne. Da folgen wir ihm, nachdem wir unsere Pferde

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in einen Kraal geführt und nach den Vorschriften fürsorglicher Pflege mit allem Erforderlichen versorgt haben.

Für unseren Unterkunftsraum und unser Nachtlager aber haben wir kein Auge mehr. Wir strecken uns zur Ruhe nieder, und gleich kommt der Schlaf, alle Bilder verwischend, die an uns vorübergezogen sind oder uns noch umgeben. Unserer Verabredung gemäss soll unserem Schlaf keine Stunde schlagen. Wir wollen ihn ausdehnen, bis er freiwillig seinen Platz räumen wird. Das gibt uns eine tiefe ungestörte Ruhe und bewirkt, dass wir auch nach Erstehen des neuen Tageslichts nicht durch Ermahnungen an Pflicht oder Vorsatz frühzeitig gestört werden.

Als wir in vorgerückter Morgenstunde die Fesseln des Schlafes abschütteln, mustern wir zum ersten Male unsere neue Umgebung, in die wir in tiefer Nacht, trunken von Müdigkeit, in stumpfer Resignation, die kein prüfendes Auge hat, eingezogen sind. Es ist ein afrikanisches Zimmer, das aus den dürftigen Mitteln, die die Natur an Ort und Stelle bietet, mit kundiger und fleissiger Hand zusammengefügt worden ist. Nur einige Kleinigkeiten wie Glas, Eisenbeschlag und dergleichen verraten die rückwärtige Verbindung mit der modernen Kultur. Unser Bett ist eine hölzerne Pritsche mit einer Decke, unter welcher eine Schicht getrocknetes Steppengras ausgebreitet ist, dürftig für den Weichling, der körperliche Anstrengungen flieht und sich mit Ueberfluss an Komfort verzärtelt, eine reiche Gabe für den müden Wanderer, der seinem Leibe körperliche Leistungen abgezwungen und sich ein Recht auf Ruhe und Schlaf erworben hat. Sonst bietet der Raum nichts, was besonderer Beschreibung bedürfte. Nur der Fleiss, der aus geringen Mitteln das denkbar Mögliche und das in der Wildnis Notwendige und Gediegene schafft, fällt überall plastisch ins Auge und beweist zugleich, dass man sich hier am Herzen der Natur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

befindet, und dass ein weiter Weg bis zur nächsten Heimstätte moderner Kultur ist.

Wir treten hinaus ins Freie und werden von der freundlichen Farmersfrau zum Kaffetisch geführt. Man wartet uns auf, so gut man kann, und wir können nichts nennen, was wir vermissen. Dankbar nehmen wir hin, beglückt in einem geordneten Haushalt zu sein, wo eine züchtig waltende Hausfrau gebietet. Dann gehen wir umher, um zu schauen, was an diesen Stätten Natur und Menschenhand geschaffen haben. Da recken sich rings um die Ansiedlung herum steile Felsgebirge in den Himmelsraum empor, eine gigantische Gebirgsformation bildend. Die steilen Felsen wollen den Bäumen wehren, sich auf ihnen anzusiedeln. Aber trotzdem hat der Baumbestand die trutzigen Riesen zum Teil bezwungen. Nur auf den höchsten Höhen halten die Berge sich frei von der anmutigen, anscheinend unwillkommenen Bekleidung. Zwischen den Bergen winden sich breite Täler hindurch, Gräsern und Bäumen üppige Wohnplätze gewährend. Im breitesten der Täler liegt die Ansiedlung, angeschmiegt an eine üppige Quelle, die aus den Bergen ein kristallklares Wasser ergiesst, das fleissige Menschenhände in Becken und Furchen leiten, um der dankbaren Natur bei der Erzeugung der mannigfachsten Gewächse behilflich zu sein, die Menschen und Tieren Nahrung gewähren sollen. Da wogen üppige Maisfelder, da werden aus Kartoffeläckern grosse saftige Knollen an das Licht der Welt gefördert, da rauscht im milde säuselnden Winde ein Bananenhain. Letzterer wirkt besonders anziehend auf uns. Denn echte tropische Anlagen gehören im Schutzgebiet noch zu den Seltenheiten. Mit Lust wandeln wir unter seinem gewaltigen Blätterdache. Ueppige Früchte winken uns freundlich entgegen, viele Dutzende in einer Dolde, und geben Kunde von der Freigebigkeit der Natur, die die Gaben des Wassers so dankbar vergilt.

Gern weilen wir an diesem Platz, und leichten Herzens

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fassen wir den Entschluss, erst am nächsten Morgen den Weitermarsch anzutreten. Wie schmeckt das süsse Nichtstun! Hurtig enteilen die Stunden des Tages, mehrfach unterbrochen durch Mahlzeiten, die wir am Tische der Farmerfamilie einnehmen dürfen. Dort stellt unser Hunger und Durst aussergewöhnliche Ansprüche, die wir nur zu erhören wagen in der Hoffnung, den Aufwand unserer Wirtsleute durch eine Erleichterung unserer Börse wett machen zu dürfen.

Als schliesslich die Sonne dem Tag ein Ziel zu setzen droht, begeben wir uns noch einmal nach dem Bananenhain, um dort die Weihe des traulichen Plätzchens noch einmal völlig in uns aufzunehmen. Wir sprechen von dem Glück des Farmers, der hier ein menschenwürdiges, die Anwartschaft auf Glück gewährendes Dasein führt, indem ihm die Natur ein Füllhorn reicher Gaben spendet. Nur spendet sie nicht, ohne dass der Leistung eine Gegenleistung entspricht. Kampf und Arbeit fordert sie. Auch hier muss im Schweisse des Angesichts das tägliche Brot verdient werden. Auch hier bedrohen Feinde wie Malaria und Schwarzwasserfieber das Leben des Menschen, und Wassersnot, Heuschrecken und dergleichen die Werke, die seiner Hände Arbeit schafft. Das alles mahnt zum Kampf, und der Kampf stählt Leib und Seele und gibt der Ruhe und dem Erfolg die Weihe. Da kann wirkliches Menschenglück erblühen.

Wir betrachten noch einmal unser eigenes Schicksal, wie unser Feiertag uns nicht hätte so herrlich erblühen können ohne die Entbehrungen und Mühen, die ihm vorhergegangen sind.

Solche Gedanken erfüllen unsere Seele. Da die Seele mit der Zunge in Wechselbeziehung steht, ist auch sie weit davon entfernt, frühzeitig Feierabend zu machen. Geschwätzig erzählt sie, um sich dessen zu entladen, was ihr die Seele eingibt. Von der Gegenwart schweifen wir zurück in die Vergangenheit. Weniges jedoch hiervon

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haftet noch heute im Gedächtnis. Nur eine stimmungsvolle Durstepisode, mit der mir mein Begleiter aufwartet, und die mir ein interessanter Beitrag zur Schilderung des Reiselebens in Afrika ist, hat sich dem Gedächtnis fest eingeprägt. Sie kann ich als glaubwürdiger Gewährsmann wiedergeben. Darum lasse ich meinem Begleiter jetzt das Wort:

„Der grosse Aufstand war noch nicht völlig niedergeschlagen. Alles stand noch im Zeichen des Krieges. Aber ich will nicht erzählen von blutigen Kämpfen, von spannungsvollen Gefechten, von unverzagten, tapferen Soldaten und listigen Eingeborenen. Davon hat ein jeder schon so viel gehört, viel Wahres und viel Unwahres, und keiner kann das Knäuel von Wahrheit und Dichtung entwirren. Zwar ist auch mancher Soldat ein stiller grosser Held gewesen und hat niemandem etwas gesagt, und niemand hat etwas von ihm gesagt. Manche aber sind keine Helden gewesen und haben keine Gelegenheit gehabt, Heldenmut zu beweisen. Aber sie erzählen es und machen sich selbst zu Helden, die man Maulhelden nennt, und die Welt erzählt es weiter. Daher ist die Welt voll von Erzählungen grosser Helden, ermüdend voll.

Hierzu will ich keinen Beitrag liefern, trotzdem meine Brust voller Begeisterung ist, wenn ich der vielen echten Helden gedenke. Ich will nur erzählen, was ich auf einem anstrengenden Ritt, der mich durch menschenleere Gegenden führte, erlebt, und was ich beim Erleben empfunden habe. Denn es kommt viel weniger darauf an, was man erlebt, als darauf, wie man es erlebt. So sagt uns Oskar Wilde: „Es gibt keine höhere kritische Aufzeichnung, als die Aufzeichnung dessen, was sich in der eigenen Seele begibt“. Daher will ich nicht nur beschreiben, was ausser mir lag, sondern auch, was sich in meiner Seele widerspiegelte, als mein Körper sie auf einem mühsamen Ritt durch unser geheimnisvolles Land führte. Wenn ich so meine Beschreibung mit einer Anzahl Photographien

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

meiner Seele, die ich unterwegs aufgenommen habe, und die ich jetzt zu reproduzieren versuchen werde, ausstatte, wird man vielleicht mit mir erleben können. Dann werde ich nicht lediglich eine trockene Berichterstattung zum besten geben, die, um sich selbst zu würzen, einen übertriebenen Gebrauch von Superlativen, vom Hantieren mit dem Vergrösserungsglas und dem Kaleidoskop macht. So pflegt es oft zu sein. Aber ich will dabei nicht verhehlen, dass auch meine betrachtenden Erzählungen langweilen können. Soll das nicht der Fall sein, dann müssen gleichgestimmte Seelen bei einander sein. Der Pol, der meine Worte auslöst, sucht einen Gegenpol. Wenn er ihn nicht findet, verlieren seine Wellen und Strahlen die motorische Kraft. Dann darf der Langweiler nicht den Gelangweilten, und der Gelangweilte nicht den Langweiler tadeln.

Auf der Farm Gross Spitzkopjes, die etwa 150 km nordöstlich von Swakopmund, fern allen grösseren Verkehrswegen liegt, war zu Beginn des Aufstandes der Farmer durch die Hereros ermordet, und die Siedelung zerstört worden. Seitdem waren hier weder Menschen weisser, noch schwarzer Farbe ansässig, und niemand wusste über den augenblicklichen wirtschaftlichen Wert, über Wasser- und Wegeverhältnisse zuverlässig Auskunft zu erteilen.

Eine Bereisung dieses Landstriches versprach, sofern die umlaufenden Gerüchte einen Kern von Wahrheit bargen, manches Interessante. Das war Veranlassung, dass ich mich mit einem Gefährten zu einem mehrtägigen Reitausflug vereinigte. Abgesehen von unseren Reittieren nahmen wir eine Maultierkarre mit. Die auf ihr beförderte Reiseverpflegung für Menschen und Tiere, sowie Decken und sonstiges Reisegerät, sollten die Schwierigkeiten des Reisens mildern. Es gelang uns, einen jungen Mann, dem Fama einen guten Leumund als Fahrer von Ochsen- und Maultiergespannen zubilligte, für unsere Zwecke anzuwerben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es war 6 Uhr morgens, als unsere kleine Kolonne das in tiefem Nebel gebadete Swakopmund nach der Richtung der aufgehenden Sonne zu verliess. Dicht geballt brüteten die Nebelwolken auf dem Küstenstrich und dem unermüdlich brandenden Meere. Trächtig von Feuchtigkeit waren sie und eifrig tätig, sich ihres Ueberflusses zu entledigen. Das verspürte man an den Kleidern, die sich wie durstige Schwämme vollsogen und wie ein Priesnitz-Umschlag, dem die wärmende Oberhülle fehlt, wirkten. Solche Unfreundlichkeiten der Natur sind in Swakopmund beinahe Alltäglichkeiten.

Unternehmungslust stand auf unsern Gesichtern geschrieben. Das darf ich vermuten, wenn es zutrifft, dass das Gesicht der Spiegel der Seele zu sein pflegt. Der Puls regte sich lebendig, die Brust dehnte sich weit und kräftig. Denn der begonnene Tag und die folgenden sollten keine Alltage sein. Etwas besonders Wagemutiges, oder irgend welche Arbeiten des Herkules konnten uns zwar nicht bevorstehen. Aber wir sollten losgelöst sein von der alltäglichen Scholle, vom stockenden, arbeitsreichen Gleichmass der Tage, das uns an des Zimmers engen Kerker zu fesseln pflegte, sollten am Busen der Natur dartun, dass sie uns nur wenige Schranken zu setzen vermöge. Freiheit sollte unser Herz erfüllen, und jeder für sich ein Mann sein dürfen. Das waren die Erwartungen, die die innere Stimme der Seele zuflüsterte, und die unser Antlitz erlauschte, durch den Ausdruck freudiger Erwartung das frohe Geheimnis weiter verratend.

Um unsere Pferde zu schonen, ritten wir mehr Schritt wie Trab und kamen erst nach fünf Stunden an der 40 km entfernt liegenden Bahnstation Rössing an. Die Maultierkarre traf sogar noch eine Stunde später ein, da wenige Kilometer von Swakopmund der Nebelgürtel begrenzt war und eine kristallklare Luft der Sonne freien Raum gab, so dass sie ungehindert glühende Strahlen auf die dürre Erde senden konnte. Ein Maultier zieht es in der Regel

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vor, brutal mit Stock oder Peitsche behandelt zu werden, als in heisser Sonnenhitze zu traben.

In Rössing nahmen wir einen mehrstündigen Aufenthalt, um der Sonne Zeit zu lassen, sich ihres grössten Ueberflusses an Hitze zu entledigen. Wir streckten unsere Glieder zur Ruhe aus und gewährten unserem Magen, was er, in der Erkenntnis, dass ihm jetzt nicht viel zarte Rücksicht geschenkt werden könne, bescheiden erbat. Mehr lag uns die Fürsorge für unsere Tiere am Herzen. Ihnen gaben wir an flüssiger und fester Nahrung soviel sie begehrten. Das geschah aus dem Grund, weil von Rössing bis zur nächsten Wasserstelle, Klein-Spitzkopjes, eine Durststrecke von annähernd 100 km zu überwinden ist. Für solche Leistungen war ein guter Kräfte- und Gesundheitszustand unserer Tiere Vorbedingung.

Am späten Nachmittag brachen wir von Rössing auf. Bei dem Stationsbeamten hatten wir uns nach der Pad erkundigt. Aber die erworbene Wissenschaft trug uns keine Früchte. Entweder waren die Angaben unseres Wegweisers falsch, oder wir hatten ihn falsch verstanden. Denn wir gelangten auf eine Pad, die beharrlich nach Osten ging, während wir genau in nördlicher Richtung zu reiten hatten. Unter solchen Umständen kamen wir in Versuchung zu bereuen, dass wir von Swakopmund aus keinen ortskundigen Eingeborenen als Führer mitgenommen hatten, wie uns von einem Berater ans Herz gelegt worden war. Man hatte uns angegeben, dass die Pad seit mindestens zwei Jahren nicht befahren worden sei, und dass es schwer halten würde, sie zu finden und ihr zu folgen. Wir hatten aber gerade, um grössere Forderungen an die eigenen Leistungen stellen zu müssen, es für gut befunden, ohne schwarze Hilfe zu reiten und ruhig die Anwartschaft auf ein Wagestück in Kauf genommen. Ein wenig selbstbewusst hatten wir uns dabei gesagt, dass es dem Manne nicht ziemt, sich immer ängstlich mit Sicherheitskoeffizienten auszurüsten, die ausser

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihm liegen; diese muss er in sich haben. Der gute Wille war also vorhanden.

Als wir nach einstündigem Ritt zu der Ueberzeugung gekommen waren, eine falsche Richtung eingeschlagen zu haben, beschlossen wir, querbeet nach Nordwesten zu reiten. Hierbei durften wir hoffen die gesuchte Pad aufzufinden, indem wir sie kreuzten. Das war ein neues Wagnis. Sicherer wäre es gewesen, nach Station Rössing zurück zu reiten und den Ausgangspunkt der Pad aufzuspüren. Gegen den Entschluss zurück zu reiten, lehnte sich ein uns gemeinsames Gefühl, das gegen rückwärts protestierte, auf.

Wir hatten Glück. Nachdem wir eine halbe Stunde lang mit Mühe unsere Karre und unsere Pferde über Klippen, Hügel und Täler hinüberbalanziert hatten, trafen wir auf eine Pad, die sich uns in Form von einigen stark verblichenen, fast völlig durch Einwirkung von Wind und Regen weggewaschenen Wagenspuren darstellte und beharrlich nach Norden führte. An sie hefteten wir unsere Spuren in der festen Zuversicht, auf richtiger Fährte zu sein. Bald kamen neue Schwierigkeiten. Die verkümmerten Wagenspuren waren streckenweise völlig unsichtbar. Abkommende Wasser hatten in den Erdboden Reviere gewaschen und die Spuren der Wagenräder und Pferdehufe völlig vom Erdboden fortgezaubert. Da häuften sich die Mühen des Suchens. Ueber ein Kurzes, nachdem die Sonne ihre vorgeschriebene Reise zum westlichen Horizont beendet hatte, trat auch nächtliche Finsternis ein. Nun mussten die Augen ununterbrochen auf den Erdboden geheftet und zu den denkbar grössten Leistungen, auf die sie oft mit Schmerzsignalen antworteten, angehalten werden. Schon ein einziger unaufmerksamer Augenblick wurde gerächt. Dann war die Abirrung meist geschehen. Dann mussten wir suchend nach allen Seiten hin- und herpendeln oder, trotz der Abneigung, durch Rückwärtsbewegung den Schnittpunkt der richtigen und falschen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fährte feststellen, um von neuem den Vormarsch antreten zu können.

Zu unserem Glück dauerte die vollständige Finsternis kaum eine Stunde. Da liess das gütige Firmament den Mond mit heller Fackel heraufziehen. Fast als Vollmond präsentierte er sich und liess als helle Leuchte der Nacht ein energisches Licht ausstrahlen. Das nahm den Schwierigkeiten, die uns geisselten, ein wenig die Strenge und machte uns die unbekannte Welt, in der wir einherzogen, sichtbar.

Trotzdem blieben uns hartnäckige Verirrungen nicht erspart. Zweimal während der Nacht entschwand der Weg dem rastlos spähenden Auge und wurde so unauffindbar, dass wir das Suchen aufgaben. Wir beugten uns dann unserem Schicksal und richteten die Augen vom Erdboden zum Himmel, nach dem grossen Kompass schauend, den der genau von Osten heraufziehende Mond darstellte. Auch dem im Süden stehenden Kreuz wurde zeitweise ein prüfender Blick zugeworfen, um die Ueberzeugung zu festigen, dass wir uns genau in nördlicher Richtung vorwärts bewegten. Eine feinere Regulierung unseres Weges vollzogen wir, indem wir auf den geologischen Aufbau des Landes achteten, d. h. indem wir unsere freie Pad derart im Gelände wählten, wie nach menschlichem Ermessen vermutlich die gesuchte Pad am zweckmässigsten das Land durchziehen musste. Diesem System war es anscheinend zuzuschreiben, dass wir nach langem pfadlosem Marsch stets wieder glückliche Pfadfinder wurden.

So arbeiteten wir uns wie eine Geisterschar im magischen Mondeslicht durch das Gelände hindurch, den Aerger des Verirrens und die Freude des Findens in jähem Wechsel oft durchkostend. Wir ritten nur Schritt. Denn das Gelände war nicht frei und eben. Es war bedeckt mit Geröll und Gestrüpp und bildete Hügel und Täler, Felsen und Schluchten. Das ergab besonders für unsere Maul-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tierkarre grosse Schwierigkeiten. Die vier ebenso ängstlichen wie dummen Maultiere waren nur gewohnt, einen leichten Wagen auf glattem Schienenweg zu ziehen. Sie empfanden anscheinend die jetzt geforderten Dienstleistungen als vorschriftswidrige Behandlung und glaubten berechtigten Anlass zu Missmut und Verdruss zu haben. Das gaben sie uns oft durch störriges Verhalten zu verstehen. Wir suchten ihnen ihr Schicksal nach Möglichkeit zu erleichtern und stiegen oft von unseren Pferden ab, um vermittels unserer eigenen Muskelkraft der Karre über Felsgeröll oder durch grosse Sandbecken hindurch zu helfen.

Von 11 bis 1 Uhr nachts rasteten wir und warfen den Tieren Futter vor. Die Maultiere verschmähten den ihnen reichlich dargebotenen fetten Hafer, gleichsam als ob sie die guten Beziehungen mit uns abgebrochen hätten und keine Gaben von uns annehmen wollten. Trotzdem wird ihnen und uns die Ruhe wohlgetan haben. Jedenfalls fühlten wir uns nach dieser Rast wieder auf dem Pferderücken beglückt, während er uns vorher bereits ein unliebsamer Aufenthalt geworden war. Der Mond kulminierte gerade, so dass wir ein östliches Merkzeichen im grossen Universum nicht mehr hatten. Nun konnten wir nur noch das Kreuz des Südens als Richtungspunkt behalten.

Das Glück in der Erreichung unseres Zweckes, das uns nur vorübergehend untreu wurde, liess uns die Anstrengungen ein wenig vergessen. Auch bot unsere Welt so mannigfache Reize, dass die Nachtstunden im Fluge vergingen. Ein Ritt in afrikanischer Vollmondnacht hat viele Eigenarten, unvergessliche Reize. Man fühlt sich in der grossen weiten, menschenleeren Natur, bedächtig in traumverlorener Mondscheinnacht durch geisterhafte Wüsten und Gebirge dahinreitend, wie in einer Märchenwelt. Ein namenloser Friede ruht über der Erde und lässt Stimmungen der Andacht in das Herz einziehen, während

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Phantasie beschäftigt ist, die im magischen Mondlicht auftauchenden Wundergebilde zu erkennen und Einbildung und Wahrheit zu entwirren. Es liegt hierin viel Romantisches, und in jeder jugendlichen Brust wogen die Gefühle der Andacht und Begeisterung.

Von 5—7 Uhr morgens rasteten wir abermals, um im Frühlicht der neugeborenen Sonne unseren Ritt fortzusetzen. Fester Schlaf war während dieser Zeit nicht zu finden. Die Nerven waren zu angespannt, als dass sie schnell genug hätten zur vollständigen Ruhe übergehen können. Aber die Rast war erquickend und gab dem Reiten neue Reize. Jeder Reiz verjüngt sich im Verhältnis zu der Zeit, während welcher er nicht ausgekostet wird, ebenso wie er wieder abstirbt im Verhältnis zur Dauer seines neuen Bestehens.

Der neue Tag war herrlich, wie jeder Tag in diesem Lande: klarer Sonnenschein, milde Lüfte, Reinheit der Farben am Himmel und auf Erden. Herrlich präsentierte sich die Landschaft, in die wir uns bei Nacht hinein geschlichen hatten. Im fernen Norden reckten sich gewaltige Gebirge zum Himmel. Nach unserer Karte zu urteilen konnten wir sie mit Bestimmtheit als die Gebirge von Gross- und Klein-Spitzkopjes ansprechen. Steil, fast senkrecht, mit eigenartiger Gipfelbildung, entstiegen sie trotzig etwa 800 m hoch, der nichtsahnenden Ebene. Als eine blauschwarze, drohende Silhouette zeichneten sie sich an dem duftigen und in bescheidenem Hellblau phosphoreszierenden Horizont ab. Dort war unser Marschziel. Dorthin mussten wir die Augen richten. Ein helfender Kompass war nicht mehr erforderlich.

Unseren Tieren schmeckte das neue Tagewerk nicht. Sie waren müde von den Anstrengungen der Nacht. Auch waren sie anscheinend schlecht auf uns zu sprechen, weil wir sie seit 14 Stunden nicht mehr getränkt hatten. Am vorhergehenden Abend, wie am jetzigen Morgen war trotz der brav geleisteten Arbeit das ihnen zur lieben Gewohn-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

heit gewordene Tränken ausgeblieben. Ausbleiben musste es noch für den Rest unseres Marsches, den wir auf 40 km abschätzten. Auf unserem Wagen hatten wir nur 8 Liter Wasser. Das sollte bis Klein-Spitzkopjes aufgespart und dort verteilt werden, da uns Ortskundige das Auffinden von Wasser an dieser Stelle als unwahrscheinlich bezeichnet hatten. Dann waren wir wenigstens in der Lage, in der heissen Mittagszeit den Tieren ein wenig die Kehle zu netzen. Natürlich war an ein Sattsaufen nicht zu denken. Denn ein durstiges Pferd trinkt 40 Liter und mehr. Wir aber hatten 6 Tiere zu tränken. Das bedeutete für jedes Tier kaum mehr wie einen Tropfen auf einen heissen Stein, oder wie ein Likörglas voll Wasser für einen durstgequälten Menschen.

Klein-Spitzkopjes erreichten wir zur Mittagsstunde. Im Schatten eines gigantischen Felsens sattelten wir ab und gewährten uns und unseren Tieren Nahrung. Beide Parteien waren bescheiden; Hitze und Müdigkeit wehrten dem Hunger, gebührend in seine Rechte zu treten. Dann verteilten wir das wenige Wasser, das wir bei uns führten, an die Tiere. Die geringe Gabe beunruhigte sie. Voll Missfallen gaben sie uns zu verstehen, dass ihr Durst bei weitem nicht gestillt sei. Wir konnten nicht helfen, nur trösten und baldige Aufbesserung der flüssigen Ration in Aussicht stellen. Dicht neben unserer Lagerstelle nämlich winkte eine kleine Tafel mit der Aufschrift: „Wasser eine Stunde nach Osten."

Solch ein Wegweiser in der menschenleeren Einöde berührt eigenartig. Du wähnst fern aller Menschen-Kultur zu sein und bewegst dich fraglos oft auf jungfräulichem Boden, d. h. solchem, den noch kein menschliches Auge gemustert, und kein menschlicher Fuss entweiht hat. Da begegnest du einem optischen Signal menschlichen Wirkens und weisst, dass auch hier schon Menschen gesucht, geirrt und vielleicht um ihr Dasein gerungen haben. Dann fragt die Seele neugierig und teilnahmvoll nach dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schicksal dieser Brüder, und die Phantasie nähert den einsamen Wanderer der grossen Menschheit.

Kündet sie Wahrheit, oder ist die Wahrheit verblichen wie die Lettern, vermittels deren sie zu uns spricht? So schauten wir fragend die Tafel an. Vermutlich deutet sie auf eine künstliche Wasserstelle, die hier vor Jahren in dem Revier des Flusses gegraben und mittlerweile durch abkommende Wasser längst verschwemmt worden ist. Das mussten wir uns sagen und der Hoffnung wehren, dass wir mit Bestimmtheit nach einstündigem Marsch Wasser finden würden. Die Gewissheit, Wasser zu erhalten, konnten wir erst an Gross-Spitzkopjes knüpfen. Zuverlässige Berater hatten uns angegeben, dass hier eine ergiebige Quelle aus felsigem Munde entsprudele, während die anderen in der Nähe liegenden Wasserstellen nur unter besonders glücklichen Verhältnissen das hielten, was ihr Name in Aussicht stellte.

Um Gross-Spitzkopjes noch bei Tageslicht aufzufinden, brachen wir bereits am frühen Nachmittag, ungeachtet der feindlichen Sonnenstrahlen wieder auf. Wir verbanden hiermit den Versuch, die durch die Tafel angekündigte Wasserstelle zu finden. Mit meinem Begleiter ging ich zu Fuss in dem Flussbett, das die auf der Tafel bezeichnete Richtung hatte und zugleich nach Gross-Spitzkopjes führte, während unser Wagenführer mit unseren Reitpferden und sonstigem Tross auf bequemerem Wege dicht am Flussbett folgen sollte.

Der Sand des Flussbettes war locker und tief. Der Fuss sank stets bis über die Knöchel ein, und Anstrengung und Vorwärtskommen standen in dem ungünstigsten Verhältnis. Oft sahen wir Wild, stattliche Gemsbock-Antilopen oder zierliche Klippböcke in wilder Flucht davonjagen. Das berührte uns, ohne die Leidenschaft des Jägers müde einherschleichende Menschen, nur wenig. Eine dürftige Wasserstelle wäre uns lieber gewesen, als eine stattliche Jagdbeute.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Da sah ich plötzlich, als ich gerade in einer Krümmung des Reviers um die Ecke bog, in einer Entfernung von kaum 200 m unter einem Baum einen stattlichen Gemsbock, der an Grösse ein ausgewachsenes Maultier erreichte. Nichts ahnend von Menschennähe zupfte er in spielend neckischer Weise die Blätter von einem Dornbusch, ein friedliches Idyll der Wildnis. An dem Bild mich freuend, blieb ich ruhig stehen. Plötzlich jedoch erfasste mich die Weidmannslust. Ich warf mich zur Erde, um ungesehen schiessen zu können und gab meinem abseits gehenden Begleiter ein Zeichen, das Gleiche zu tun.

Da der Gemsbock ungestört weiter äste, nichts ahnend von dem menschlichen Raubtier, das ihm nach dem Leben trachtete, konnte ich in Ruhe meinen Schuss vorbereiten. Ich kroch zu einer kleinen Erhöhung und machte mein Gewehr zum liegenden Anschlag fertig. Nun wollte ich schiessen. Aber es fehlte die Ruhe. Lehnte sich das Gewissen gegen den beabsichtigten Mord auf? Nur eine Krümmung des Zeigefingers und ein friedliches, unschuldiges Geschöpf der Natur musste sein Leben aushauchen. Oder hatte der mühevolle Ritt, der Hunger und Durst die Selbstbeherrschung herabgesetzt? Unruhig zitterte der Arm, nicht wagend, der mörderischen Kugel freie Bahn zu geben. Da schämte ich mich der ungenügenden Selbstzucht, die mich verhinderte, einen gefassten Entschluss mit Ruhe und Kraft zur Tat werden zu lassen. Der Vorwurf wirkte. Der Wille erstarkte und liess Auge und Arm in Ruhe den richtigen Haltepunkt suchen. Gemächlich krümmte sich der Zeigefinger. Von den Pulvergasen gejagt enteilte das Geschoss, und es konnte kein Zweifel bestehen, dass Zielpunkt und Treffpunkt übereinstimmten. Der Schuss verhallte. Dröhnend antwortete ein vielstimmiges Echo, die friedliche Natur durchzitternd. Da sprang der Gemsbock hoch auf und stürzte in wilden Sätzen auf mich zu, indem ich, von ihm noch ungesehen, im Gras lag. Ich merkte, dass er stark lahmte und nur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf drei Beinen lief. Der beabsichtigte Blattschuss war zur Tatsache geworden, hatte aber sein Opfer nicht zur Strecke gebracht. Nun sprang ich auf und zog zum zweiten Mal ab. Wieder war ich sicher, denselben Treffpunkt erzielt zu haben. Nach einigen Sprüngen stürzte der Bock. Ich wähnte, er hätte sich zum letzten Mal gelegt, und die geängstigte Seele entfliehe dem Körper. Als ich aber herzu kam, sprang das Tier auf und suchte sich unter Gebrauch seines gewaltigen Gehörnes zu verteidigen. Ich gab einen dritten und vierten Schuss, wieder auf das schweissende rechte Vorderblatt, die Herzgegend, zielend. Jetzt gelang es ihm nicht mehr, aufzustehen. Nur seine erfolglosen Bemühungen verrieten, dass das Leben noch pulsierte. Da sah ich ihm in die Augen, die mich vorwurfsvoll anschauten. Mörder! sprachen sie, warum tötest du mich mit ruchloser Hand, was habe ich dir getan, was kann dir mein Tod nützen? Die klaren, treuen und den Todeskampf widerspiegelnden Augen ergriffen mein Herz; ich haderte mit dem alles Erdenleben beherrschenden System, dass einer den andern tötet, dass die Natur sich erhält durch den Mord ihrer Kinder. Mein hinzukommender Begleiter aber liess noch zweimal die Büchse knallen, bis die erlöschenden Augen Kunde gaben, dass das hartnäckige Leben entflohen. —

Die letzten Augenblicke waren nicht erhebend. So eigenartig die Weidmannslust das Blut in Wallung versetzt, so verführerisch der im Menschen wohnende Raubtierinstinkt danach heischt, mit flüchtiger Kugel ein schnelles Wild zu erlegen, wenn schmerzdurchzuckt ein Todeskampf gerungen wird, wenn das Abschlachten beginnt, dann meldet sich bei dem Gefühlsmenschen das Mitleid und der Widerwille. Hierüber kann erst der Zauberstab der Gewohnheit hinweghelfen.

Der Führer unserer Maultierkarre zerlegte den Gemsbock. Es war ein schönes Tier, feist und ausgewachsen, in den besten Mannesjahren. Wohl drei Zentner mochte

es wiegen. Wegen der Schwierigkeit der Weiterbeförderung konnten wir leider nur einen geringen Teil seines Fleisches verwerten. Wir schnitten die beiden Keulen heraus und luden sie auf unsere Karre, auch die eigentliche Jagdtrophäe, das gewaltige Gehörn, nicht vergessend.

Bei der Untersuchung der Schusskanäle stellte sich heraus, dass die Lunge und die beiden Vorderblätter völlig zerrissen waren, dass aber das Herz nur ein Schuss, vermutlich der letzte, durchbohrt hatte. Erstaunlich war auch der geringe Durchmesser der Einschuss- und Ausschusskanäle, der ein Schweissen fast unmöglich machte. Er erklärt sich daraus, dass die meisten Schüsse aus unmittelbarer Nähe abgegeben worden waren, wo die Geschosse infolge ihrer gewaltigen Geschwindigkeiten nur enge Schusskanäle zu reissen pflegen. Bei grösseren Entfernungen sollen sich grössere Schusskanäle ergeben. Hieraus geht hervor, dass die Wirkung unserer schnellfliegenden Stahlmantel-Geschosse auf kurze Entfernungen unter Umständen sehr gering ist. Diese Erkenntnis haben die Eingeborenen praktisch verwertet. Sie nehmen die Spitze des Stahlmantels auf etwa 1 cm ab und legen hierdurch das weiche Blei frei. Letzteres drückt sich beim Eindringen in den Körper breit und reisst weit gefährlichere Wunden.

So liess das ungewollte Jagdabenteuer viele Gedanken und Empfindungen im Widerstreit durcheinander wogen, erhebende und niederdrückende, schöne und hässliche.

Als die Sonne auf ihrem Eilmarsch nach dem westlichen Horizont nur noch ein einstündiges Verweilen in Aussicht stellte, wurde uns bewusst, dass wir die Wasserstelle Gross-Spitzkopjes bei Tageslicht nur dann würden erreichen können, wenn wir in beschleunigter Gangart den uns noch trennenden Raum durchmessen würden. Ein Aufsuchen der Wasserstelle, die der Wegweiser in Aussicht gestellt hatte, kam nicht mehr in Frage. Jetzt musste allein Gross-Spitzkopjes Marschrichtungspunkt sein. Jetzt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

galt es, einen Wettlauf mit der Sonne zu machen. Ehe sie ihr Ziel, den Horizont erreichte, mussten wir an unserem Ziel sein. Denn nach Eintreten der Dunkelheit konnten wir nur wenig Hoffnung haben, das ersehnte Wasser aufzufinden.

Umwegsam war das Gelände. Die Karre, bespannt mit vier dem Streike nahen Maultieren, konnte sich nur langsam durch das Gestrüpp hindurcharbeiten. Das war ein aussichtsloses Unternehmen. Wir mussten uns von ihr trennen, wenn wir nicht von vornherein in dem uns aufgenötigten Wettrennen unterliegen wollten. Daher nahmen wir Abschied und vereinbarten, ein weithin leuchtendes Feuer nach Ankunft am Ziele anzuzünden, damit unser Fahrer einen sicheren Richtungspunkt habe. Dann trugen uns unsere Pferde in verstärktem Trabe von dannen.

Greifbar nahe lag das Gebirge Gross-Spitzkopjes. Man hätte einen Eid leisten mögen, dass es höchstens drei bis vier Kilometer entfernt sei. Aber in Afrika sieht das Auge falsch. Es schätzt die Entfernungen meist viel zu klein ein. In Wirklichkeit hatten wir die doppelte Entfernung zurückzulegen.

Unsere Pferde oft mahnend und strafend beschleunigten wir ihre Gangart und langten am Fusse des Gebirges gerade an, als die Sonne die oberste Peripherie ihrer Scheibe mit dem Horizont vereinigte. Wer hatte das Rennen gewonnen? Unentschieden! würde der Preisrichter gesagt haben. Aber praktisch hatten wir doch verloren. Denn am Wasser waren wir noch nicht, das war das Entscheidende. Wir begannen nun zu suchen, erst im Dämmerlicht, dann in der Finsternis. Wir ritten in die Berge hinein, tasteten nach Spuren, untersuchten Schluchten und Täler. In erfolgloser Mühe verrann eine Stunde. Missmutig kehrten wir zum Eingang der Berge zurück und zündeten ein weit in die Wildnis leuchtendes Feuer an, unseres Wagenführers gedenkend und seiner Ankunft harrend.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Durst brannte und wuchs sich zu Qualen aus. Das Auffinden des Wassers war für uns ein wichtiges Gebot. Daher nahmen wir eine Arbeitsteilung vor. Mein Begleiter erfüllte den Dienst als Heizer an unserer Feuerstelle. Ich trat einen zweiten Fussmarsch ins Gebirge an, um von neuem auf Kundschaft nach Wasser zu gehen.

Ich suchte mit aller mir zur Verfügung stehenden Tatkraft, dachte über den geologischen Aufbau nach, verfolgte Spuren von Tieren und Menschen, in der Ansicht, dass sie zum Wasser führen müssten. Ich kroch in Schluchten, zwängte mich durch Engpässe und umkreiste Berge, an ihrem Fuss das Wasser vermutend. Der Mond war noch nicht aufgegangen; es war unheimlich dunkel. Ueber die Erfolglosigkeit meines Suchens durfte ich kaum erstaunt sein.

Als ich nach zweistündigem Ausbleiben wieder an unserer Feuerstelle eintraf, hoffte ich, die Karre vorzufinden und meinen Hunger, der sich mittlerweile mit dem Durst vereinigt und mit ihm ein mir feindlich gesinntes Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hatte, ein wenig zu beschwichtigen. Beide Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die Karre war noch nicht eingetroffen, und da sie unsere Verpflegung barg, blieben wir zum Hungern verurteilt. Auch unsere Gewehre waren auf der Karre; um die Reitpferde zu entlasten, hatten wir sie nicht mitgenommen. Dieser Leichtsinn schien uns bei der Begehung unerheblich, da wir annehmen durften, dass uns die Karre mit einem Abstand von wenigen Minuten folgen würde. Nun war es anders gekommen, wir irrten in der Wildnis ohne jegliche Waffen, unsere Leichtfertigkeit bereuend. Die Lage fing an, kritisch zu werden. Ohne Wasser, Brot und Waffen waren wir hilflose Menschen.

Hochauf flammte unser Lagerfeuer, von zwei Feuermeistern geschürt. Die klare afrikanische Luft geleitete seinen Lichtschein viele Stunden weit in das Land, sofern nicht Geländebedeckungen den Weg versperrten. Die Zu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

versicht raunte uns zu, dass der Gesuchte nicht länger fernbleiben könnte. Doch er blieb versteckt in der dunklen Wildnis. Hoffnungen und Berechnungen wurden zuschanden und machten der Sorge Platz, dass sich ein Unglücksfall ereignet habe oder eine gefahrdrohende Verirrung ihr tückisches Spiel treibe.

So wurde es Mitternacht. Da beschlossen wir, die Sorge um unsere Karre einstweilen zu vertagen und uns zuerst unter Aufbietung der letzten Kräfte der Lösung der Wasserfrage zuzuwenden. Dem Feuer gaben wir noch einmal reichliche Zehrung, so dass es sich auf geraume Zeit ohne menschliche Beihilfe am Leben erhalten konnte. Dann brachen wir auf, um gemeinsam eine umfassende Absuchung des Geländes vorzunehmen. Wir durften jetzt auf besseren Erfolg hoffen, da der Mond mittlerweile seine nächtliche Wanderung angetreten hatte und von seiner vollgerundeten Scheibe ein reichliches Silberlicht über das nächtliche Dunkel ergoss.

Unsere Pferde am Zügel führend begannen wir die Berggruppe zu umkreisen, an deren Fuss unser Feuer flammte. Das Gelände war zerrissen und zerklüftet. Aber wir schritten tatkräftig vorwärts, wissend, dass es einem hohen Preis galt. Auch manchen seitlichen Abstecher machten wir und bekamen, begünstigt vom Mondlicht, einen Ueberblick über die angrenzenden Geländebildungen. Vieles sahen wir, nur kein Wasser. Nach mehr als zweistündiger Wanderung schloss sich unser Kreis, indem wir wieder an unserer Feuerstelle ankamen. Das Feuer brannte noch, unseren Tross jedoch hatte es nicht an sich zu locken verstanden.

Erschöpft vom Dursten, Hungern und Marschieren sanken wir am Feuer nieder, ratlos, was geschehen solle. Unsere geographische Karte, die gerade diese Gegend in allen Einzelheiten wiedergab, hatten wir schon so oft befragt. Sie hatte uns immer wieder geantwortet, dass wir dicht am Wasser sein müssten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Noch einmal zogen wir sie zu Rate und verglichen im Feuerschein die auf ihr angegebenen Berggruppierungen mit den von uns zuvor im Mondschein durchwanderten. Wir erwogen und zogen Schlüsse. Die Ueberzeugung, an richtiger Stelle gesucht zu haben, wollte nicht weichen.

Da plötzlich wies uns eine neue Gedankenverbindung neue Wege und die neugeborene Vermutung erstarkte zur Ueberzeugung, die frühere verwerfend. Die Berggruppe, an der wir lagen, schien uns nicht mehr die gesuchte, sondern erst der gesuchten vorgelagert. Von der letzteren schien uns noch eine kleine ebene Fläche zu trennen. Die Wasserstelle musste, die Richtigkeit der neuen Auffassung vorausgesetzt, etwa 4 km entfernt sein.

Je mehr wir nachdachten, um so grösser wurde unsere Zuversicht, des Rätsels Lösung nahe zu sein. Mit verjüngter Hoffnung setzten wir uns in den Sattel und trieben unsere Pferde zum Trab an. Sie gehorchten gern unserem Willen, gleichsam, als ob sie merkten, dass wir voll guter Hoffnung waren, endlich dem glückverheissenden Ziele zuzueilen.

Ein flotter Trab trug uns vorwärts. Je weiter wir ritten, um so mehr deutete das Gelände darauf, dass wir nicht unserer Phantasie die Zügel hatten schiessen lassen, um uns an neue Hoffnungen zu klammern. Sie waren einer klar und kühl wägenden Berechnung entsprossen. Die Mutter der Hoffnung war nicht eine heisse Sehnsucht gewesen.

Als wir etwa eine halbe Stunde geritten waren, musterten wir scharf das Gelände, um die Ruinen der alten Ansiedelung zu erspähen. Wir mussten in der Nähe sein. Das war der Schlüsse letzter Schluss.

Richtig, da winkte hellschimmernd im Mondeslicht ein stattliches Haus, eine langgestreckte Mauer und kleinere Baulichkeiten. Im Umkreis vieler Meilen hatte sich, wie wir wussten, in dieser Gegend bisher nur eine einzige Ansiedelung befunden, Gross-Spitzkopjes. Dort

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

waren wir angelangt. Das war über allen Zweifel erhaben. In unmittelbarer Nähe der Ansiedelung sollte die Wasserstelle sein. Jetzt winkte die Erlösung, das Ende der Wassernot. Also endlich! Schon empfand der Gaumen ein gesteigertes Verlangen, den Kitzel des Vorgeschmacks. Liebäugelnd schauten wir nach dem verheissungsvollen Haus, als sei es das Haus der Liebsten, dem uns die Tücke des Schicksals eine Ewigkeit fern gehalten.

Nach kurzem Suchen entdeckten wir dicht am Hauptgebäude zwei Brunnen. Das Herz pochte erwartungsvoll. Wir setzten das Pumpwerk in Bewegung, mein Begleiter das eine, ich das andere. In kreischendem Gleichtakt hob und senkte sich der verrostete Saugkolben. „Haben Sie Wasser?“ ‚Nein!“ „Haben Sie Wasser?“ „Nein!“ Das war das bange, ahnungsvolle Wechselgespräch, das wir führten. In der Tat, beide Brunnen waren ausgetrocknet. Eingehende Untersuchungen erbrachten die unerschütterlichen, erschütternden Beweise.

Was nun? Die Gespenster des Verdurstens schienen uns zu umschweben. — Indessen, sollten die beiden Brunnen wirklich die eigentliche Wasserstelle bedeuten? Das schien uns unwahrscheinlich. Gross-Spitzkopjes stand in dem Ruf, eine grosse natürliche Wasserstelle zu haben. Hier waren früher grosse Viehherden gewesen. Vermutlich hatten diese an einer grossen offenen Tränke ihren Durst gelöscht. Wir mussten Umschau halten. Noch hatten wir kein Recht, mutlos zu sein.

Zu einer Wasserstelle führen in der Regel stark durch Menschen und Tiere betretene Wege. Das ist ein Merkzeichen der Wasserstellen. An einem Wege musste sie liegen, ergab sich hieraus. Von der Farm führten, abgesehen von dem Wege, auf welchem wir gekommen waren, zwei Wege ab. Sie zu erkunden, musste also unsere Aufgabe sein.

Mein Begleiter entschied sich, den nach dem Revier herunterführenden Weg zu erkunden; mir verblieb der am

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gebirge entlang führende, den ich im Gegensatz zu meinem Begleiter für den verheissungsvolleren hielt. Ein baldiges Stelldichein an der Farm vereinbarend, trennten wir uns.

Der Tierfreund regte sich in mir. Trotzdem mich meine eigenen Füsse kaum noch tragen konnten, blieb ich dem Rücken meines erschöpften Pferdes fern. Wir schritten beide nebeneinander her, gute Freunde, Freud und Leid redlich teilend. Wird jetzt wieder der Hoffnung die erbarmungslose Enttäuschung folgen?

So dachte ich gerade wieder, als ich am Fusse einer steilen Felsbank ein grosses Wasserbecken, hellstrahlend in des Mondes Silberschein, erblickte. Handelt es sich um eine Vision? Wie der Leu auf seine Beute springt, so eilte ich vorwärts, um die Erscheinung festzuhalten. Die Hand tastete. Das Gefühl des Flüssigen, Feuchten und Kalten war unverkennbar, ich hatte Wasser! O dieser Durst! Wie gleichgültig stimmte er mich dagegen, ob das Wasser von giftigen Bakterien und eklen Substanzen wimmelte. Darüber dachte ich nicht nach. Ich hatte Wasser, das bestätigte der Gaumen. Mit Hochgenuss führte ich Becher nach Becher zum Munde, das Glück des Trinkens zügellos auskostend.

Doch nun mein Pferd! Das dumme Tier witterte etwas, zitterte am ganzen Körper, wagte aber nicht, auf den Fels heraufzutreten, der ihm den Zugang zum Wasserbecken schaffte. Als ich ihm das Maul mit Wasser netzte, fing es noch mehr an zu zittern, ohne sich zu entschliessen, näher zu treten. Das tief liegende Becken flösste ihm Furcht ein. Etwas derartiges hatte es noch nicht gesehen, vermutlich zum ersten Mal im Inneren von Afrika weilend und nur gewohnt, aus dem Eimer getränkt zu werden. Da half weder freundlicher Zuspruch, noch rohe Gewalt. Erst als ich an anderer Stelle einen seichten Auslauf des Beckens gefunden hatte, erfasste mein törichter Vierfüssler die Lage und schlürfte mit Begier das lang entbehrte Lebenselexier. Nun war er von dem Wasser noch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schwerer fortzubekommen, wie er vorher hingezerrt werden musste. Seinen Gurt aber, den ich während der beiden letzten Tage in gleichen Zeitabständen immer enger und enger hatte schnallen müssen, musste ich nun wieder auf sein altes Mass erweitern.

Im Herzen ebenso erleichtert, wie im Magen beschwert, kehrten wir beide zum Farmhaus zurück. Mein Begleiter war noch nicht zum Stelldichein erschienen. Ich musste zunächst mit der Gesellschaft meines Pferdes vorlieb nehmen.

Da hielt ich Umschau und besichtigte die einzelnen Baulichkeiten und Liegenschaften. Am meisten interessierte mich das Wohnhaus. Die Neugierde lockte mich in das Innere, und mühsam tastete ich mich in den geisterhaften Räumen umher. Konnten hier nicht vielleicht bösartige Tiere oder feindselige Menschen sein? Hier lauerte vielleicht der Tod? Aber gerade eine solche Stätte interessierte mich. Die Stimmung der Gleichgültigkeit gegen das sonst so geliebte Ich hatte die Vorhand. Solche Stimmungen erfassen den Menschen, wenn seine Empfindungen wild durcheinander wogen, wenn ihm die Natur mit ihrer ganzen Erhabenheit oder Erbarmungslosigkeit die Seele erfüllt, oder ihm deutlich vor Augen steht, wie dünn gesponnen der Lebensfaden ist, und wie zahllose Zufälligkeiten dauernd drohen, das zarte und doch so wertlose Gespinst zu zerreissen. Dann wird die Gefahr ihrer Schrecken entkleidet. Der Leichtsinn tritt in den Spielplan und reisst den Menschen mit sich fort.

Als ich wieder aus dem Haus heraustrat, setzte unvermittelt in den gähnenden, von Titanenhand hochaufgetürmten Felsschluchten ein gewaltig schallendes Geheul von Leoparden ein. Es klang wie Ruf und Antwort, wie Klage und Lockung. Erschütternd dröhnten die wilden Rufe durch die schlafumfangene Mondscheinnacht, sich an den Felsen brechend und von einem vielseitigen Echo aus den Schluchten beantwortet. „Wie winzig und ohnmächtig

bin ich, wie gewaltig und allmächtig du, erhabene Natur!“ Voll Andacht stand ich inmitten des gewaltigen Naturschauspiels einsam da, mit Auge und Ohr das Ergreifende der gefesselten Seele übermittelnd. Nach wenigen Minuten verstummte das Geheul dann wieder, einem traumverlorenen Schweigen Raum gewährend, und wie eine Märchenlandschaft fesselte die vom Mondschein magisch beleuchtete, wild aufgebaute und doch friedlich daliegende Wildnis noch lange das unersättliche Auge, mit ergreifender Sprache das bewusste Denken und das unbewusste Empfinden in Fesseln schlagend.

Wo bleibt mein Begleiter? rief endlich die Stimme banger Erwartung. Sollte er sich verirrt haben, sollte ihm ein Unglücksfall zugestossen sein? Erst nach einstündigem, von bösen Ahnungen unterbrochenem Warten wurde mir Antwort. Ferner Hufschlag klang an mein Ohr. Noch verhielt ich mich abwartend und zweifelnd, ohne zu entscheiden, worum es sich handle. Die Tücke des Schicksals hatte sich schon zu viel an unsere Spuren geheftet. Bald häuften sich die Beweise, die den bösen Ahnungen die Rechtfertigung nahmen. Der gleiche Takt des Hufschlages wurde immer genauer, und die Umrisse einer Reitergestalt immer deutlicher. — Er war es, und ich dankte dem Schicksal, dass es mir wenigstens diesen einen wiedergegeben hatte.

Nach freudiger Begrüssung richtete ich an den Ankömmling, absichtlich Erregung zur Schau kehrend, die Frage, ob er Wasser gefunden habe. Hieraus schloss er, wie ich beabsichtigt hatte, sofort, dass ich kein Wasser gefunden habe, und seine eigene verneinende Antwort klang so niedergeschlagen, als ob das menschliche Leben für ihn einen Abschluss gefunden habe. Aber unnötig lange quälte ich ihn nicht; ich überraschte ihn mit der Auskunft, dass die Wasserstelle wenige Minuten von uns entfernt an dem Abhange der Berge liege. Das wirkte wie Zauber auf ihn. Verklärt wie ein dem Tode Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

weihter, dem das Leben wiedergegeben wird, oder wie ein Notleidender, dem ein Wohltäter der Menschheit eine Lebensrente in Aussicht stellt, schaute er mich an, während einen Augenblick vorher sein Antlitz von Mutlosigkeit und Hoffnungslosigkeit verzerrt war und das Mitleid herausforderte.

Als mein Begleiter mit seinem Pferde, beide mit erheblich erweitertem Leibesumfang, der den Rauminhalt der genossenen Wassermassen deutlich verriet, zurückgekehrt war, legten wir uns in einem der zahlreichen Wohnräume zur Ruhe nieder. Bereits nach zwei Stunden ging die Sonne auf und mahnte zu neuem Tagewerk, ein weiteres Ruhen verbietend. Die Verantwortlichkeit für unseren Wagenführer lastete auf unserer Seele. Der Hunger wühlte uns in den Eingeweiden, und die waffenlosen Hände fühlten ihre Ohnmacht. Das alles zeichnete unser neues ernstes Tagewerk vor und forderte von uns die Aufbietung aller Kräfte. Ein weiteres Säumen konnte weiteren Schaden bringen.

Wir vereinbarten getrennte Patrouillenritte mit genau festgesetztem Treffpunkt. So schien uns die Anwartschaft auf schnellen Erfolg am sichersten. Dann pürschten wir, jeder auf seiner Route, das Gelände ab. Meinem Begleiter wandte das Glück seine Gunst zu. Am vereinbarten Treffpunkt fand ich ihn und den Wagenführer, gemeinsam meiner harrend, vor. Erfreut begrüssten wir uns, den versöhnenden Ausgleich, den uns jetzt das Schicksal gewährte, durch Frohsinn verbuchend.

Ich erfuhr nun, dass unser Wagenführer infolge schlechter Wegeverhältnisse weite Umwege gemacht hatte. Während der Nachtzeit staffelten sich zwischen ihm und uns grosse Berge und störten die optische Verbindung, der unser Feuer dienen sollte. Als der Morgen erwachte, gab ihm die Landschaft, in die er zur Nachtzeit hineingeraten war, unlösbare Rätsel auf. Nach welcher Richtung er weiter trecken sollte, blieb ihm ein ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schleiertes Geheimnis und, vom Durste gepeinigt, begann er, in einem Revier nach Wasser zu graben. Dort spürte ihn mein Begleiter auf, den Gram wegen der Erfolglosigkeit seines Wassersuchens durch Ueberreichung einer gefüllten Feldflasche verscheuchend.

Die Anstrengungen und Entbehrungen hatten hiermit ein Ende und verklärten sich in der Erinnerung. Aber, indem sie uns einen kleinen Massstab lieferten, ermahnten sie uns, die Achtung vor allen den braven Soldaten zu erneuern, die die Feldzugsleiden in der herbsten Form hatten ertragen müssen. Addierten wir zu den feindlichen Mächten, denen wir gegenüber gestanden hatten, den leiblichen Menschenfeind, dann hatten wir die grosse Summe von Leiden, die hier das menschliche Los oft verdüstert haben. Die Achtung vor den echten Helden darf daher niemals erblassen, wenn auch manch anderer ohne Verdienst um sie buhlt und seine angeblichen Kriegserlebnisse und Kriegsleistungen einem Märchenbuch entlehnt sind.

In dem Bewusstsein, einige Tage in Afrika gewesen zu sein, kehrten wir nach Swakopmund zurück." — — —

In tiefem, sanftem Schlummer liegen wir auf unserer Holzpritsche, die vermittelst von Steppengras und Decken so weich gepolstert ist, dass man sich dreist des Wortes Bett bedienen darf. Da reisst uns der Weisse Johannes, der ihm am vorhergehenden Tage erteilten Weisung entsprechend, mit dem Anruf „es ist 4 Uhr morgens" aus des Schlafes Armen. Unwillig, aber doch hurtig, erheben wir uns, um planmässig um 4 Uhr 30 Min. zum Abritt von Ghaub fertig zu sein.

Die Plaudereien des vorhergehenden Abends haben uns länger dem Nachtlager fern gehalten, als unser beabsichtigtes Frühaufstehen gut heissen konnte. Daher haben wir beim Aufstehen das Gefühl, dass die gerechtfertigten Ansprüche des Schlafes noch nicht gedeckt sind. Wir müssen den stärksten Willen mobil machen, damit nicht die Versuchung, den Abmarsch noch ein wenig zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stunden, über uns Herr wird. Das ist nur ein kurzes Uebergangsstadium. Die Schatten der Nacht weichen schnell von uns. Bald scheint uns das Reiten verlockender als das Schlafen.

Das ist besonders der Fall, nachdem wir noch eine kleine, aber sehr begehrenswerte Morgenmahlzeit zu uns genommen haben, die der Farmer für uns in Bereitschaft gestellt hat: frische Milch, Butter, Eier, Brot, alles Produkte seiner Farmwirtschaft, munden uns vortrefflich. Nur eins stört uns. Auch dies wie die ganze bisherige gastliche Bewirtung soll durch keinerlei Entgelt beglichen werden. Das ist trotz unserer Auflehnung das Ergebnis einer Auseinandersetzung, die wir mit unsern Gastgebern am Abend vorher beim Abschiednehmen gehabt haben. Solche Gastfreundschaft ist zwar rührend. Aber, wenn der Gast weiss, dass die Gaben nicht eine Abgabe des Ueberflusses sind, und wenn er nach menschlichem Ermessen niemals damit rechnen kann, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, dann muss die klingende Münze in ihre Rechte treten. Das ist auch unsere Voraussetzung gewesen. Daher haben wir stets ohne Scheu zugegriffen und selbst Wünsche für den Speisezettel zu äussern uns unterfangen.

So kommen wir uns vor wie Parasiten, die sich ohne Heimatsrecht eingenistet und das Beste an sich gerissen haben. Nehmen, ohne zu geben, ist nicht für jedermann eine ungemischte Freude. Das empfinden wir bei dieser Morgenmahlzeit, die wir nun bewusst zu uns nehmen als ein Geschenk ehrbarer, arbeitsamer Leute, die sich ihr täglich Brot im Schweisse ihres Angesichts verdienen und dabei der Gastfreundschaft grosse Opfer freudig darbringen. Im Gefühle, tief verschuldet zu sein und den Schuldschein niemals einlösen zu können, verlassen wir die gastliche Schwelle.

Wir schlagen die Pad nach Grotfontein ein. Der neue Tag ist noch nicht entstanden. Ein erstes Ahnen nur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schleicht durch die Natur, ein leises Dämmern. Der Himmel stellt sich nicht mehr wie ein finsteres schwarzes Gebilde dar, durch das, glitzernden Diamanten gleich, das Heer der Sterne herabschaut. Dunkelviolette Farben strahlt er von Osten her aus, die danach streben, sich schnell in rote und gelbe Schattierungen zu verklären. Nur wenigen lichtgesegneten Gestirnen gelingt es noch, sich dem Auge der Menschen bemerkbar zu machen und anzudeuten, dass dort oben eine grosse Armee von Sternen in regelloser unendlicher Kolonne einherzieht, unter denen der Planet Erde nichts als eine bescheidene Nummer einer unendlichen Zahl ist. Fern nach Osten zu verstärken sich die Farben des Himmels konzentrisch nach einem Punkt hin eilend, der tief unter dem Horizont vermutet werden muss. So scheint es; und doch, dorthin eilen sie nicht. Von dort kommen sie, und sie kommen immer lichtüppiger, hurtig am Himmelsbogen vordringend. Sie kommen als Boten der grossen Himmelskönigin, und je näher sie ihr sind, um so üppiger ist ihr Farbengewand. So schreibt es das Zeremoniell im Hofstaat der Königin vor. Schliesslich erscheint sie selbst, die Mutter und Herrscherin unseres Sonnensystems, das wir vergeblich mit Raum und Zeit zu messen versuchen, während es im grossen Universum nicht mehr ist, wie ein kleiner Weiler in einem mächtigen Reiche, entstehend und vergehend wie die Menschen auf Erden entstehen und vergehen. Woher? Wohin? Wozu? Des Rätsels Last wird nie gemildert werden.

„Und die Sonne Homers, siehe sie lächelt auch uns!“ Da flutet das purpurgoldene Licht der Neugeborenen über die Erde dahin, sie aus dem Schlafe küssend und liebend anschauend, wie eine Mutter ihr Kind anschaut. In jungfräulicher Reinheit und Schönheit liegt die Erde da, als wisse sie, ahnungslos wie ein unschuldiges Kind, nichts von all dem Weh' und all dem Ach, das auf ihr sich täglich abspielt, als gäbe es für sie nichts Böses, nichts Hässliches, wenn die liebende Mutter bei ihr weilt. Zur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Freude geboren, an Hoffnungen reich, wer kann an ihrem Glück noch zweifeln?

Befreit hebt sich die Brust, und das Auge schaut aus, welch Antlitz die Erde hat: Freundlich ist es und lieblich. Thüringen scheint hier zu sein. Nur die chemische Reinheit und Energie der Farben erreichen in der deutschen Heimat nicht dieselbe Vollendung und Stärke. Aber Täler und Berge, grüne Steppen und dichter Busch, der selbst bis zu den Bergesgipfeln empor klettert, bringen erstaunliche Uebereinstimmungen, die das Auge fesseln und der Andacht und Freude ein Verweilen gewähren.

Durch gewundene Täler reiten wir dahin. Da bis Grotfontein nur 40 km zurückzulegen sind, nehmen wir uns vor, ohne Pause zu reiten, um am frühen Vormittag unser Ziel zu erreichen. Das müssen wir ins Auge fassen, um der heissen Sonne zu entgehen und uns und unseren Tieren grosse Anstrengungen zu ersparen. Denn spätestens um 10 Uhr vormittags pflegt in dieser Jahreszeit die Wärmeerzeugung der Sonne bereits so beträchtlich zu sein, dass der Ausdruck tropische Hitze in seine Rechte tritt. Dann kann weder Mensch noch Tier ungestraft weite Strecken durch das Land ziehen.

Der Ruhetag in Ghaub, die Hege und Pflege, die uns zu Teil geworden ist, haben das Reservoir unserer Kräfte wieder bis zum Rande gefüllt. Auch unsere Pferde verraten einen gewissen Ueberschuss an Kräften. Sie bedürfen nicht der bittenden, mahnenden oder strafenden Hilfe ihrer Reiter, um mit beflügeltem Schritte vorwärts zu eilen. In schnellen Gangarten geht es hindurch durch die lieblichen Gebirge, die man mit Recht ein afrikanisches Thüringen nennen mag. Nur die Fruchtbarkeit des Landes kann das Auge, das kolonialwirtschaftliche Werte sucht, nicht ganz befriedigen. Der Wassermangel sticht überall in die Augen. Die Segnungen der Regenzeit, die gerade erst im Anmarsch ist, fehlen noch. Die Steppe ist noch tot. Da stehen zwar noch die Gräser der verjährten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Regenzeit, hoch aufgeschossen, von Sonnenglut gedörrt und wie Stroh geblichen, meist dürr gesät, bisweilen auch wie Kornfelder dicht gebuscht. Aber keine bunte Blume, kein grünes Blatt gibt es unter den erstorbenen Kindern Floras. Mühsam fristen die Bäume ihr Dasein. Es will scheinen, als ob sie stets grosse Not haben, sich von Regenzeit zu Regenzeit, die immer nur wenige Monate dauert, um dann wieder der absoluten Dürre Platz zu machen, am Leben zu erhalten. Nur klein oder mittelgross sind sie, sodass sie auch in grösserem Verein bei einander keinen stattlichen Wald abgeben und man den landesüblichen Ausdruck Busch als bezeichnend betrachten muss. Auch die Fauna will erst gesucht werden, da sie nur durch geringe Abordnungen vertreten ist. Vergeblich schaut das Auge nach spielenden Schmetterlingen aus, die sich in den Lüften wiegen oder den Kelchen bunter Blumen ihre Aufwartung machen. Vergeblich wartet das Ohr auf den Gesang von Vögeln, der die lieblichen Gefilde mit Harmonien der Töne erfüllen soll. Bisweilen nur flüchten einige Perlhühner, Sandhühner oder Schakale in den Busch oder suchen einige Antilopen oder Springböcke das Weite, wenn sie sich durch die Ankömmlinge in ihrer Einsamkeit gestört und in ihrem Leben gefährdet glauben.

Wenig tierisches Leben gibt es. Das Land bietet zu wenig Lebensmöglichkeiten, da während des grössten Teils des Jahres die Regenwolken des Himmels ihm ferne bleiben, und die senkrecht strahlende Sonne ihm gierig alle Feuchtigkeit entreisst, die sich nicht in unterirdische Brunnen und Gänge verflüchtet. Dass der Erdboden an sich ein fruchtbarer Schoss ist, der viel Nährstoffe für die Kinder Floras enthält, das beweisen die vielen vertrockneten Gräser, die in der Regenzeit entstanden sind und nun gewissermassen als Konserven dem Wild die Aesung liefern. Daraus geht auch hervor, das es hier noch viel ungenutzte Räume für Viehzucht gibt, dass für Tausende

von Grossvieh und Kleinvieh gefüllte Krippen zu finden sind, sobald das Land durch Erschliessung von künstlichen Brunnen, durch Anlegung von Staudämmen und anderen technischen Anlagen, die das reichliche Wasser der Regenzeit wirtschaftlich nutzbar machen, der Kultur gewonnen werden wird. Einstweilen liegt es noch da, unberührt, wie es die Natur geschaffen hat, unberührt von der Kultur, die Menschenhand zu bringen vermag.

Je weiter wir reiten, um so mehr bekommt das Land das Angesicht einer Ebene. Weite Steppen dehnen sich aus, meist mit üppigem Dörrgras bewachsen. Viele Wildspuren beweisen, dass in den Savannen das Wild reichlicher vorhanden ist, als die vereinzelten Begegnungen mit den Urhebern der Spuren zu vermuten Anlass geben. Die Sonne aber steigt immer höher und gibt durch die Kraft ihrer Strahlen zu verstehen, welche schier endlosen Wärmequellen sie darstellt, und wie reichlich sie einzuheizen versteht.

Schon fangen wir an, die Fülle des Sonnenlichts hinwegzuwünschen, da sehen wir vor uns die weissen Giebel der Ansiedlung Grotfontein auftauchen. Die Uhr kündet den Beginn der zehnten Stunde. Wir dürfen, wenn wir uns ein Kompliment machen wollen, feststellen, dass wir flotte Reiter gewesen sind.

Grotfontein ist eine alte Burenansiedlung. „Die grosse Quelle" bedeutet sein Name. Aus Kalkfelsen ergiessen sich reichliche Wasser, kristallklar, die zum Tränken der Viehherden, zu gärtnerischen Anlagen, zu Schwimmbassins und dergleichen eine ausgiebige Verwertung finden. Da sieht man Gemüsegärten, Weinberge, Baumschulen. Besonders die Baumschulen, Schöpfungen des Bezirksamts, Heimstätten für Versuchsbäumchen und Baumzöglinge aus allen Ländern der Erde, erregen das Interesse des Ankömmlings. Grotfontein macht einen vielversprechenden Eindruck. Hier scheint Raum zu sein, um vielen Hunderten ein auskömmliches Dasein zu ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

währen. Auch die nähere Umgebung ist wirtschaftlich gut entwickelt. Viel Farmen sind in blühendem Betrieb. Grund und Boden wird gut bezahlt. Die Nachfrage nach Farmen deckt annähernd das Angebot.

Im Osten, für den guten Reiter nur einige Stunden entfernt, steht als eine vorgeschobene Insel der grossen Palmregionen des Ambolandes ein lichter Hain von Hyphaene-Palmen, der eine ganze Tagesreise lang und annähernd halb so breit ist. Hier ist nicht nur geographisch, sondern auch botanisch das Reich der Tropen. —

Als wir am nächsten Morgen unseren Ritt fortgesetzt haben, um über die Wasserstelle Nosib nach der berühmten Kupfererzmine Tsumeb zu reiten, kehren wir auf einer der Farmen ein, die als Vorwerk von Grotfontein zu gelten haben. Karlsruhe ist ihr Name. Hier wohnt eine Farmerfamilie, die sich schon lange in Transvaal auf der Jagd nach dem Glück aufgehalten hat und sich hier endgültig einen Herrensitz begründen will. Ehemann, Ehefrau, zwei Söhne und eine Tochter sind damit beschäftigt, den Plan zu verwirklichen. Das Wohnhaus ist noch ein provisorisches. Es enthält nur wenige Räume ohne jeglichen Komfort. Aber der Plan für einen stattlichen Neubau — es besteht Aussicht, dass es sich nicht um ein Luftschloss handeln wird — liegt schon fertig da. Sehr gut scheint bereits die eigentliche Farm entwickelt zu sein. Das ist darauf zurückzuführen, dass sie reich mit Wasser gesegnet ist. Eine Quelle, mit Namen Olifansfontein, spendet Wasser weit über den Bedarf. Denselben Namen hat eigentlich auch die Farm. Aber der Besitzer gibt mit Stolz an, ein guter Deutscher geblieben zu sein, trotzdem er mehrere Jahrzehnte im englischen Südafrika zugebracht habe. Daher hat er unter Verwertung seines eigenen Vornamens die Farm Karlsruhe genannt. Ruhe hofft er hier zu finden und seinen Lebensabend in Glück zu beschliessen.

Die Farmerfamilie empfängt uns sehr herzlich und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

will von der afrikanischen Gastfreundschaft einen ausgiebigeren Gebrauch machen, als wir in unserem Programm vorgesehen haben. Wir werden genötigt abzusteigen, abzusatteln, uns an Kaffee und Kuchen zu sättigen und die Lebensgeschichte dieser anscheinend sehr strebsamen und arbeitsfreudigen Menschen kennen zu lernen. Wir müssen einen Rundgang machen, die Rieselanlagen besichtigen, die üppigen Kartoffel- und Maisfelder und die hoffnungsvollen Obstbäume. Mit Stolz wird uns gezeigt, dass das gesamte Farmgelände mit einem Gitter eingezäunt ist, sodass das Vieh sich nicht verirren kann. Wir haben keinen Anlass zu bezweifeln, dass diese Einfriedigung, die in einem eintägigen anstrengenden Fussmarsch nicht abzupatrouillieren ist, allein ein nicht unbeträchtliches Kapital verzehrt hat. Auch die Quelle Olifansfontein, die uns als Elefantenquelle verdolmetscht wird, wird bei dem Rundgang nicht vergessen. Früher sollen hier zahlreiche Elefanten gehaust haben, die aus der Quelle ihre flüssige Nahrung entnahmen; jetzt seien sie infolge rücksichtsloser Verfolgung durch gewinnsüchtige Jäger verdrängt worden, sodass man erst einige Tagemärsche weiter nördlich den grossen Dickhäutern begegnen kann.

Mit Freude und Interesse nehmen wir alles in Augenschein. Hier auf dem freien und hoffnungsvollen Boden scheint es wirklich der Mühe wert, ein Mensch zu sein. Hier lässt sich etwas schaffen, wenn sich fleissige Hände regen und einiges Bargeld nicht gescheut wird. Das Gelände ist im wesentlichen eben. Nur an einer Stelle erheben sich, gewissermassen als weithin sichtbares Wahrzeichen, einige Berge. Der Boden ist bedeckt mit hoch gewachsenem Gras und gut entwickeltem Buschwald. Da können aus geordneter Farmwirtschaft gute Erträge erwartet werden. Alles, einzeln und im ganzen, macht einen einladenden Eindruck. Kurzum, wir haben volles Verständnis für das Glück des Besitzes, für die Wertschätzung der Freiheit auf eigener Scholle, für die sonnige

Hoffnung auf eine schöne Zukunft, die in den Ausführungen dieser Kulturpioniere in steter Wiederholung sichtbar werden.

Wieder tragen uns unsere Pferde auf einsamer, weltverlassener Pad dahin. Da wir auf der Farm Karlsruhe fast zwei Stunden geweilt haben, und die Sonne diese Zeit benutzt hat, um am Himmelsbogen ein beträchtliches Stück emporzuklimmen, und wir ihre senkrecht fallenden Strahlen fürchten müssen, beeilen wir uns, vorwärts zu kommen. Die Wasserstelle Nosib wollen wir spätestens gegen Mittag erreichen, um Wasser zu schöpfen, auszuruhen und die Nacht unter des Himmels luftigem Zelt zu verbringen. Da von Grotfontein bis Nosib nur etwa 45 km Entfernung gemessen werden, haben wir eine Tagesleistung auf uns zu nehmen, die ohne Anstrengung zu bewältigen ist, wenn nicht gerade ein Teil des Rittes in die Mittagsstunden verlegt wird. Dem aber können wir nicht mehr entgehen. Infolge unseres langen Aufenthalts in Karlsruhe und infolge langsamen Reitens, das durch schlechte Wegeverhältnisse bedingt wird, sind unsere Marschleistungen sehr geringe. Es ist bereits Mittag, als wir nach Aussage des ortskundigen Schwarzen Johannes noch mindestens eine Reitstunde vor uns haben.

Die letzte Reitstunde gibt uns erneut die tropische Sonne in ihrer ganzen Unbarmherzigkeit zu kosten. Sie steht im Zenit, sodass Menschen und Tiere so gut wie keinen Schatten werfen. Die Pferde sind sehr missmutig. Wir müssen Verluste befürchten, wenn wir sie weiter mit roher Gewalt vorwärts treiben. Daher sitzen wir oftmals ab und führen sie am Zügel. Der Araber sagt von seinem Pferde: „Nenne es nicht meinen Freund, sondern nenne es meinen Bruder.“ Des Wortes erinnern wir uns und bemühen uns, den Tieren ihr Schicksal nach Möglichkeit zu erleichtern. Wir selbst finden eine gewisse Entschädigung in der Lieblichkeit der uns umgebenden Natur. Wir ziehen in einer lang gestreckten, einige Kilometer breiten

Ebene dahin. Ihre beiden Ränder werden besäumt von zwei Kettengebirgen, die aus einzelnen Bergen mittlerer Höhe gebildet werden. Da schlängeln sich von der Ebene aus anmutige Täler in die Gebirge hinein, da stürzen gewaltige Hänge talwärts. Ueberall zeigt sich der Buschwald lebensfähig und eroberungssüchtig. Sogar auf den Kuppen der Berge, an den Rändern der steilen Abfälle hat er seine festen Sitze errungen.

Die Ebene selbst ist von üppigem, hoch aufgeschossenem Dörrgras bewachsen und strahlt das reichliche Sonnenlicht aus der Ferne in vielen bunten Farben wieder, den Wahn erweckend, es handle sich um eine grüne, blütenduftende Aue, die vom Frühlingsregen befruchtet worden ist. In der Nähe lösen sich die Farben immer wieder in ein einförmiges Graugelb auf und geben kund, dass die Natur noch schlummert, dass sich die Segnungen der Regenzeit noch nicht über die Gefilde ergossen haben. Aber die dürre Steppe mit den üppigen vertrockneten Grasgewächsen lässt ahnen, welch Antlitz die Gefilde haben, wenn sie grünen und blühen. Dann wird sich die Natur in grösster Anmut enthüllen und Reize offenbaren, die das augenblickliche Bild, dies Bild einer deutschen Herbstlandschaft in der Tropensonne, noch bedeutend verklären.

Heiss flimmern die Lüfte, kein Windhauch regt seine Flügel. Die schwere Luftsäule liegt wie brütend auf der Erde. Durch sie kämpfen wir uns hindurch. Hierbei hänseln uns oft eigenartige Luftspiegelungen, die vor unseren Augen auftauchen, die uns Hoffnungen erwecken und zu Schanden machen. Bisweilen glauben wir in der Ferne offenes Wasser und rund herum dunkles Gras und grüne Bäume zu schauen, die erhoffte Wasserstelle Nosib. Kommen wir näher, dann lösen sich die Bilder wieder in das Einerlei der dürren Steppe auf. Das ist das listige Spiel der Fata Morgana, die dem Afrikaner bekannt ist,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die trotzdem in seinem Herzen oft Hoffnung und Enttäuschung in jähem Wechsel folgen lässt.

Gegen 1 Uhr mittags kommen wir tatsächlich in ein Gefilde, das uns die Luftspiegelungen so oft vorher in ähnlichem, trügerischem Bilde vorgespiegelt haben. Dort ist wirklich üppiges, grünes Gras, feuchter Erdboden und kräftige Bäume, verratend, dass es ihnen nicht an Trank und Speise fehlt. Bald finden wir eine kräftige Quelle, die aus Kalkgestein hervorfliesst und in tief gegrabenem Bett dahinrieselt. Hier ist die Wasserstelle Nosib. Das braucht uns nicht eine Anfrage bei unserer geographischen Karte oder bei dem Schwarzen Johannes zu bestätigen. Das Ziel des Tages ist erreicht. Jetzt gilt es absatteln, Feuer anzünden und ein Mittagsmahl bereiten. Das geht mit grosser Beschleunigung vor sich. Nach kaum einer Stunde können wir unser kleines Schanzzeug, womit der Afrikaner sein Essbesteck bezeichnet, herausziehen und uns mit gekochtem Reis und einigen anderen bescheidenen Beigaben Stärkung zuführen, während unsere Pferde auf der üppigen Weide ein fertiges Mittagsmahl vorgefunden und so in der Fürsorge für ihren Magen einen grossen Vorsprung vor uns gewonnen haben.

Doch da haben wir noch einen kleinen Nachtrag zu machen. Als wir an die Wasserstelle herangekommen waren, fanden wir eine nach hunderten zählende Herde von Pavianen vor, die von den benachbarten Höhen herabgestiegen waren, um ihren Durst zu löschen. Als sie uns gewahr geworden waren, kam grosse Unruhe in sie hinein. Sie stiessen Laute aus, die ein Mittelding zwischen Schreien und Bellen waren. Unser Kommen schien ihnen unwillkommen zu sein, und nur ungern entschlossen sie sich zur Flucht, als sie uns in schneller Gangart und zur Schau getragener Ueberlegenheit herankommen sahen. Die Flucht dieser Ahnen des Menschengeschlechts, die als solche nach Haeckels Ansicht „nur von denjenigen Gelehrten nicht anerkannt werden, die sich am wenigsten von

ihnen entfernt haben", tat uns leid. Wir hätten gern ihr Tun und Treiben ein wenig länger beobachtet oder einen kleinen Kampf um die Wasserstelle mit ihnen bestanden. Denn es ist verbürgt, dass die Paviane bisweilen Eingeborene angreifen, indem sie mit Steinen werfen, um sich eine Wasserstelle zugänglich zu machen oder eine solche zu halten.

Warum ist in dieser Gegend noch keine Farmwirtschaft? So mussten wir uns fragen, wenn wir in die gewaltigen Weidegefilde hineinschauten. Ob es daran lag, dass die Gegend bisher so wenig erschlossen war, da die Otavibahn erst vor wenigen Wochen ihren länderverknüpfenden Schienenstrang bis zu ihrem beabsichtigten nördlichen Endpunkt, Tsumeb, vorgetrieben hatte, oder ob eine spekulierende Landgesellschaft ihren Grundbesitz absichtlich noch nicht feilgeboten hatte, weil die Konjunkturen noch nicht günstig genug erschienen, das berührte uns weniger, als die Feststellung, dass zweifellos hier gewaltige Weidegebiete brach lagen wie ein Geldkapital, das nicht arbeitet. Der Viehzucht eröffneten sich hier ausgedehnte Räume, und das Auge, das gewöhnt ist, kolonialwirtschaftliche Werte zu suchen, konnte in diesen Weidegründen eine tatsächliche Augenweide finden.

Wieder einmal hatten wir daher ein Objekt, an dem wir feststellen konnten, dass das viele deutsche Blut, das in diesen Boden geflossen ist, nicht in einer dürren Sandwüste, in der weder Natur noch Menschenwitz etwas zu erzeugen imstande ist, hoffnungslos verronnen ist. Es hat einem Besitz gegolten, der seine Werte hat, und wird fruchtbringend wirken. Das werden voraussichtlich schon die Kinder oder Kindeskinder der heutigen Generation sagen, wenn sie über Deutsch-Südwestafrika richten. Wie gross sie seine Werte einschätzen werden, das kann jetzt noch keiner wissen; nur vermuten können wir es. Jedenfalls werden jene genau schätzen und abwägen können, während wir uns jetzt nur mit Annäherungswerten be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gnügen müssen, die soviel Sicherheit haben, dass wir das deutsche Blut nicht als völlig nutzlos vergossen bezeichnen dürfen, wie es so oft geschieht.

So etwa äusserte ich mich meinem Begleiter gegenüber, als wir nach unserem feldmässigen Mittagsmahl bei einer qualmenden Zigarre Gedanken auszutauschen begonnen hatten. Er stimmte mir bei, nahm aber, indem er zugleich das Gespräch nach anderer Richtung vertiefte, Anstoss daran, dass ich anscheinend in dem vergossenen Blute die einzigen Opfer erblickte, die deutsche Söhne dem Lande gebracht haben. Er meinte, dass die Opfer der Lebenden, die nicht dem Feinde gegenübergestanden hätten, die gehungert und gedurstet, körperliche und moralische Herkulesarbeiten geleistet hätten, niemals genügend gewürdigt werden. Bei uns Deutschen pflege gewöhnlich der ein Held zu sein, der eine feindliche Kugel hat pfeifen hören; und doch sei hierbei oft nicht eine Spur Heldentum, selbst, wenn der Tod gekommen sei und das Leben ausgeschaltet habe. Freilich, das Opfer des Lebens sei das grösste, das überhaupt gebracht werden könne. Aber in vielen Fällen werde es nicht bewusst und gewollt gebracht. Die Sichel des Todes wird von der Hand des Zufalls gelenkt und trifft im Kampf oft auch solche, denen Mannesmut und Mannesherz fehlen. Deswegen dürfe nicht kritiklos von Heldentum und Opfermut gesprochen werden, während man auf der anderen Seite nicht blind sein dürfe gegen die Taten derer, die als Kulturträger im Bürgergewand oder als Soldaten hinter der fechtenden Truppe als gleichwertige Männer mit gleichwertigem Heldentum und Opfermut der grossen Sache dienen.

„Sehen Sie", so fuhr er fort, „da ziehen z. B. durch das Land die Kolonnenabteilungen, die der Truppe Verpflegung, Ausrüstung und Munition zuführen. Der Reiter der Kolonnenabteilung wird von dem Reiter der eigentlichen Feldtruppe fast als Soldat zweiter Klasse angesehen, obwohl für seine dienstliche Verwendung nicht eine geistige

oder körperliche Unterlegenheit gegenüber seinen Spöttern Ausschlag gebend gewesen ist, sondern der Zufall. Vergleicht man aber die Summe der Leistungen beider Parteien, sowohl auf physischem wie auch psychischem Gebiete, so hat im Durchschnitt der Feldsoldat nicht mehr aufzuweisen wie sein Kamerad von den anderen Fakultäten. Der Reiter der Kolonnenabteilung zieht durch das Land in anstrengenden Tag- und Nachtmärschen, einen mühsamen Dienst als Maultiertreiber und Maultierpfleger versehend. Ein Tag gleicht dem anderen, und eine Nacht gleicht der anderen. Ist das Ziel erreicht, kommt der Rückmarsch zum Ausgangspunkt. Dort werden schnell die Wagen neu beladen, und viele Tage und Nächte wird getreckt, bis neue Bagage dort hingeschafft ist, von wo aus sie die Feldtruppe leicht an sich nehmen kann. So geht es im gleichmässigen Wechselspiel.

Diesem Leben fehlen die Reize, und wer es lebt, der leidet psychisch, ganz abgesehen davon, dass die körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, die meist alle Achtung verdienen, dem physischen Leiden einen weiten Spielraum eröffnen. Sehr verständlich ist daher der sich stets regende Wunsch aller Etappensoldaten, in der Feldtruppe verwendet zu werden. Gewiss, der Reiter der Feldtruppe hat es bisweilen erheblich schwerer; bei ihm treten die Leiden bisweisen in konzentrierterer Form auf, aber sie liegen fast immer auf rein physischem Gebiet. Er führt gewissermassen das Leben eines Jägers, der dem Wild nachstellt. Sein Pferd und sein Gewehr, das sind seine treuen Begleiter. Solch Leben hat seine Reize, darauf sind die Schwingungen der Seele abgestimmt. Das weiss jeder Mann, der der Stimme seiner Brust gelauscht hat. So wird auch all das Herbe, was von diesem Leben untrennbar ist, leichter ertragen, und, selbst wenn die Gefahr kommt und das Leben bedroht, steht der Mann mit Begeisterung, Freude und Gleichmut auf der Walstatt. Das lehrt uns die Gesamtgeschichte des Menschengeschlechts;

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das sehen wir bei fast allen Völkern der Erde. Kaum ein Volk der Erde hat nicht den Ruf und Ruhm tapfer zu sein. Ueberall wird die Gelegenheit zur Tapferkeit gesucht und als willkommen begrüsst. Die Beispiele hierfür sind Legion.

Bei dem Feldsoldaten also sind Gegenwerte, die die Bilanz herstellen. Hier wird nicht nur gegeben, sondern auch empfangen. Der Soldat der Kolonnenabteilung und ähnlicher Formationen aber gibt meist mehr, als er empfängt, und das Soldatengewand drückt ihn mehr, als es ihn beglückt. Und was er gibt, das schafft für die grosse Sache eben solche Werte, als ob er auf flottem Pferde mit schussbereitem Gewehr der Spur des Feindes nacheilt und mit ihm einen Kampf besteht. Wir müssen immer berücksichtigen, was wird gegeben und durch die Gaben geschaffen. Danach müssen wir das Verdienst bemessen. Dann werden wir gerecht sein und werden von dem Blut und dem Schweiss, zwei gleichwertigen Opfern, die deutsche Söhne dem Lande gebracht haben, sprechen und werden neben den Lorbeeren des Blutes die Lorbeeren des Schweisses nicht vergessen, wie es so oft geschieht.

Da habe ich in Swakopmund, also weit hinter der Front der fechtenden Truppe, gesehen, wie brave Soldaten in treuer Opferwilligkeit ein Werk geschaffen haben, das für die Kriegsführung und für das gesamte Leben des Schutzgebietes von der grössten Bedeutung gewesen ist. Hiervon will ich noch ein wenig erzählen, damit ich meine Beweisführung darüber fortsetze, welche grossen Opfer der Soldat bisweilen hinter der Front der fechtenden Truppe bringen, und welche grossen Werte er schaffen kann und schaffen muss.

Ich will erzählen von der weniger berühmten, als berüchtigten Mole von Swakopmund, diesem totgeborenen Kinde der sonst so fruchtbaren deutschen Ingenieurkunst. Ich will erzählen, wie an ihrer Stelle im Drange der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kriegsnot durch Soldatenhände unter den schwierigsten Verhältnissen eine Ersatzanlage geschaffen worden ist.

Jene Mole hatte noch nicht das erste Lebensjahr hinter sich, als die gewaltigen Naturkräfte, die an der afrikanischen Küste ihr Wesen treiben, ihrer Betriebsfähigkeit ein frühzeitiges und jähes Ende bereiteten. Ein grosser Teil des Molenkopfes wurde durch die Brandung zerstört. Auch versandete infolge des an der Küste entlang fliessenden Benguelastromes und infolge der Sturmfluten das Molenbecken unaufhaltsam. So kam es, dass zu Beginn des Jahres 1905 jeglicher Löschbetrieb an der Mole eingestellt werden musste, nachdem sich herausgestellt hatte, dass auch zwei kostspielige Bagger keine Hilfe in der Not zu bringen in der Lage waren.

Nun hatte das Jahr 1904 infolge des Aufstandes im Schutzgebiet eine Verzehnfachung des Löschbetriebes in Swakopmund mit sich gebracht, da die Verpflegung, Ausrüstung und Bewaffnung von etwa 15 000 Schutztrupplern, die lediglich durch Nachschub aus der Heimat über Swakopmund erfolgte, notwendig geworden war. Wäre für die unrettbare Mole nicht rechtzeitig ein Ersatz geschaffen worden, hätte sich eine Gefahr für die bewaffnete Macht und für die Bewohner des Schutzgebietes ergeben, die von der grössten Tragweite geworden wäre. Die Möglichkeit einer Weiterführung des Krieges wäre in Frage gestellt und die Aussicht auf eine Hungersnot für Mensch und Vieh eröffnet worden. Das ist vermieden worden, indem ein rechtzeitiger und vollwertiger Ersatz durch die Schutztruppe selbst geschaffen worden ist.

Ende des Jahres 1904 nämlich, als auch die Optimisten den völligen Untergang der Mole prophezeiten, legte eine Eisenbahn-Baukompagnie am Gestade des Meeres grosse Werkstätten und Zimmerplätze an, um in rühriger Arbeit mit dem Bau einer hölzernen Brücke zu beginnen. Wild rauschte die Brandung des Meeres, gleichsam als wolle sie ihre Abneigung gegen das Gebilde von Menschenhand

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu verstehen geben. Für die am Konstruktionstisch beschäftigten Offiziere gab es da manches Problem zu lösen. Auf der einen Seite musste die Tragfähigkeit der Brücke für die darüber zu führenden Lasten und die darauf aufzustellenden Dampfkräne hinreichend gross sein. Auf der anderen Seite musste mit der gewaltigen Brandungskraft des Atlantischen Ozeans, die den Sohn der deutschen Meeresküste mit Staunen und Bewunderung erfüllt, Rechnung getragen werden.

Bereits nach einem halben Jahre war ein grosser Teil der Brücke fertig gestellt, sodass Kräne aufgestellt und ein provisorischer Löschdienst eingeleitet werden konnte. Das war gerade zu dem Zeitpunkt, als allen technischen Künsten zum Hohn die Versandung und Zerstörung der Mole soweit vorgeschritten war, dass dort der Löschdienst in das Reich der Unmöglichkeiten gerückt war.

Mit der halbjährigen aufreibenden Tätigkeit war die Aufgabe der Kompagnie noch keineswegs erledigt. Der Bau wurde dauernd ausgedehnt, dauernd musste neuen Gefahren, die sich wie aus heiterem Himmel eingestellt hatten, oder neuen Anforderungen, die die veränderten Verhältnisse oder erhöhten Ansprüche mit sich brachten, Rechnung getragen werden. Einmal war es die Seegefahr, die die Landungsbrücke in wenigen Minuten dem Dasein zu entreissen drohte; dann war es der Bohrwurm, dieser gefährliche Holzzerstörer, der ihr Holz befiel, sodass Krankheit und Siechtum einen Untergang in wenigen Monaten befürchten liessen. Dann wieder erwuchs die Aufgabe, an Stelle der Mole, an deren Auferstehung für viele Jahre nicht zu denken war, durch weiteren Ausbau der Landungsbrücke eine friedensmässig ausgestaltete, leistungsfähige Anlage zu schaffen.

Das alles ist in 2½jähriger Tätigkeit durch die Kompagnie geschaffen worden. Heute streckt sich auf über 300 m in das Meer die mit vielen Gleisen und Kränen versehene Brücke hinaus, fest gebaut auf dem Meeresgrund.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nach allgemeinem menschlichem Ermessen und nach dem Urteil der Fachleute drohen ihr für viele Jahre keinerlei Gefahren. Ihre Leistungsfähigkeit aber lässt eine Verdoppelung des bisherigen Löschverkehrs ohne weiteres zu, sodass die Hafenfrage für Swakopmund auf viele Jahre hinaus gelöst ist.

Hier also ist durch Soldatenhand nicht nur eine wichtige Kriegsanlage von der grössten Bedeutung, sondern auch eine kolonialwirtschaftliche Anlage geschaffen worden, die vermittelst ihrer Löschgebühren eine erhebliche Rente und zugleich eine bedeutende Einnahme für das Schutzgebiet abwirft. Da voraussichtlich noch viele Jahre ins Land gehen werden, ehe Swakopmund eine andere Löschanlage erhält, wird die Landungsbrücke auch in Zukunft noch als Verkehrs- und Handelsanlage für den Friedens- und vielleicht — dies möge die Vorsehung verhüten — für den Kriegsverkehr eine grosse Rolle spielen.

Wer Zeuge des Baues gewesen ist, der mochte bei Abwägung seiner Empfindungen in einen inneren Zwiespalt kommen, ob er mehr Bewunderung für die Wackerheit und Opferfreudigkeit, oder mehr Mitleid für die Entbehrungen und Leiden der Mannschaften empfinden solle.

Die Kälte des Meeres, das, fast wie ein Meer der arktischen Zone, im Durchschnitt nur eine Wärme von 8—14 Grad Celsius hat, gibt der ganzen Küste ein kühles und zum Teil sogar rauhes Klima, und disponiert zu mannigfachen Krankheiten. Wenn nun gar ein Mensch gezwungen ist, viele Monate oder gar Jahre hindurch in der tobenden Meeresbrandung, umspült und überspült von den kalten Fluten, schweren Dienst zu verrichten, muss naturgemäss sowohl sein Gesundheitszustand, wie sein Lebensmut und seine Lebensfreude stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Schwere, aufreibende Arbeit, für die es keinerlei Ausgleich in dem der landschaftlichen Reize und dem der Segnungen moderner Kultur entbehrenden Swakopmund gibt, füllt ein solches Leben aus. Andere

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wesentliche Komponenten kennt es nicht. Es fehlen gewissermassen die zentrifugalen Kräfte, die das Empfinden der Arbeitslast, das Entbehren der Glückswerte abschwächen. „Der Menschheit ganzer Jammer fasst mich an", so musste sich wohl mancher sagen, der diesem Treiben der Schutztruppenpioniere zusah.

Und doch, Tag aus, Tag ein, tat ein jeder seine Pflicht, nicht in stummer ergebungsvoller Resignation, sondern, wie es schien, in einer frohen opferwilligen Arbeitsfreudigkeit. Ueberall wurde wacker zugegriffen, mit nerviger Faust der Hammer geschwungen, der Bohrer in das Mark des Holzes eingetrieben oder auf stämmigen Schultern und mit schwieligen Händen schwere Baulasten herbeigeschleppt. Hurtig eilende Motore gaben den Arbeitsmaschinen Kraft und Drehung. Vom mächtigen Hammerschlag klang der Amboss und liess auf seinem Rücken die mannigfachsten Konstruktionen entstehen. Auf geräumigen Zimmerplätzen fertigte der Holzarbeiter mit scharf gezahnter Säge und tief schneidendem Beile seine Holzkonstruktionen an.

Am schwierigsten und aufreibendsten waren die zahlreichen und umfangreichen Arbeiten, die in der Brandung des Ozeans selbst verrichtet werden mussten. Dort vollzog sich der eigentliche Bau. Dort wurden mächtige, stolze Tannenstämme, Kinder der deutschen Heimat, in den Meeresboden getrieben. Dort wurden die gerammten Pfähle mit der notwendigen Eisenarmatur bekleidet und die Holzkonstruktionen mit ihren Gurtungen und Diagonalen versehen, während Woge auf Woge sich heranwälzte und die Arbeitenden mit ihrer salzigen Gischt überschüttete. Wer sich da nicht im richtigen Moment, wenn eine kraftvolle Welle heranbrauste, festklammerte, musste gewärtig sein, in der brandenden Flut zu ertrinken oder gegen Felsen oder Pfähle geschleudert und dort zerschellt zu werden. Ein Kampf gegen das Meer, so mochte dies Schauspiel betitelt werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Daher boten gerade die Wasserarbeiten dem Beschauer viel Fesselndes und Begeisterndes. Ein aufgestellter Posten beobachtete ständig das Meer. Kam eine verderbendrohende Welle, rief er das Warnungssignal „Achtung". Dann klammerten sich die arbeitenden Mannschaften fest, oder machten einen Klimmzug und liessen die feindselige kalte Flut herbeirollen, gleichgültig, ob sie unter ihren Füssen dahinrauschte oder über ihren Häuptern zerschellte. War es geschehen und das triefende Salzwasser notdürftig abgeschüttelt, wurde sofort mit neuem Mut, gleichsam als ob nichts geschehen sei, des Werkes Fortgang gefördert.

Dieselbe Opferwilligkeit zeigte sich bei den mannigfachen Taucherarbeiten, die verrichtet werden mussten. Oft brachen die mehrere Zentner schweren Felsbohrer ab, die in dem felsigen Untergrund durch Bohren von Löchern das Einsetzen der Tragpfähle ermöglichen sollten, und blieben im Bohrloch stecken. Dann blieb nichts anderes übrig, als dass einer der Mannschaften sich entkleiden und unter Wasser den abgebrochenen Bohrer an Seilen und Ketten befestigen musste, sodass er wieder herausgezogen werden konnte. Wenn es bei einer solchen Gelegenheit hiess: „Freiwillige vor!" gab es immer zahlreiche mutige Leute, die gern das Opfer brachten, in dem kalten tobenden Meere unter ständiger Lebensgefahr zu tauchen. Da sah man diese „Unterseesoldaten" oft 10 bis 20 mal hintereinander bis zum Meeresboden untertauchen, und, solange sich die Lunge die Atementziehung ohne energischen Protest gefallen liess, unter Wasser arbeiten, bis endlich der desertierte Bohrer wieder gezogen werden konnte. Mit erstarrten Gliedern entstiegen die Taucher wieder den Fluten. Der Zuschauer aber hatte das Bewusststein, dass hier ein Stück Heldentum bewiesen wurde, das hohe Bewunderung verdiente.

Hier hat keine feindliche Kugel die Schar der wackeren Soldaten gelichtet. Hier ist kein Blut geflossen, das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Menschenwitz und Menschentücke in erbittertem Kampf als Opfer gefordert. Nur der natürliche Tod, der in den ungünstigen Lebensverhältnissen, die die harte Arbeit und das unfreundliche Klima darstellen, einen fruchtbaren Boden fand, hat manches Lebenslicht erlöschen lassen. Aber auch hier spielte sich ein erbitterter Kampf ab, der nur zum Siege führte durch Mut, Kraft und Entsagung der Kämpfer. Sind diese Kämpfer ebenbürtig jenen, die in offener Feldschlacht dem Menschenfeind gegenüberstanden? Haben sie nicht alles gegeben, was sie geben konnten, und haben ihre Opfer nicht hundertfältige Früchte getragen? Das plastische Denkmal ihrer Taten ist der Pier von Swakopmund. Er wird von ihnen und ihren Taten noch lange ein beredte Sprache reden. Wer aber diese Sprache nicht verstehen kann, der möge im Portal der ehemaligen Kaserne der Mannschaften einen Denkspruch lesen, der treffend im Worte wiedergibt, was der Pier im Bilde vorstellt:

„Wenn andre ihre Kämpfe preisen
Mit Hottentotten, Hereros,
Auf ihren Lorbeer freudig weisen,
Auf ihre Taten kühn und gross,
Dann rufen wir mit stolzem Mund:
Den starken Feind, den wir bekriegten,
Den tut der Pier erhaben kund:
Wir kämpften gegen's Meer und siegten." —

Also erzählt Herr X. mit wachsender Begeisterung. Ich habe es an angemessener Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen und gebe nun zu verstehen, dass ich seine Ueberzeugungen in jedem Punkte teile und auch stets geteilt habe. Dass er das bei mir nicht vorausgesetzt hat, ist nur daher gekommen, dass ich mich nicht eingehend zur Sache geäussert habe, indem es ursprünglich nicht in meiner Absicht gelegen hat, unserem Gespräche diese Marschroute zu geben. Nun ist es geschehen, und es ist mir interessant gewesen, einiges über das, was man

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kriegsverdienst nennen muss, nach Gesichtspunkten geordnet, vorgeführt zu erhalten. —

Hiermit setzt die Sonne unseren Unterhaltungen ein Ziel. Nur ein kleines Segment der Sonnenscheibe ist noch sichtbar und lässt vereinzelte Strahlen durch das Weltall irren. Wir müssen daran denken, unser Nachtlager herzurichten und ein Feuer anzuzünden, damit die Dunkelheit ihrer Macht entkleidet wird.

Das alles ist bald geschehen, Die Tiere werden zu Bett gebracht, d. h. in angemessener Weise und an geeigneten Stellen an Bäumen angekoppelt und dem mit eingehender Anweisung versehenen Schwarzen Johannes zur Ueberwachung übergeben. Ein Feuer brennt und liefert uns Licht, sodass wir unsere Schlafsäcke und Decken, dem Knochengerüst unseres Körpers entsprechend, ausbreiten und als Nachtlager herrichten können. Dann schlüpfen wir selbst in die kunstgerecht geordnete Hülle hinein, die Geister der Nacht um reichlichen Schlaf bittend.

Unsere Bitten werden erhört; des Tages Pforte bleibt den Augen auf mehrere Stunden geschlossen. Gekräftigt und gestärkt fühlen wir uns, als wir uns im ersten Dämmerlicht des beginnenden Tages wieder erheben. Schnell werden die Vorbereitungen für den Abmarsch getroffen und, gerade als die ersten schüchternen Strahlen der „rosenfingrigen Morgenröte", wie der alte Homer zu sagen pflegte, sich an uns heran tasten, sitzen wir im Sattel. Tzumeb ist unser Marschrichtungspunkt.

„Von dort marschierten sie 30 Stadien", so würde — da ich nun einmal in die Reminiszenzen des Gymnasiallebens hineingeraten bin, obwohl es nur noch kümmerliche Reste der einst mühsam in den Schädelhöhlen untergebrachten altertümlichen Sprachwissenschaft hinterlassen hat — der griechische Geschichtsschreiber Xenophon jetzt sagen, wenn er über unsere Expedition ein Werk nach Art seiner Anabasis zu schreiben hätte. Ja, das war für den jungen Deutschgriechen eine gern gesehene Stelle

des Xenophon, trotzdem sie an jedem Reisetag seines Werkes mindestens einmal wiederkehrte. Da war in dem durch mühsame Arbeit abgegriffenen Wörterbuche keine Vokabel nachzuschlagen, oder das Gehirn wegen eines Anakoluths von Satzkonstruktion zu martern. Dem seligen Xenophon sei daher hier in Dankbarkeit eine Auferstehung vergönnt und durch Anwendung seiner häufigsten Redewendung veranschaulicht, dass wir bis Tzumeb 30 km zurückzulegen haben. —

In Tzumeb kommen wir am frühen Vormittag an. Es ist für uns eine der interessantesten Etappen unserer Reise. Dort sind die berühmten Otaviminen, die sich auch in Deutschland bereits einer gewissen Volkstümlichkeit erfreuen, trotzdem ihre eigentliche Erschliessung erst jetzt im Gange ist.

Wir finden Tzumeb vor als einen Industrieort, der im Entstehen begriffen ist, als einen industriellen Embryo, dessen Geburt unmittelbar bevorsteht. Hier ist der Endpunkt der Otavibahn. Ihre Einweihung hat wenige Wochen vorher stattgefunden.

Die Otavibahn soll nicht nur einen Schienenweg zwischen den grossen Minengebieten und der Küste, also Minenbahn, sondern auch eine Erschliessungs-Bahn für den an landwirtschaftlichen Werten reichen Norden sein, mit anderen Worten eine Eisenbahn im weiteren Sinne. Der Ausbau des Bahnhofs mit all seinen mannigfachen Bahnhofsanlagen ist im besten Gange. Ueberall greifen wackere Hände zu, um ein weit verzweigtes Schienennetz, Maschinenschuppen, Warenschuppen, Verwaltungshäuser entstehen zu lassen. Hier ist für mannigfache Spekulationen ein gegebener Platz. Hotels und Kaufhäuser schiessen anscheinend wie Pilze aus der Erde. Alles deutet darauf hin, dass man an Tzumeb grosse Hoffnungen knüpft. Selbst der Phonograph, das afrikanische Universal-Musikinstrument, lässt seine Konservenmusik —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eine rein sachliche Bezeichnung — erklingen und bringt in das Bild der Arbeit eine gewisse Feiertagsstimmung.

Von besonderem Interesse ist das Minengelände selbst. Da ragen grüngelbe Felsen aus dem Erdboden heraus, deren Gestein mit Kupfer gesättigt ist, wie sich schon aus Farbe und Gewicht ergibt. In die kupferführenden Schichten sind an verschiedenen Stellen tiefe Stollen getrieben, die einst den Schöpfern des Minenunternehmens ein Bild davon haben geben sollen, wie tief und breit und lang die kupferführenden Schichten seien, und ob daher der Abbau im grossen Stile, d. h. vermittelst dieser etwa 600 km langen Bahn einen sicheren Gewinn in Aussicht stelle. Die Schürfarbeiten haben ergeben, dass man auf viele Jahre hinaus jährlich etwa 30 000 t Kupfererz ausführen kann, und dass daher die Rentabilität des Unternehmens unter allen Umständen gesichert ist.

Wie uns ein Berg-Ingenieur erläutert, ist das Gestein ausserordentlich reich an Kupfer, nämlich 20—50 Prozent gehaltig. Die Kupfermine kann, wie unser Cicerone angibt, annähernd den Anspruch erheben, die beste der Welt zu sein.

Der Bau der Hochöfen, die eine einmalige Verhüttung des Kupfers besorgen sollen, damit schon für den Export ein Teil der Abfallstoffe in Wegfall kommt, ist erst im Anfangsstadium; man hofft aber, schon in wenigen Monaten den ersten Ofen anblasen zu können. Einstweilen wird durch zahlreiche Owambo-Arbeiter das an Kupfer reichhaltigste Gestein gebrochen, gesondert und gesammelt, um in ungeläuterter Form den weiten Seeweg nach dem deutschen Mutterlande anzutreten und in Tausenden von Formen der Kultur dienstbar gemacht zu werden.

Europäische Bergleute und Handwerker leisten nur den Dienst als Schachtmeister, Vorarbeiter und Werkmeister. Alle schwere Arbeit wird durch schwarzes Personal besorgt. Es stammt aus dem kaum 100 km nörd-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lich Tzumeb angrenzenden Owambolande, das angeblich bis zum Kunene unter deutscher Herrschaft steht, aber in Wirklichkeit noch nicht unterworfen ist. Als reich bevölkertes Land hat es für Deutschland in erster Linie als solches, also gewissermassen als Arbeiterreservoir, einen wirtschaftlichen Wert. Leider kann seine Ausnutzung, d. h. der ergiebige Abfluss von Arbeitern, noch nicht richtig reguliert werden. Die beiden Owambo-Kapitäne, Kambonde und Nechale, haben gegen jegliche Berührung mit der deutschen Herrschaft einen gewissen Argwohn und lassen ihre Landeskinder, denen sie alles weniger als ein Landesvater sind, nur ungern zum Broterwerb nach Tzumeb ziehen. Wenn dort nicht einiger Mammon zu verdienen wäre, und, allen sozialen Auffassungen zum Hohn, der vom Owambo verdiente Lohn später zum Teil ihnen zufiele, würde wahrscheinlich die schon an sich schwierige Arbeiterfrage in dem Minengebiet noch schwerer zu lösen sein. Wie sehr die persönliche Freiheit der Owambos durch ihre Kapitäne eingeschränkt wird, geht daraus hervor, dass kein Owambo sich eine Frau mitnehmen darf. Die Weiblichkeit muss auf Allerhöchste Order der Kapitäne vollzählig daheim bleiben. So soll die Sehnsucht nach der heimischen Scholle geschürt und bewirkt werden, dass der verdiente Lohn möglichst ungekürzt dorthin kommt, wo der deutsche Aar seine Krallen noch immer nicht eingeschlagen hat, trotzdem er auf der geographischen Karte vorgibt, es getan zu haben. Uebrigens Nechale, der offenkundige Feind des Deutschen Reiches war, hat jetzt, 1908, das Zeitliche gesegnet. Das wird voraussichtlich für die Lösung der Owambofrage eine Förderung bedeuten.

Zahlreiche Owambo-Arbeiter fallen uns durch ihren aussergewöhnlich schönen und ebenmässigen Körperwuchs auf. Wir finden teilweise eine derartige Vollendung der Gesamtformen — was bei der Nacktheit dieser Gesellen unschwer festzustellen ist —, dass wir ein ästhetisches

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vergnügen haben. Dort hätte sich Praxiteles manches Modell zu seinem Hermes suchen und dankbare Aktstudien machen können. Und wenn die Töchter Evas im Ovambovolke ihren männlichen Stammesgenossen entsprechen, muss dort manche Venus von Medici zu Hause sein. Schade, dass wir infolge der Tyrannei des Nechale und Kambonde darauf verzichten müssen, es durch eigenen Augenschein festzustellen. Frauenschönheit hat ihre Reize; sie ist auch durch die schwarzgefärbte Epidermis nicht zu verhüllen und zu entwerten. —

Da steht dicht am Bahnhof in Tzumeb ein schlichter Denkmalsstein. Er enthält die Inschrift: „Ottavy mining expedition 1900—1901 in memory of T. C. Getzen, who died 30th dezember 1900".

Nun, deutscher Michel, was hast du hierzu zu sagen? Ist dies Grabmal nicht eher für dich ein Denkstein wie ein Gedenkstein? Gibt es dir nicht Anlass zu eifrigem Nachdenken? Ich will dir kurz sagen, worauf ich hinaus will. Du bist träumerisch, kurzsichtig und unfruchtbar, jedenfalls in deinen überseeischen Kolonien. Das muss ich dir vorwerfen, und daran musst du denken, wenn du den Gedenkstein anschaust. Warum? Nun, zürne nicht, lass mich dir schlicht erzählen, was ich auf dem Herzen habe.

Hier in Deutsch-Südwestafrika, das wir seit fast 25 Jahren als deutsche Scholle verteidigt haben, und an das alle Kenner des Landes stets gute Hoffnungen geknüpft haben, begegnen wir sehr vielem englischen Unternehmungsgeist, der den Deutschen und eigentlich allein Heimatsberechtigten bedenklich in Schatten stellt. Die Otaviminen und -Eisenbahn ist ein Kind englischen Unternehmungsgeistes. Englische Ingenieure zogen hinaus, das Minengebiet bergmännisch zu untersuchen, englische Finanzgruppen haben das grosse Minen- und Eisenbahn-Unternehmen, in welchem 20 Millionen Mark investiert sind, finanziert. Erst in letzter Stunde ist auch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

etwas deutsches Kapital hineingezogen worden, sodass der grosse Gewinnst, den das Unternehmen wahrscheinlich abwerfen wird, dem deutschen Nationalvermögen nicht völlig verloren gehen wird.

Musste es sein, dass das grösste industrielle Unternehmen, das die Kolonie bis jetzt aufzuweisen hat, englischen Geist atmet? Zeugt der Stand der Dinge nicht davon, dass unsere Kolonialwirtschaft noch sehr träumerisch, schwerfällig und unfruchtbar ist? Schaut auf das englische Grabmal in Tzumeb voll Verehrung und lasst es euch eine Mahnung sein, dass der oft verkannte und unterschätzte Englishman seinem germanischen Bruder, der sich Deutscher nennt, oft ein Lehrmeister sein kann! So wird der sprechen, der am Grabmal in Tzumeb steht und beim Gedenken an den Dahingeschiedenen mit seinen Betrachtungen und Erwägungen an Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik anknüpft.

Und schauen wir uns weiter im Lande um, dann sehen wir, dass auch anderwärts hier auf der deutschen Scholle uns der Engländer in vielem zuvorgekommen ist. Da liegt an der deutschen Küste des Atlantischen Ozeans etwa 130 km nördlich von Swakopmund das Kap Kreuz, das man, da sich dort englischer Unternehmungsgeist betätigt hat, im Adoptivnamen „Kap cross“ zu nennen pflegt. Hier finden wir die Ueberreste eines anderen grossen englischen Unternehmens. Die Guanogewinnung ist hier während eines halben Jahrzehnts vor sich gegangen. Eine englische Unternehmungsgruppe hatte von der deutschen Kolonialgesellschaft den ergiebigen Küstenstrich gepachtet und den hier abgelagerten erstklassigen Guano fast restlos abgebaut. Aus ihm sind in grossen Londoner Fabriken gewaltige Massen Ammoniak, eines der gesuchtesten Düngemittel, gewonnen worden. Sachkundige behaupten, dass der Reingewinn sich auf viele Millionen Mark belaufen habe. Heute finden wir nur noch verlassene baufällige Geschäftshäuser und Sportplätze als

Ruinen des grossen Unternehmens, das der deutschen Kolonialgesellschaft nur so viel zu tun übrig gelassen hat, dass ein einziger Angestellter ein Tagewerk finden kann.

So ist hier das tausendjährige Werk vieler fleissiger Pinguine dem deutschen Interesse verloren gegangen. Das ist unter Erhebung eines leisen Vorwurfs umso mehr zu bedauern, als schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts J. V. Scheffel unserem deutschen Liederschatz sein launiges „Guanolied" einverleibt hat, dessen letzter Vers so humorvoll lautet:

„Gott segn' Euch, Ihr trefflichen Vögel, an der fernen Guanoküst',
Trotz meinem Landsmann, dem Hegel, schafft Ihr den gediegensten Mist."

Auch dies Lied hat leider nicht zu bewirken vermocht, dass wir Deutsche an der Guanoküste die Augen offen gehalten haben, und dass sich der Engländer auch in unserem eigenen Lande als der bessere Geschäftsmann gezeigt hat.

Noch manches liesse sich sagen als ein Appell an deutsche Kolonialwirtschaft. Lernen wir von den Engländern! Sie können uns nicht in allem, wohl aber in manchem Lehrmeister sein. Lernen jedoch können wir erst dann, wenn wir sie richtig zu bewerten gelernt haben. Wenn wir ihnen einen Splitter aus dem Auge ziehen wollen, dürfen wir nicht den Balken im eigenen Auge vergessen. Die deutsche Presse und der deutsche Volksmund verkennen und unterschätzen oft des Engländers Werte. Nur ein hässliches Zerrbild von ihm, das Voreingenommenheit geschaffen hat, finden wir im deutschen Mutterlande. Das erkennt derjenige, der sich ein wenig in der grossen Welt umgeschaut und den Wert der einzelnen Völker und Menschen mit eigenen Augen abzuwägen Gelegenheit gehabt hat. Es ist an der Zeit, dass mit den Vorurteilen aufgeräumt und für die richtige Erkenntnis der Weg geebnet wird. Daher sei hier auch an

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die trefflichen Worte in Frenssens „Peter Moors Fahrt nach Südwest“ erinnert, die ein alter Seemann spricht: „Wir Seeleute denken anders über die Engländer, als die Menschen drinnen im Lande. Wir treffen sie in allen Häfen der Erde und wissen, dass sie von allen die respektabelsten Leute sind. Da hinter den hohen Kreidefelsen wohnt doch das erste Volk der Erde, vornehm, weltklug, tapfer, einig und reich. Eine einzige ihrer Eigenschaften haben wir von alters her: die Tapferkeit. Eine andere gewinnen wir langsam: den Reichtum. Ob wir den Rest jemals bekommen, das ist unsere Lebensfrage.“ —

Ja, warum hat unsere deutsche Kolonie solange brach daniedergelegen? Schwer zu beantworten ist die Frage. Aller Anfang ist schwer. Hierin liegt eine Erklärung, die zugleich die Vorwürfe, die erhoben werden müssen, ein wenig entkräftet. Aber, wer nicht sät, wird auch nicht ernten. Das ist der erste Vorwurf, der der deutschen Kolonialpolitik nicht erspart werden kann. Der Staat, wie der Privatunternehmer, beide noch Elementar-Schüler in der Kolonialpolitik, haben es nicht gewagt, Geld in das koloniale Unternehmen zu stecken.

Trotzdem schon vor 20 Jahren in Deutschland gesungen wurde: „Nach Kamerun, nach Angra Pequena“, haben sich nur wenige aufgemacht, und diese waren nicht immer die besten und tüchtigsten. So mancher Abenteurer war darunter, so mancher, der in der Heimat nichts zu verlieren hatte, der da glaubte, im dunkeln Erdteil ein Herrenleben führen und über Nacht ein Krösus werden zu können. Falsche Berechnungen, falsche Spekulationen! Die richtige Popularität der Kolonien hat bisher gefehlt, das grosse allgemeine Interesse und Verständnis und eine hierauf fussende gesunde systematische Kolonisationsarbeit berufener Persönlichkeiten. Das ist ein zweiter Vorwurf, der erhoben werden muss. Schickt erstklassige Menschen hierher, Beamte, Soldaten, Landwirte und Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werbetreibende. Gebt ihnen eine weise Verwaltung, die ihrer Hände Arbeit zu befruchten geeignet ist.

Verständnis für koloniale Dinge muss vor allem von den Mitgliedern des Reichstages erwartet werden. Wenn dort so viele Unmündige sind, deren einzige Kolonialpolitik im Herbeizerren von Kolonial-Skandalen besteht, wird es noch lange traurig um die kolonialen Dinge stehen. Gewiss, es wird in den Kolonien gesündigt, genau wie im Mutterlande. Peccatur intra muros et extra. Eine Sünde in den Kolonien aber scheint mancher Reichstagsabgeordnete geradezu für unverständlich zu halten. Wie oft erleben wir es, dass jedes kleine Vergehen unter dem Vergrösserungsglas betrachtet und zum Staatsverbrechen gestempelt wird. Hiermit verbraucht dann der Reichstag seine besten Kräfte, die besserer Dinge würdig wären. Gerade für koloniale Vergehen müsste brüderliche Nachsicht gefordert werden. Der Kampf ums Dasein, die schwierigen Lebensverhältnisse und die klimatischen Einflüsse disponieren den Menschen, vom schmalen und einzig sicheren Weg der Pflicht abzuweichen. Fast jedes Vergehen müsste eigentlich in den Kolonien subjektiv milder aufgefasst werden wie im Mutterlande. Hierauf jedoch wird gern verzichtet werden. Man wird schon zufrieden sein, wenn dort und hier mit gleichem Massstabe gemessen wird. Sorgt also für Beseitigung des Vorwurfs, dass ihr eure Kolonisten leichtfertig oder gehässig zu Ketzern stempelt. Untergrabt nicht den Mut zur kolonialen Arbeit und die Freude an ihr; dann wird ein weiterer Vorwurf in Zukunft in Fortfall kommen.

Und dann, Ihr hohen Mitglieder des Reichstages, soweit Ihr Laien in kolonialen Dingen seid, macht von der Redefreiheit, die Euch die Verfassung gewährt, lieber keinen Gebrauch, als dass Ihr mit kühnem Wagemut, um nicht das Wort Anmassung oder ein schärferes zu gebrauchen, lächerliche Bilder entrollt, die nichts als nackte oder übertünchte Unwissenheit sind. Einen grossen Kodex

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

könnte man füllen von all dem Nonsens, der schon die Akustik der Reichstagshallen in Anspruch genommen hat, nachdem er dem Gehege Euerer Zähne entschlüpft ist. Menschen, die das Gesamtwissen der Kultur annähernd umfassen, wären zur Zeit des römischen Schwätzers Cicero noch möglich gewesen. Seitdem hat sich die Wissenschaft verhundertfacht. Heute ist ein Universalgenie, ein Alleswisser, nicht mehr denkbar. Deswegen schweigt der kluge Mann dort, wo sein Wissen nicht heimisch ist. Schweigen ist oft ein Zeichen der Klugheit. Wenn hier z. B. der Südwestafrikaner las, wie bei Beratung der Schutztruppenstärke im Reichstag ein schwatzhafter Zentrumsabgeordneter sagte: „6000 Mann wollt ihr in Afrika haben, um gegen 200 Feinde, die noch im Felde stehen, zu kämpfen?“ dann musste das Blut in Wallung geraten. Handelt es sich mehr um Dummheit, die keinen grösseren Gesichtskreis kennt, wie ihn der Deckel eines Tintenfasses darstellt, oder mehr um Niederträchtigkeit, die einen Thersites beschämen müsste? Bedenkt ein solch verantwortlicher Volksvertreter nicht, dass mit dieser kleinen bewaffneten Macht ein im Gärungszustand begriffenes Gebiet, das grösser ist wie das Deutsche Reich, gesichert werden muss? Hat er nicht gehört, dass im Norden des Schutzgebietes der mächtige Stamm der Owambos sitzt, der schon morgen tausend Gewehre ins Feld schicken kann und daher bewacht werden muss, dass der im Mittelgebiet sitzende und soeben unterworfene Stamm der Hereros erneut zu den Waffen greifen wird, wenn er seine Ländergebiete vom deutschen Schutztruppler entblösst sieht, und dass daher von 6000 Mann nur ein geringer Bruchteil verfügbar gemacht werden kann, um die im Süden streifenden unbotmässigen Hottentotten endgültig zur Unterwerfung zu zwingen? —

Freilich, bedauerlich bleibt, dass die Kolonie einen Krieg erlebt hat, der dem Deutschen Reiche mehrere 100 Millionen Mark gekostet hat, und dass noch nicht über-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sehen werden kann, ob die erhoffte spätere Blüte der Kolonie den Aufwand wird völlig wettmachen können.

Aber ist das Geld, welches der Krieg verschlungen hat, wirklich verloren und als solches völlig in Ausgabe zu stellen? Muss es nicht anderweitig zum grossen Teil als Einnahme verrechnet werden?

So mancher alte Afrikaner behauptet mit Recht, dass die Kolonie infolge des Aufstandes und seiner mannigfachen Folgen um 10—15 Jahre vorwärts gekommen sei. Während des Krieges und zu Lasten der Kriegskosten ist so mancher Brunnen gebohrt, so manche Strasse und Brücke gebaut, so manches Haus aufgeführt worden. Alle sie dienen jetzt dem Frieden und bedeuten einen kolonialwirtschaftlichen Fortschritt.

Die Hauptkriegskosten, nämlich die Ausrüstung, Verpflegung und Besoldung der Truppe dürfen ebenfalls nicht als nutzlos verausgabt oder gar als ein Verlust an deutschem Nationalvermögen betrachtet werden. Das Geld ist hauptsächlich Industriellen, Kaufleuten und Soldaten zugute gekommen. Es bleibt deutsches Geld und kursiert weiter im Kreislauf in deutschen Landen. Vor allem ist ein grosser Teil des Geldes in die Kolonie selbst abgeflossen. Hier wirkt es befruchtend auf Handel und Wandel, und erhöht die Möglichkeit und die Lust zu wirtschaftlichen Unternehmungen. So lässt sich noch manches sagen.

Betrachten wir z. B. die ideellen Gewinne, die der Krieg mit sich gebracht hat: Da sind aus dem kleinen, als Herz Europas eingepferchten Deutschland, das nicht nur an industriellen Erzeugnissen, sondern auch an Menschen eine bedeutende Ueberproduktion hat, etwa 20 000 Männer über das weite Meer hinaus in die Welt, in eine neue Welt, gezogen. Dort hat ihr körperliches Auge viele neue Dinge gesehen, ihr geistiges Auge viele neue Gesichtspunkte gewonnen, die eine Erhöhung der Bildung und Weltklugheit, einen Einblick in den Mechanismus, der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Leben der Völker reguliert, bedeuten. Als Soldaten waren sie in der Schule des Krieges. Sie haben in dieser hohen Schule viel hinzugelernt, was sie anderweitig nicht hätten lernen können. Alle Zurückkehrenden werden, jeder an seinem Platz, bewusst oder unbewusst, mit den Erfahrungen des Bürgers oder Soldaten auf dem aufbauen, was sie gesehen und mitteilen an andere. Sie werden dem Philister daheim sagen, dass es eine Torheit ist, zu sprechen: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich.“ „Gehe hinaus in die Welt und leiste hilfreiche Hand, dass Deutschland Absatz für seine industriellen Produkte und überzähligen Menschen finde, und dass das Deutschtum in allen Breitengraden der Erde festen Fuss fasse, wenn auch nicht als politische Macht, so doch als wirtschaftliche!“ So werden sie sprechen. Auch werden sie der jetzigen Generation die Augen darüber öffnen, dass ihre Vorfahren infolge starren Verharrens am heimischen Herd und infolge ihrer politischen Zerfahrenheit, die sie die besten Kräfte in ihrem engen Lande verzehren liess, vieles versäumt haben, sodass das Deutsche Reich bei der Aufteilung des Planeten Erde in letzter Stunde nur noch bescheidene Anteile erhalten konnte. Sie werden nach dem hohen Meere hinweisen, wo der Seewind pfeift und nach anderen Landen hindeutet, wo im Kulturkampf der Völker das Deutsche Reich nicht fehlen darf, wenn es sich nicht selbst die Lebensader abschneiden will. So werden grosse moralische, volkserzieherische Werte erzielt.

Ganz besonders kommt der ideelle Gewinn der Kolonie Deutsch-Südwestafrika selbst zugute. Das Verständnis für sie ist erheblich vergrössert worden. Viele derjenigen, die in den Reihen der Schutztruppe gestanden haben, vertauschen in der Kolonie selbst das Gewand des Kriegers mit dem des Bürgers und werden sesshafte Afrikaner. Viele der nach Deutschland Zurückkehrenden werben dort neue Freunde für das Land, dessen Frieden sie mit den Waffen erkämpft haben. So setzt die Kolonisation und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Besiedelung plötzlich mit vervielfältigter Kraft ein, mit bedeutenden personellen und materiellen Mitteln.

Die Wirkungen verspüren wir schon jetzt. Schürfsyndikate, die grosse Geldinstitute oder mächtige Geldmänner hinter sich haben, treiben ihre Stollen in die Felsen und in das Erdreich, um nach abbauwürdigen Mineralschätzen zu spüren. Im Schweisse seines Angesichts arbeitet der Prospektor und Bergmann. Dass sein Schweiss nicht vergeblich vergossen wird, das verheisst der geologische Aufbau des Landes, der auf Mineralschätze deutet. Bald werden sich an das grosse Minenunternehmen in Tzumeb ebenbürtige anreihen. Das lässt sich schon jetzt mit Wahrscheinlichkeit vorausbestimmen. Und zu welchen grossen Hoffnungen berechtigen die neuentdeckten Diamantenfelder im Süden der Kolonie! Es kann als feststehend angesehen werden, dass wir hier ein zweites Kimberley erleben werden. Grosse Farmer- und Viehzuchtverbände erstreben die systematische wirtschaftliche Ausbeutung des Landes. Nicht als Phantast darf der gescholten werden, der sich Südwest-Afrika als ein Land ausmalt, in dessen Savannen schon in einigen Jahren viele hunderttausend Rinder, Pferde, Strausse, Wollschafe, Angora-Ziegen und andere Zuchttiere eine ausgiebige Weide finden. Solch Vertrauen darf auch durch den unausbleiblichen wirtschaftlichen Rückschlag, der zunächst nach dem Kriege eintreten muss, nicht erschüttert werden.

Die Weidesteppen, die der Kultur dienen können, sind weite Räume. Weit waren sie schon vor dem Kriege, als sie noch zum grossen Teil brach danieder lagen. Weiter sind sie jetzt insofern, als auch die gewaltigen Länderreservate der Hereros und zum grossen Teil auch der Hottentotten Regierungsland und als solches verkäuflich geworden sind. Der frische Wind, der, ebenfalls eine Folge des Krieges, jetzt durch das Reichskolonialamt weht, wird seinen befruchtenden Hauch auch über sie wehen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lassen. Vermittels privaten oder staatlichen Unternehmungsgeistes werden sie bald wirtschaftlich in den Grenzen, die die Natur gesteckt hat, ausgenutzt werden.

So kommt in völliger Veränderung der Verhältnisse schon jetzt der Misstand in Fortfall, dass im wesentlichen solche Elemente zuziehen, die in ihrer Heimat nichts zu verlieren haben. Auch wird die Zahl derer immer geringer werden, die die Kolonie nur als einen Interims-Wohnsitz betrachten und sich in ihr lediglich aufhalten in der Absicht, to make money, wie der Engländer sagt, um nach wenigen Jahren in die alte Heimat zurückzukehren und sich dort auf der gepriesenen Bärenhaut der alten Deutschen, die bei dem grössten Teil der modernen Deutschen glücklicherweise aus der Mode gekommen ist, zur Ruhe zu legen. Bald wird hier ein fester Stamm sesshafter Afrikander wohnen. Es werden Generationen kommen, deren Wiege hier gestanden hat, und denen das Land die engere und daher geliebte Heimat ist. Hiermit werden gesunde Verhältnisse in mannigfacher Richtung angebahnt sein.

So hat sich der Krieg als eine Macht, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, erwiesen. Verbuchen wir die Kriegskosten in diesem Sinne, dann müssen wir bereits einen grossen Teil als amortisiert ansehen. Die Amortisation des Restes muss zunächst als ein Problem angesehen werden. Sie wird sich nach dem Grade der wirtschaftlichen Entwicklung richten, den das Land in späteren Jahren erreichen wird. Für ihn haben wir noch keinen sicheren Massstab. Wir müssen unsere Zuflucht zur Hypothese nehmen. Sie besagt, dass wir froh in der Hoffnung sein dürfen. Das bestätigen alle wirklichen Kenner des Landes. Einem der besten, Dr. Rohrbach sei noch das Wort gelassen. Er sagt in seinem Werk „Deutsche Kolonialwirtschaft" das Folgende: „Wir sollen und müssen uns von der total verkehrten Vorstellung losmachen, als ob wir ein schlechtes oder gar das schlechteste Stück von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Südafrika erhalten haben. Das ist in keiner Weise wahr! Und wer, mag er auch in Südwestafrika gewesen sein, von diesem Lande als von einer Sandwüste, von einem für Besiedelungszwecke nicht geeigneten Gebiete, von einem Mühlstein an unserm Halse und was dergleichen Wendungen mehr sein mögen, spricht, der zeigt damit nur, dass er Südafrika in Wirklichkeit nicht kennt und seine Natur als Besiedelungsgebiet überhaupt nicht begriffen hat. Nicht das schlechteste, sondern eines der besten Stücke aus der ganzen Ländermasse zwischen Kap- und Sambesi besitzen wir in Südwestafrika: nur müssen wir erkennen, was zu seiner Entwicklung dient — und nach dieser Erkenntnis handeln."

Der wagemutige Bremer Kaufmann Lüderitz hat in Angra Pequena, dem jetzigen Lüderitzbucht, am 6. August 1884 die deutsche Flagge gehisst und dadurch den Grundstein zu unserem jetzigen Schutzgebiet gelegt. Wir befinden uns also jetzt im Jubiläumsjahre der 25. Wiederkehr des Tages. Halten wir Revue über diese Zeit, dann müssen wir bekennen, dass wir dem ersten Baustein, den Lüderitz gelegt hat, nur wenige hinzugefügt haben. Aber wir wissen jetzt, wie wir bauen sollen, und den ersten Baumeister des Landes werden wir dadurch ehren, dass wir selbst in Zukunft gute Baumeister sind. Wenn dann abermals 25 Jahre in das grosse Reich der Vergangenheit dahin gegangen sein werden, werden wir mit mehr Befriedigung über unser grosses befreiendes Land schauen und uns sagen dürfen, dass wir jenem ersten nachgeeifert und die grosse von uns übernommene nationale und humane Aufgabe um das gebührende Stück gefördert haben. Schwer und dornenvoll wird unsere Arbeit sein, dem verständnisvollen, tatkräftigen und unverzagten Arbeiter aber wird der Segen der Arbeit nicht fehlen. —

Es ist Nachmittag geworden. Unser Reiseprogramm duldet kein längeres Verweilen in Tzumeb. Daher tragen uns um 5 Uhr nachmittags unsere Pferde aus dem Weich-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bild der neugeborenen Kulturstätte hinaus. Der 20 km entfernt liegende Otjikoto-See soll noch am Abend erreicht werden und das Ziel des Tagewerks für Menschen und Tiere sein.

Der Weg von Tzumeb nach dem Otjikoto-See ist nicht zu verfehlen. Dauernd hat das Auge einen Wegweiser vor sich. Er besteht in weitbauchigen oberirdisch verlegten Röhren, die in ununterbrochenem Strang beide Plätze miteinander verbinden. Denn Tzumeb, selbst wasserlos, bezieht sein Wasser in eigener Leitung aus dem 20 km entfernt liegenden See. Anders war die Wasserfrage nicht zu lösen. Von der wasserscheidenden Höhe, auf welcher es liegt, ist der Otjikoto-See die nächste ergiebige Wasserstelle. So streckt Tzumeb einen langen Arm nach dieser Richtung aus und zieht den See in den Bannkreis seiner kulturellen Technik. Der Wanderer aber hat seinen sicheren Wegweiser und kann den Weg nach dem See nicht verfehlen.

Tiefes Dunkel verhüllt den See, als wir anlangen. Da ist ein Zelt der Telegraphen-Abteilung, die vermittelst ihrer nach mannigfachen Richtungen gespannten Drähte Raum und Zeit für den Gedankenaustausch der Menschen überwindet, um den Werken des Krieges und Friedens zu dienen. Wir werden freundlich aufgenommen und müssen zu unserer mitgebrachten spartanischen Kost noch einige Zutaten entgegennehmen.

Aus dem Gespräche der Telegraphisten im Schutztruppengewand entnehmen wir, dass auch hier geklagt wird über die Einseitigkeit des Lebens im Zeltlager, über die Fülle der Entbehrungen und des Dienstes, der heute so wie gestern schon seit Monaten verlaufe und noch eine langwährende gleichförmige Zukunft vor sich habe. Gewiss, die meisten Soldaten bringen im Kriege dem Vaterlande grosse Opfer, für die es ihnen nur geringe Gegenwerte liefert. Trotzdem scheint hier das Leben noch durchaus lebenswert, und sicher wird es später in der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Erinnerung seiner verklärenden Reize nicht entbehren. Vielleicht wird sogar seine Wiederkehr gewünscht werden, wenn andere Zeiten den Lebenswagen über andere Gleise rollen.

So suchen wir beim magischen Schimmer einer Feldlaterne unzufriedene Herzen zu trösten. Dann legen wir uns alle auf den Erdboden des Zeltes nieder, hüllen uns in Decken und lassen den wohlverdienten Schlaf in seine Rechte treten.

Beim Aufgang der Sonne stehen wir an den Ufern des Otjikoto-Sees und schauen in seine kristallklaren Fluten, von denen im Schutzgebiet viel geschwärmt wird. Der See hat augenblicklich nur ganz vereinzelte Brüder, die von Natur aus dem Lande beschert sind. Später werden sicherlich durch Menschenhand mit Hilfe von Staudämmen, Talsperren und ähnlichen Anlagen noch manche künstliche Seen geschaffen werden. Einstweilen muss der Otjikoto-See noch als ein seltenes Kleinod betrachtet werden. Dem Eingeborenen scheint im allgemeinen sogar ein besonderes Wort für eine solche Naturschöpfung in seinem Wörterschatz zu fehlen. Er redet von einer „grossen Wasserstelle", ebenso wie er den Ozean, wenn er an seine Küste kommt, mit dem Ausruf „welch grosse Wasserstelle!" zu begrüssen pflegt.

Der Otjikoto-See ist reich an landschaftlichen Reizen. Kreisrund mit einem Durchmesser von etwa 200 m, liegt er in romantischen Felsen eingebettet. Steil und schluchtenreich steigen die Felsen an seinem Rande etwa 20 bis 30 m empor. In den Schluchten und an den Rändern findet sich üppige Vegetation, die der Farbenpracht des Bildes viel Malerisches verleiht und zu längerem Verweilen einläd.

Ueber die Entstehung des Sees sind verschiedene Urteile verbreitet. Der Laie glaubt einen ausgebrannten Krater, der sich mit Wasser gefüllt hat, vor sich zu haben. Die Annahme liegt insofern nahe, als tatsächlich solche

Seen, die als Kraterseen wissenschaftlich anerkannt sind, ausserordentlich viel Uebereinstimmendes mit ihm haben. Der Geologe jedoch verwirft die Ansicht des vulkanischen Ursprungs und spricht etwa folgendermassen: Wir befinden uns hier in einer ausgesprochenen Kalkformation, in der sich keinerlei vulkanische Ueberreste nachweisen lassen. Der Regen, der sich in den Sommermonaten reichlich über die Lande ergiesst, versickert schnell an durchlässigen Stellen und sammelt sich in unterirdischen Becken und Höhlen, die in dem weichen Kalkgestein allmählich ausgewaschen worden oder schon bei dem geologischen Aufbau des Landes entstanden sind. In einzelne der unterirdischen Stauwasser gestattet die Natur einen Einblick, nachdem die darüber lagernde Kalkdecke eingestürzt ist und den Spiegel des Grundwassers freigelegt hat. Ein solcher Einsturzsee ist der Otjikoto-See, ebenso wie eine Anzahl ähnlicher Gebilde, die sich in demselben Landstrich finden. Weit grösser als die Zahl der zutage tretenden ist fraglos die Zahl der unterirdischen Seen. Gerade hier werden sich der Wassererschliessung weite Räume eröffnen. —

Ein längeres Verweilen an diesem von der Natur bevorzugten Platz ist uns nicht vergönnt. Am Nachmittag des nächsten Tages wollen wir auf der Station Otavi sein, um auf dem Schienenweg wieder die Küste zu gewinnen So lautet unser Reiseplan. Deswegen brechen wir schon zwei Stunden nach Sonnenaufgang auf und sagen dem Otjikoto-See Lebewohl, Dankbarkeit im Herzen für die Naturfreuden, die uns hier beschieden gewesen sind.

Unser Weg führt uns durch das Bobosgebirge. Das Ziel des Tages soll die Bahnstation Chorab sein, von der uns, nach unserer Karte zu urteilen, kaum 20 km trennen. Wir dürfen uns in der Gewissheit wiegen, dass der Tag keine besonderen Anstrengungen von uns fordern wird, selbst wenn unsere geographische Karte mit ihren Angaben ein wenig hinter der Wahrheit zurückgeblieben sein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sollte. Die Gewissheit erfreut uns ganz besonders im Hinblick auf unsere Pferde. Sie sind bedenklich abgemagert. Alle schnelleren Gangarten, als Schritt, machen ihnen grosse Beschwerden. Wir müssen damit rechnen, dass eins unserer Tiere versagen wird, wenn die geforderten Leistungen nicht sehr bescheiden ausfallen.

Das Bobosgebirge darf nach übereinstimmender Ansicht der Landeskenner als das lieblichste des Schutzgebietes betrachtet werden; und wenn der Ehrentitel „Afrikanisches Thüringen" im Schutzgebiet nur einmal verliehen werden darf, muss er diesem Gebirge zugesprochen werden. Wir treffen es ganz besonders insofern glücklich, als die Flora schon ihr duftiges Frühlingsgewand angelegt hat. Wie aus den mannigfachsten Spuren hervorgeht, ist hier starker Regen niedergegangen. Den Empfang hat die Natur dankbar bestätigt, indem sie sich in ein buntes Festgewand geworfen hat. Da keimt, grünt und blüht alles. Die Fülle der Blumen und Blüten webt ein farbenprächtiges Bild und erfüllt die Lüfte mit den Wohlgerüchen eines grossen Blumengartens.

Ganz besonders üppig enthüllt uns Flora ihre jungfräulichen Reize, als wir von dem Bobosgebirge wieder in die Steppe hinabsteigen. Da ist ein Graswuchs, wie ihn selten ein menschliches Auge schaut. Er gleicht förmlich einer Entladung der kraftstrotzenden Erde. Starke, tiefgrüne Gräser, an Wuchs ähnlich den Halmen und Blättern üppig genährter europäischer Nelken, nur gewaltiger, fast zyklopisch und Mannshöhe erreichend, sind aus dem Erdboden hervorgeschossen. Fast möchte man wähnen, man müsse das Gras wachsen hören oder wachsen sehen. So sehr malt sich das Bild beschleunigten Werdens und Entstehens. Blumen und Kräuter, Sträuche und Bäume, sie alle keimen und blühen und wetteifern kokett in der Entfaltung farbenprächtiger Gebilde, gleichsam als wolle ein jedes der Kinder Floras auf sich deuten und eitel sprechen: „Ich bin das schönste".

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wer kennt all die Namen der Blumen, die nur zum geringen Teil in deutschen Feldern und Auen stammverwandte Geschwister haben? Hier wäre für einen Botaniker ein gelobtes Land. Sein Herz würde höher schlagen; er würde andächtige Lobeshymnen singen zum Ruhme und Lobe der gütigen und freigebigen Mutter Natur. Nur seine Botanisier-Trommel würde ihm vermutlich eine kleine seelische Trübung verursachen, indem er zur Erfüllung seines Wunsches, sie in einen geräumigen Ochsenwagen zu verwandeln, vergeblich nach Mitteln und Wegen ausspähen würde.

Das Erdreich, in seiner rotbraunen Färbung dem Boden Westfalens gleichend, erweckt den Eindruck, als ob es ein Nahrungsextrakt für Pflanzen sei. Kraftstrotzend und übersättigt mit Pflanzennährmitteln sieht es aus. Es scheint den Beschauer anzuflehen um Verwertung, um Dienstleistungen für den Herrn der Erde, gleichsam ob es müde sei, Jahrtausende brach danieder zu liegen, missachtet oder übersehen bei den Werken verschönernder Kultur. — Geduldet euch, ihr Steppen und Auen, er wird kommen, der Kulturträger, der Mensch. Mit erstaunten, weitgeöffneten Augen wird er euch anblicken und sich schelten, dass er träumend euch bisher übersehen, euch, die ihr würdig seid, seine Lieblinge zu sein.

Langsam reiten wir durch die Fluren. Während der heissesten Mittagsstunden strecken wir die Glieder unter einer weitspannenden Annaakazie, die kühlen Schatten spendet, aus; dann geht es weiter. Erst am späten Nachmittag, als die Sonne im Begriff ist, ihr müdes Haupt unter dem Horizont zur Ruhe zu betten, wird uns bewusst, dass wir unser Marschziel, die Bahnstation Chorab, längst erreicht haben müssten. Hatte uns doch unsere geographische Karte die Auskunft erteilt, dass unser Gesamttagesmarsch kaum 20 km umfassen werde. Mindestens diese Leistung aber haben wir nach unserer Schätzung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erzielt, die sich nach Ausschaltung aller zu einer Ueberschätzung führenden Faktoren ergibt.

Wo sind wir? Wir prüfen die Himmelsrichtung unseres Weges, wir vergleichen die Gebirgsformationen des Geländes mit den auf der Karte angedeuteten. Es scheint kein Anlass zu der Befürchtung, dass wir aus der beabsichtigten Richtung abgeirrt sind.

Also frohen Mutes weiter, wenn der Durst auch brennt und die angestrengten Tiere müde ihr Haupt hängen lassen.

Wenn ein müder Wanderer glaubt, seinem Ziele nahe zu sein, gibt der Glaube ihm frische Kraft und beflügelt seinen Fuss. Der Gedanke: „Ueber ein Kurzes bist du am Ziel„ wirkt wie Autosuggestion. Daher ist der Glaube für ihn heilsam, selbst wenn er falsch ist. Wenn ihm, dem Erschöpften, gesagt würde: „Du bist noch lange nicht am Ziel, noch viele Marschstunden trennen dich von ihm", würde das entmutigend auf ihn wirken. Die Furcht, die erforderliche Leistung nicht mehr bewältigen zu können, würde das Erwachen der schlummernden Kräfte verhindern. Während im ersten Falle das Vertrauen und die Zuversicht seine Kräfte bis zu den Grenzen der Möglichkeit spannen werden, wird er hier mit bangem Zagen seine Seele umstricken und entmutigt vorzeitig die Quelle seiner Kräfte für erschöpft halten.

So wäre es wahrscheinlich auch uns ergangen, wenn wir beim Untergang der Sonne in das noch im Schosse der Zukunft schlummernde Geheimnis eingeweiht worden wären, dass uns noch mehrere enttäuschungsvolle Marschstunden bevorstehen. Die Anstrengungen der letzten Tage haben an uns gezehrt. Der zur Neige gegangene Tag hat die Welt mit tropischer Hitze erfüllt, und uns doch nicht verhindert, abgesehen von einer mehrstündigen Mittagspause, zu Fuss oder zu Pferd rüstig vorwärts zu schreiten, um das gesteckte Marschziel zu erreichen. Speise und Trank haben aus Mangel an Mitteln eine unter-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geordnete Rolle gespielt. Das alles gibt uns Berechtigung, müde zu sein und die Erreichung unseres Marschzieles heiss zu ersehnen.

Pechschwarz ist die Nacht. Nur mit Mühe gelingt es uns, von dem durch Wagenspuren bezeichneten Wege nicht abzuirren. Die Aufbietung der gesamten Sehkraft ist erforderlich. Jedenfalls gilt das für denjenigen, der als Vorreiter den Pfadfinder spielen muss. Auch die andern nehmen hieran nach Bedarf teil. Im übrigen lassen sie voll Sehnsucht ihre Blicke in die Ferne schweifen, suchend nach einem Licht, dem weithin leuchtenden Boten einer menschlichen Heimstätte. Denn es besteht die Wahrscheinlichkeit, dass von der gesuchten Bahnstation aus ein Licht oder auch mehrere das Dunkel der Nacht durchdringen werden als frohe Botschaft und zuverlässiger Wegweiser für den erschöpft irrenden Wanderer.

Da taucht ein Licht auf, müde und bescheiden das Massiv der Nacht durchbrechend. Stürmische Freude bemächtigt sich unser. Die gesuchte Station muss vor uns liegen; so erwägen die Gedanken und gebären frohe Hoffnungen. Doch siehe da, schon sind wir dicht an dem Herde des Lichts. Was ist das? — Ein glimmender Baumstamm! Eigenartig, keine menschliche Hütte ist in der Nähe, keine Spur eines Menschen ist zu finden, der Urheber des Feuers gewesen sein könnte! Missmutig reiten wir weiter. Wo Feuer ist, sind Menschen, so denken wir; sind sie nicht hier, so sind sie nicht fern. Eine natürliche Zündung aus des Himmels weitem Gewölbe kann nicht erfolgt sein, da sich nicht die geringsten Anzeichen eines Gewitters bemerkbar gemacht haben. Also vorwärts, die Kräfte gespannt. Ueber ein Weilchen sind wir unter ruhigem Dache.

Das Weilchen wird zur Stunde. Wieder neckt uns ein Licht. Diesmal wird es mit abwartender Freude begrüsst. — Wirklich, ein zweites Gaukelspiel! Wieder ein

glimmender Baumstamm, dem sich hin und wieder mühsam einige Flammen entringen. Wie ist das möglich? Wer zündet hier Feuer an, einsame trockene Baumstämme in Brand setzend? Keine zusammengetragenen Aeste oder die Spuren einer künstlich angelegten Feuerstelle verraten, dass Menschen, die Hüter des Feuers auf Erden, hier gewesen sein können.

In Gedanken versunken reiten wir weiter. Fast könnte der Aberglaube der Kinderzeit, dass geheime Geister auf Erden ihren Spuk treiben, sich in der Seele verjüngen. — Siehe da, schon wieder ein Baumstamm, ein einsamer Stamm, der in langsamem Feuer verkohlt! Ist die Gegend verhext? Treibt ein neckischer Schelm sein Spiel mit uns?

Da ergreift Herr X. das Wort. Ein Aufruf an sein Gedächtnis hat ihm zur Klärung der Frage verholfen. Er erzählt mir, dass er von Landeskennern erfahren habe, dass in der heissen Sommerzeit Selbstzündungen des trockenen Holzes leicht vorkämen. Manchmal handle es sich darum, dass dicht am Holz liegende Flaschen wie ein Brennglas die Sonnenstrahlen sammeln und auf das leicht zündliche Holz ausstrahlen, so dass es schliesslich zu glimmen und zu brennen anfinge. Manchmal zünde sich das Holz auch ohne eine derartige Mitwirkung, indem es in einem bestimmten Verwitterungsprozess Gase entwickle, die die Zündung verursachen.

Das ist die Lösung des Rätsels. Einfache physikalische Vorgänge spielen sich hier ab. Davon sind wir jetzt überzeugt. So finden Wunder ihre natürliche Lösung. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind", sagt Faust. Hinter den Bollwerken der Wunder verschanzen sich die Religionen. Wenn sich alle Wunder so in natürliche physikalische Vorgänge auflösen, dann fallen die Bollwerke. Was bleibt dann von den Religionen und ihren Glaubenssätzen? fragen wir uns weiter.

So gibt das kleine äussere Erlebnis Anlass, unser

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Inneres in Schwingungen zu versetzen und uns die Müdigkeit und Marschverdrossenheit ein wenig vergessen zu lassen.

Als uns schliesslich unser Gespräch über Religionsprobleme nach geraumer Zeit zu ermüden anfängt, und unser Interesse wieder abschwenkt zu den Gedanken, die einen wegmüden Wanderer zu umstricken pflegen, ist die mitternächtliche Stunde bereits nahe. Nahe jedoch ist auch unser Marschziel. Auf den Schienenweg der Otavibahn stossen wir und können an seinen Kilometersteinen ablesen, wo wir uns befinden. Dort ergibt sich, dass wir nur noch wenige Minuten zu reiten haben, um an die Bahnstation Chorab zu gelangen. — Richtig! Da leuchten schon einige Lampen auf, unverkennbare Lampen und Hundegebell schallt dröhnend durch die träumende Nacht. Der letzte Argwohn eines Irrtums verlässt die ermutigte Seele.

Einige Menschen bemerken frühzeitig unser Kommen. Wir können sofort nach Ankunft unseren Abendgruss und die Bitte, Wasser für unsere Tiere zu erhalten, aussprechen. Die Tiere sind hochgradig erschöpft, und geraten, als sie das Wasser wittern, in fieberhafte Erregung. Auf die aus einem grossen Tender vollgeschöpften Eimer machen sie geradezu einen Angriff. Polternd rollt das Wasser durch ihren Schlund. Eimer leert sich nach Eimer mit einer Geschwindigkeit, die man nur im Reiche der Fabel suchen kann, wenn man nicht selbst Augenzeuge gewesen ist. Als wir die Summe feststellen, kommen auf jedes der Tiere fünf volle Eimer. Das scheint uns bedenklich viel. Wir wehren die Unersättlichen ab und versagen eine weitere Labung. Zur Tränke gehen nun auch wir. Man bringt uns Selterwasser. Kaum stillen lässt sich der Durst, nur beschwichtigen. Auch ohne Bacchus und Gambrinus schwelgen wir im Glücke des Trinkens.

Bei tiefem Schlaf verläuft der kurze Rest der Nacht. Der nächste Vormittag bringt uns zurück zur Bahnstation Otavi. Hiermit ist der grosse Kreis geschlossen; und als

die rollende Achse uns nach Swakopmund zurückgeführt hat, ist unsere Reise beendigt und dem ein Ziel gesetzt, was wir, nur weniges verheissend, als „Reiseplaudereien" bezeichnet haben.

Das aber, was die Seele in stillen Selbstgesprächen auch später noch oft plauderte, hat sie in Verse also gefasst:

Ein deutsches Koloniallied.

(Mel.: Stolz weht die Flagge).

1. Mein Vaterland, wohl preis ich dich,
Geliebtes deutsches Land.
Du bist jedoch zu eng für mich,
Mich zieht's nach fernem Strand,
Dorthin, wo wack're Männer kühn
Dein Banner einst gehisst,
Wo in den deutschen Kolonien
Jungdeutschland uns geboren ist.
Vom weit gewölbten Erdball zwar
Ein nur bescheid'ner Teil,
Ein Morgenrot jedoch, fürwahr,
Zu deutscher Völker Heil.

2. Mit schneller Schraube kämpft das Schiff
Sich durch den Ozean;
Und lauert auch Orkan und Riff,
Das ficht das Herz nicht an.
Denn durch die Brust erhebend zieht
Des Meeres Poesie;
Die klinget wie ein Freiheitslied,
Das Herz verjünget sie.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nach Deutschlands Kolonien zog's mich
Schon früh zur Knabenzeit,
Nun seh' ich in Erfüllung geh'n,
Worum ich jung gefreit.

3. Und stieg ich aus an fernem Strand,
Hei, wie das Herz mir schlägt!
Wie fühlt es dort sich festgebannt,
In Fesseln schnell gelegt!
Des Himmels Sonne nah' gerückt,
Noch harrend der Kultur,
O Tropenland bist du beglückt,
Du Liebling der Natur!
Da regt der Wille sich zur Tat,
Der Schwächling wird ein Mann,
Durch freie Lande führt sein Pfad
Und trägt ihn himmelan.

4. Nur, wer als böse Kreatur
Das Gute schilt als schlecht,
Und wer Philister von Natur,
Der wagt ein Wortgefecht.
Wer mutig in die Zukunft schaut,
Wenn frei gedeiht der Sinn,
Der fühlt als Freund sich angetraut,
Euch, Deutschlands Kolonien.
Der spricht: wohlauf, auch ich geh frei'n
Um hoher Güter Glück;
Dort lohnt es sich, die Kraft zu weih'n
Dem deutschen Volksgeschick.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

5. Drum liegt verklärt ihr vor mir da,
Germanias Kinder nun,
Du Ost-, du Südwestafrika,
Du Togo, Kamerun,
Und ihr dort, wo die Südsee tobt,
Ihr Lande jungfräulich;
Der deutschen Flagge sei's gelobt,
Euch weih' mein Leben ich!
Und fahr ich einst in Charons Kahn
Auf letzter Fahrt dahin,
Noch sterbend ruf ich dreimal dann:
Hurra die Kolonien!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Paul Leutwein

„Du weitest Deine Brust, Der Blick wird freier."

Kriegs- u. Wanderfahrten in Südwest.

Preis:

Elegant gebunden M. 3.50, broschiert M. 2.50.

Ein Urteil

aus der „Deutschen Kolonialzeitung":

„Ein übermütiges, hier und da burschikoses Büchlein, reich an dichterischen Stimmungen, mit Erinnerungen an das alte, nun bald absterbende Wild-Südwest und mit frischen, fesselnden Kriegsbildern. Für die reifere Jugend ist es nicht geschrieben, sondern für die alten Südwestafrikaner, die es mit seinem Humor nach den vielen, oft so einförmigen Kriegsschilderungen, wie der erste Regen anmuten wird.

(Ph. Kuhn.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
oder direkt vom

Deutschen Kolonialverlag

(G. Meinecke)

BERLIN W. 30.

Neu erschienen!

Deutscher Kolonial-Kalender

und

statistisches Handbuch für das Jahr 1909

Nach amtlichen Quellen neu bearbeitet

Einundzwanzigster Jahrgang. — Preis Mk. 1.80.

Die Bearbeitung der neuen Ausgabe wurde mit grösster Sorgfältigkeit vorgenommen und bringt daher bis auf die letzte Zeit ergänztes zuverlässiges Material. Ein unentbehrliches Handbuch für alle, die mit und in den Kolonien arbeiten!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom

Deutschen Kolonialverlag (G. Meinecke), Berlin W. 30.

Am 1. Januar 1909 begann der neue

10. Jahrgang

der

Kolonialen Zeitschrift

herausgegeben von

Oberleutnant a. D. Franz Kolbe.

Monatlich 2 Hefte.

Preis vierteljährlich Mark 2.50 (mit Porto Mark 2.80.)

Der neue Jahrgang wird insofern eine Erneuerung erfahren, als er u. a. auch einen spannenden, in Südwest spielenden

Kolonialroman

bringen wird. Ausser aktuellen Leitartikeln und wertvollen Beiträgen erster Kolonialschriftsteller gibt namentlich die Umschau über deutsche und fremde Kolonien dem beliebten Blatt den Stempel der Unentbehrlichkeit für alle Kolonialinteressenten.

Probenummern stehen gratis und franko zur Verfügung!

Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke), Berlin W. 30.

T 53 340 075

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main